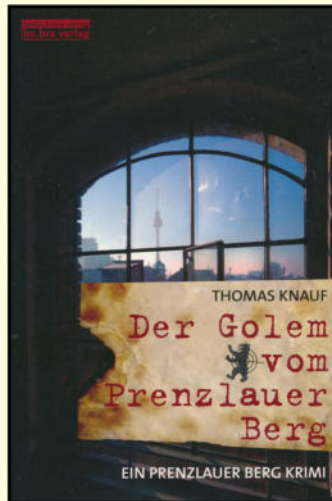
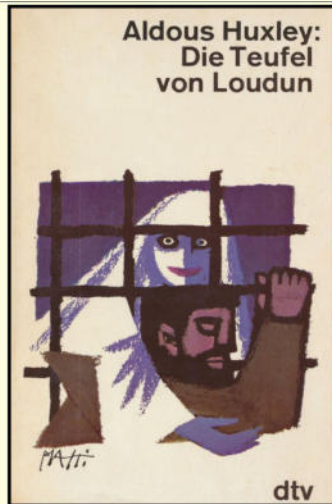
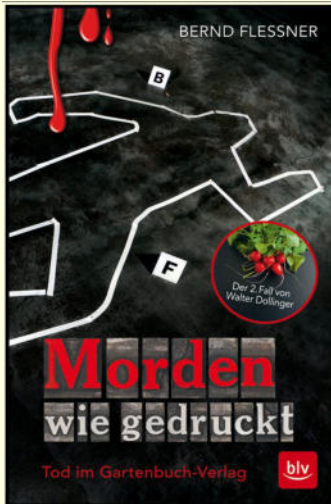


edfc



Fantasia 1243e

Aus der phantastischen Welt der Literatur



Fantasia 1243e

Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.

ISSN 0934-1463 – 48. Jahrgang.

Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.

Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau

edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Collage

EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2025 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2025-11

# AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

---

**Franz Schröpf**

**Fantasia 1243e – Magazin für Phantastik**



**edfc**

M. A.  
CARRICK



STURM  
GEGEN STEIN

**M. A. Carrick**

***Rabe und Rose 2: Sturm gegen Stein***  
***(Rook and Rose 1: Mask of Mirrors, 2021)***

**Panini Books (PB 396 S./€ 19,00)**

**Stuttgart 2024**

**Aus dem Amerikanischen von Kerstin  
Fricke**

**Genre: Fantasy**

„Ihr seht aus, als hätte man Euch durch den Fluss geschleift. Ich hätte Euch ja länger ausruhen lassen, aber Tess hat derart beharrlich nach etwas anderem als Stoff verlangt, dass ich mir Sorgen gemacht habe.“ Sein Blick wanderte über die Schürfwunden, die nicht einmal die Schminke verbergen konnte. „Ich habe eine ganze Apotheke an Heilmitteln dabei. Und noch mehr Schokolade. Tess bereitet sie gerade zu. Benehme ich mich zu aufdringlich?“ (S. 12)

Arenza Lenskaya, genannt Ren, hat sich in der Stadt Nadežra in die Familie der Traementis eingeschlichen. Sie muss zu ihrem Entsetzen jedoch feststellen, dass in Nadežra nicht nur die übelsten Intrigen gespon-

nen werden, sondern auch dunkle Magie geübt wird, die die gesamte Stadt bedroht. Sogar ein Gesetzloser, der sich der Rabe nennt, treibt sein Unwesen – oder wird er etwa gar Rens Verbündeter im Kampf gegen das Unheil?

Im Original besteht die Romanfolge aus einer Trilogie, die im Deutschen wegen des enormen Umfangs in insgesamt sechs Bände gesplittet wurde. *Das Pfauennetz*, *Der Lügnerknoten*, *Das Gesicht aus Glas* und *Das Herz des Labyrinths* erwarten den wie einen Flitzebogen gespannten Leser.



BERND FLESSNER

B

F

Der 2. Fall von  
Walter Dollinger

# Morden wie gedruckt

Tod im Gartenbuch-Verlag





**\*Flessner, Bernd: Morden wie gedruckt**

**Bernd Flessner [1957–]**

*Walter Dollinger 2: Morden wie gedruckt.*

*Tod im Gartenbuch-Verlag*

blv (TB 272 S./€ 9,99)

München 2016

Genre: Krimi

Farina Dollinger versuchte, die Zahl der Gäste zu schätzen und entschied sich für hundert plus X. Aber noch immer trafen neue Gesichter ein, unter ihnen auch prominente. Verbrauchte und noch unverbrauchte Stadträte. Landtagsabgeordnete. Bekannte und fast vergessene Medienstars. Buchhändler, Lektoren, Fotografen, Grafiker und natürlich Autoren. Schließlich ging es um den siebzigsten Geburtstag des Bayerischen Landwirtschaftsverlags. Gegründet 1946 vom Bayerischen Bauernverband, lizenziert von den Alliierten, um die bayerischen Bauern mit landwirtschaftlichem Fachwissen zu versorgen. Lebensmittel waren knapp, die Nach-

kriegszeiten schlecht. Jeder Kohlkopf zählte.

Heute, siebzig Jahre später, kam der Verlag ohne fürsorgliche Alliierte und strohgefütterte Behelfskochkisten aus. Die Zeiten waren andere, die Leser kamen längst nicht mehr nur aus dem ruralen Milieu, sondern auch und gerade aus dem urbanen. Bio, Öko, Deko. Fitness, Wellness, Coolness. Selbstversorgung, Kreativität, Do-it-yourself. Bergsteigen, Jagen, Tierhotels. Das waren jetzt die Themen. Jeder Tipp zählte. (S. 6)

Der Bayerische Landwirtschaftsverlag, kurz blv, bekannt für Werke über Garten und Natur, feiert anno 2016 in München groß sein siebzigstes Jubiläum. Verlagsleiterin Rose Fuchs, ihre tüchtige junge Mitarbeiterin Farina Dollinger und die Lektorin Theresa Schneider warten auf das Auftreten des unglaublich erfolgreichen Starautors Hektor Beetschneider, bekannt für seine sensationellen Sachbücher mit Titeln wie „Intime Gespräche. Das geheime Nachtleben von Brokkoli, Zucchini, Rhabarber und Co.“ oder

„Berührte Blätter. Berührende Blätter. Fühlen mit Pflanzen“.

„Beetschneider!“, entfuhr es Farina und trat respektvoll zur Seite. Ohne sie auch nur eines Blickes zu würdigen, taumelte der Starautor an ihr vorbei, ruderte sanft mit den Armen, als suchte er Halt, röchelte laut, fasste sich an die Brust und platzierte mühsam die nächsten Schritte.

„Mit dem stimmt etwas nicht“, hauchte Theresa besorgt. „Dem geht’s nicht gut.“

Die beiden Frauen überwandten ihre vorübergehende Benommenheit und setzten Beetschneider nach, der Fahrt aufgenommen hatte. Vornübergebeugt vergrößerten sich seine Schritte. Als die Frauen ihn endlich eingeholt hatten, breitete er unmittelbar hinter Rose Fuchs seine Arme aus. Er hob aber nicht ab, sondern riss die Verlagsleiterin und mehrere Gäste zu Boden. Die Verstärkeranlage schrie kurz elektronisch auf und verstärkte dann die Geräusche der am Boden Liegenden. (S. 10f)

Ganz wohl scheint Beetschneider allerdings nicht zu sein, denn er röchlet und fällt zu Boden.

Die Obduktion bringt zu Tage, dass Beetschneider mit einer intravenösen Injektion, die aus einer Mischung des Lösungsmittels Phenylmethan und einer Sorte nicht mehr im Handel befindlicher Druckerschwärze vom Leben zum Tode befördert wurde.

Natürlich wurde auf dieser großartigen Feier viel photographiert, und wie es der Teufel will, zeigt eines der Fotos Farina Dollinger kurz vor Beetschneiders Tod direkt neben diesem, was den geistig nicht sehr beweglichen Kriminalkommissar Schwertfeger veranlasst, Farina unter die Hauptverdächtigen einzureihen. Da kann ihr Vater Walter Dollinger, Rentner mit detektivischen Ambitionen, nicht ruhig bleiben, sondern muss energisch in die Ermittlungen eingreifen.

Die Kommentare im Netz ließen nicht lange auf sich warten. Die Druckerschwärze als Tatwaffe beflügelte umgehend die Fantasie der Journalisten. *Mord mit spitzer Feder*, formulierte einer, *Der*

*schwarze Tod* ein anderer, *Autoren morden anders* ein dritter. Keiner der Kommentatoren hatte auch nur den geringsten Zweifel daran, dass der Drucker-schwärze eine symbolische Bedeutung zukam. Der Mörder musste ausgesprochen gute Gründe für seine Wahl gehabt haben. Gründe, die für einen Täter aus der Verlagsbranche, dem Buchhandel oder der Autorenschaft sprachen. Ein vierter Autor brachte die Vermutung auf den Punkt, indem er von einem Szenemord sprach, einem *Mord unter lieben Kollegen*. (S. 36)

Wie man an dem vorliegenden Krimi *Morden wie gedruckt* sieht, ist Autor Bernd Flessner sehr bewandert in der Verlagsszene, die er freundlich-hämisch karikiert: Man beachte, dass sein Roman just in dem Verlag erschienen ist, in dem er spielt, nämlich bei blv, was beweist, dass man dort durchaus Humor hat.

*Morden wie gedruckt* liest sich ein wenig uneinheitlich, denn einige Passagen sind etwas umständlich erzählt, andere wieder stilistisch und dramatisch perfekt. Man

muss aber konstatieren, dass der Roman umso mehr fesselt, je weiter er bis zum fulminanten Ende fortschreitet.

Aber nicht nur der blv-Verlag wird von Flessner herangenommen.

Der *BigBook-Store* war nicht schwer zu finden. Die wuchtige Fassade mit dem nicht nur in Deutschland bekannten Firmenlogo beherrschte den Marienplatz. Sofern man mit dem Rücken zum Rathaus stand. Auf gleich vier Etagen gab es jedes Buch zu kaufen, das der Konzern zu seinen Bedingungen von mehr oder weniger großen Verlagen gekauft hatte. Die Bücher kleinerer Verlage fehlten also. Dafür gab es die aktuellen Bestseller gleich palettenweise. Wer den Store betrat, musste erst einmal diese Paletten und mehrere Displays passieren, um zu weiteren Verkaufstischen zu gelangen, auf denen sich die Werke bekannter Autoren stapelten. Viele Bücher waren als „Tipp unserer Mitarbeiter“ gekennzeichnet, die auf kurzen, handgeschriebenen Briefchen ihre maßlose Begeisterung ausdrückten. Geheimtipps

waren nicht darunter. Hier ging es um  
Mainstream, Bestsellerlisten, Auflagen-  
rekorde, Blocksatz, Absatz, Umsatz.  
(S. 55)

Es ist offensichtlich, dass es sich bei der  
hier beschriebenen vierstöckigen Buch-  
handlung am Marienplatz in München um  
die bekannteste der zahlreichen Hugendu-  
bel-Filialen handeln muss. Dass das Haus  
ganz auf Bestseller ausgerichtet ist, traf  
zumindest im letzten Jahrtausend nur auf  
das Parterre zu; in den höheren Etagen fan-  
den sich viele ausgefallene Werke, darunter  
beispielsweise *The Cat in the Hat* von Dr.  
Seuss im englischen Original. Bei den  
Stockwerken nicht mitgezählt wurde übrige-  
ns ein niedrigeres, nur über eine Geheim-  
türe zugängliches Zwischengeschoss, das  
als Büro dient.

Dollinger riskierte einen Blick, ohne auf  
Schamanen, Aromatherapie und Eige-  
nurin zu achten. (S. 57)

Und das ist noch ein weiterer kleiner Seitenhieb auf das attraktive Hugendubel-Programm.

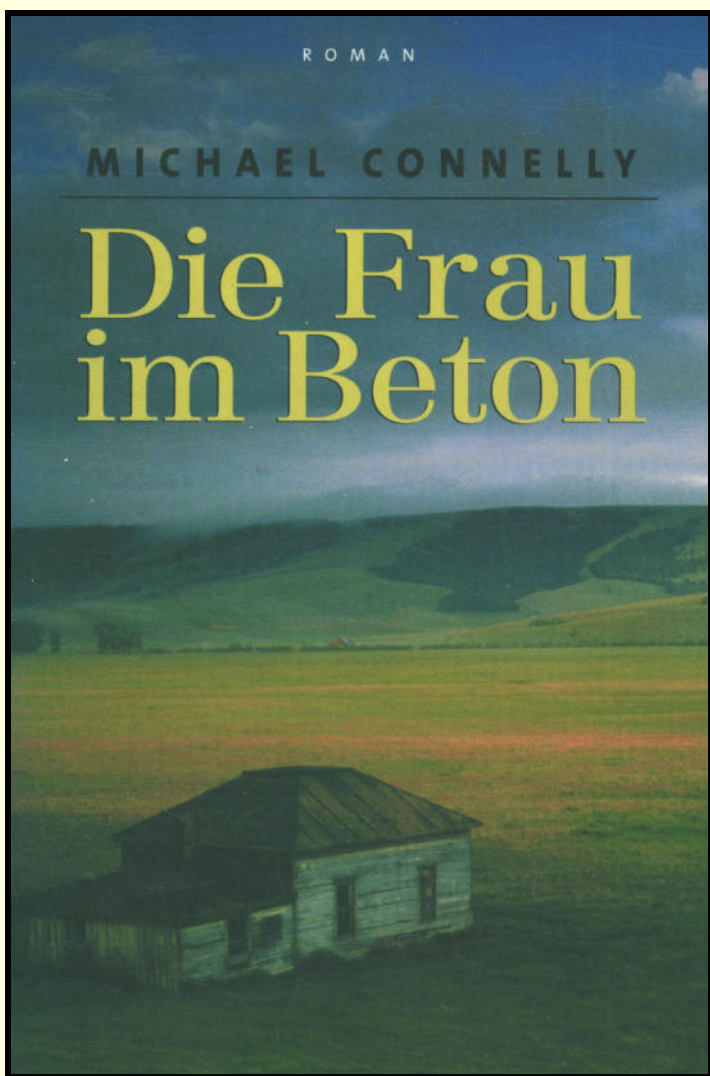




ROMAN

MICHAEL CONNELLY

# Die Frau im Beton



**\*Connelly, Michael: Frau im Beton**

**Michael Connelly [Michael Joseph Connelly, 1956–]**

*Harry Bosch 3: Die Frau im Beton*  
(*The Concrete Blonde*, 1994)

**Bechtermünz (HC 430 S./DM xx)**

**Augsburg 2000**

**Aus dem Amerikanischen von Norbert Puszkar**

**Genre: Krimi**

Mit einem lauten Bersten schlug die Tür auf. Bosch nahm Kampfposur ein und bewegte sich in der Hocke über die Schwelle. Sofort erblickte er den Mann, der am anderen Ende des Raums hinter einem Bett stand. Er war nackt, nicht nur sein Kopf war unbehaart, sondern sein ganzer Körper. Bosch sah, wie sich die Augen des Mannes mit Schrecken füllten, und schrie mit hoher, greller Stimme.

„POLIZEI! KEINE BEWEGUNG!“

Der Mann erstarrte, allerdings nur kurz, dann beugte er sich nach unten und griff mit dem rechten Arm nach

dem Kissen. Er zögerte und streckte dann seinen Arm weiter aus. Bosch konnte es nicht glauben. Verdammt noch mal, was tat er? Die Zeit blieb stehen. Das Adrenalin, das ihm durch den Körper schoß, dehnte seine Wahrnehmung ins Zeitlupentempo. Bosch wußte, entweder griff der Mann zum Kissen, um sich damit zu bedecken, oder er ...

Die Hand fuhr unters Kissen.

„TU’S NICHT!“

Unter dem Kissen hatte die Hand etwas gefunden. Seine Augen hatte der Mann die ganze Zeit nicht von ihm abgewendet. Jetzt begriff Bosch. Nicht Schrecken erfüllte seinen Blick. Es war etwas anderes. Zorn? Haß? Die Hand kam wieder unter dem Kissen hervor.

„NEIN!“

Bosch feuerte einen Schuß, die Waffe schlug in seinen Händen nach oben. Der nackte Mann wurde hochgeschleudert und fiel nach hinten. Er krachte gegen die holzgetäfelte Wand, prallte ab und fiel, um sich schlagend und würgend, quer übers Bett. Bosch bewegte sich

schnell weiter ins Zimmer vor und zum Bett. (S. 7)

The door swung open with a loud crack. In a crouch, Bosch moved through the threshold in the standard combat stance. Right away he saw the man across the room, standing on the other side of a bed. The man was naked and not only bald but completely hairless. His vision locked on the man's eyes and he saw the look of terror quickly fill them. Bosch yelled, his voice high and taut.

„COPS! DON'T FUCKING MOVE!”

The man froze, but only for a beat, and then began bending down, his right arm reaching for the pillow. He hesitated once and then continued the movement. Bosch couldn't believe it. What the fuck was he doing? Time went into suspension. The adrenaline pounding through his body gave his vision a slow-motion clarity. Bosch knew the man was either reaching for the pillow for something to cover himself with, or he was-

The hand swept under the pillow.

„DON'T DO IT!”

The hand was closing on something beneath the pillow. The man had never taken his eyes off Bosch. Then Bosch realized it wasn't terror in his eyes. It was something else. Anger? Hate? The hand was coming out from beneath the pillow now.

„NO!”

Bosch fired one shot, his gun kicking up in his two-handed grasp. The naked man jerked upright and backward. He hit the wood-paneled wall behind him, then bounced forward and fell across the bed thrashing and gagging. Bosch quickly moved into the room and to the bed.

Harry Bosch, Detektive bei der Polizei von Los Angeles, hat den sogenannten Puppenmörder gestellt. Mindestens elf Frauen hat dieses Monster schon auf dem Gewissen, das seinen Spitznamen der Tatsache verdankt, dass er seine Opfer, nachdem er sie mit den Trägern ihrer Handtaschen erwürgt hat, sehr auffällig schminkt.

Bosch will nicht auf Verstärkung warten, denn er befürchtet, dass der Mörder gerade die nächste Frau ins Jenseits befördern will. Doch Norman Church will auf Boschs Aufforderung die Hände nicht heben, sondern greift unter ein Kissen. Bosch vermutet eine Waffe und erschießt Church – doch unter dem Kissen liegt nur eine Perücke.

Vier Jahre sind seither vergangen. Bosch ist für sein Vorgehen zwar gerügt, aber nicht bestraft worden. Doch nun verklagt die Witwe Deborah Church den vermeintlichen Mörder ihres Mannes auf eine ungeheure Summe. Sie wird vertreten durch die unglaublich gewiefte Anwältin Honey Chandler, die nicht ohne Grund den Spitznamen Money trägt, während Bosch von dem unerfahrenen und weder sonderlich cleveren noch wesentlich sympathischen Rodney Beck repräsentiert wird. Immerhin muss Bosch im Fall einer Niederlage weder den Anwalt noch die Entschädigung zahlen, denn das übernimmt die Stadt, aber seiner Karriere wäre ein solcher Ausgang sicher nicht förderlich.

Noch während des Geschworenenprozesses nimmt der Fall eine unerwartete

Wendung, wie Lieutenant Harvey Pounds dem Beklagten berichtet.

„[...] Erinnerst du dich an Bing's auf der Western Avenue?“

„Bing's? Klar, südlich vom Boulevard. Eine Billardhalle. War das nicht eines der Gebäude, die während der Rassenkrawalle abbrannten?“

„Genau“, sagte Pounds. „Total ausgebrannt. Sie haben den Laden geplündert und dann Feuer gelegt. Nur noch das Betonfundament und drei Wände sind übrig geblieben. Die Stadt hat eine Abrißverfügung erwirkt, aber der Besitzer hat noch nichts getan. Auf alle Fälle sagt der Brief, dort ist es. Sie sei unter der Bodenbetonplatte begraben. Edgar ist hin – mit ein paar Arbeitern von der Stadt, Preßlufthämmern, das ganze Arsenal ...“

Pounds zog es in die Länge. Was für ein blödes Arschloch, dachte Bosch. Diesmal würde er länger warten. Als das Schweigen endlich nicht mehr auszuhalten war, sprach Pounds weiter.



„Er fand eine Leiche. Wie es in dem Brief stand. Unter dem Beton. Eine Leiche. Das ist ...“

„Wie alt ist sie?“

„Wissen wir noch nicht. Aber sie ist alt. Deshalb rufe ich dich an. Du mußt in der Mittagspause hinfahren und sehen, was du davon hältst. Du weißt schon – ist es wirklich ein Opfer des Puppenmachers oder spielt irgendein anderer Perverser an unseren Eiern? Du bist der Fachmann. Du könntest rausfahren, wenn der Richter Mittagspause macht. Ich treffe dich dort. Zur Prozeßöffnung bist du rechtzeitig zurück.“  
(S. 17)

You remember Bing's, on Western?”

„Bing's? Yeah, south of the Boulevard. Bing's. A pool hall. Didn't that place go down in the riots last year?”

„Right,” Pounds said. „Complete burn-out. They looted and torched the place. Just the slab and three walls left standing. There's a city demolition order against it but the owner hasn't acted yet. Anyway, that's the spot, according

to this note we got. Note says she was buried under the floor slab. Edgar went out there with a city crew, jackhammers, the works...”

Pounds was dragging it out. What a petty asshole, Bosch thought. This time he would wait longer. And when the silence grew nervously long, Pounds finally spoke.

„He found a body. Just like the note said he would. Beneath the concrete. He found a body. That’s—”

„How old is it?”

„Don’t know yet. But it’s old. That’s why I’m calling. I need you to go out there during the lunch break and see what you can make of this. You know, is it legit as a Dollmaker victim or is some other wacko jerking us off? You’re the expert. You could go out there when the judge breaks for lunch. I’ll meet you there. And you’ll be back in time for openers.”

Im Betonfundament eines Billardsaloons, der während der Unruhen um Rodney King ausgebrannt ist, hat man eine Frauenleiche

gefunden, die just so hergerichtet ist wie die Opfer des Puppenmörders. Hingewiesen wurde die Polizei durch einen anonymen Brief, der mit ähnlichen Versen formuliert war wie einige Schreiben des Täters.

Fatal für Bosch ist, dass die Frau erst nach dem Tod von Church einbetoniert wurde. War nun Church unschuldig? Oder gibt es einen Nachahmer, Trittbrettfahrer oder Mittäter? Hat etwa gar die Anwältin der Witwe ihre Hand mit im Spiel, um eine möglichst hohe Entschädigung herauszuschlagen? Boschs Hypothese geht dahin, dass sich ein zweiter Sexualverbrecher an Church angehängt hat, um seine Taten dem Puppenmörder zuschreiben zu können. Dafür würde vor allem sprechen, dass Church selbst seine Opfer immer offen abgelegt hat, was der Jünger, wie er getauft wird, nach dem Tod seines Vorbild nicht mehr zu tun wagte, um nicht enttarnt zu werden. Die große Frage ist allerdings, was ihn, wenn es ihn denn gibt, dazu bewogen hat, sich durch einen Brief bloßzustellen.

Michael Connelly war, bevor er sich der Schriftstellerei zuwandte, Gerichtsreporter, was sich in seinem Roman *Die Frau im Beton*

durchgehend niederschlägt. Nicht nur die Szenen vor Gericht, die sich mit der Suche nach dem zweiten Mörder abwechseln, zeugen von ausgesprochener Fachkenntnis, sondern auch die Ermittlungsarbeit der Polizei ist exakt und minutiös dargestellt. Das große erzählerische Talent des Autors trägt seinen Teil dazu bei, den Roman zu einer hochinteressanten und eminent spannenden Lektüre zu machen.





**Ella W. Anders**

***Austanzt. Niederbayern-Krimi***

**Spielberg (PB 270 S./€ 12,90)**

**Neumarkt/Regensburg 2016**

**Genre: Krimi**

In eine weiche Decke im Schottenkaro gekuschelt, lümmelte Eva Bauer auf der bequemen breiten Sitzbank am Fenster ihres Hotelzimmers und blickte nachdenklich hinaus in die Nacht. Dichtes Schneetreiben hüllte den weltbekannten Kurort in Niederbayern ein und verhinderte die Sicht auf das Fünf-Sterne-Hotel BAYERN-Inn, welches seit Wochen traurige Berühmtheit genoss. Man hatte Eva Bauer gerufen, als absehbar war, dass die polizeilichen Ermittlungen wegen Mordes in dem Nobel-Hotel ins Leere laufen. Sie war umgehend angereist, hatte sich aber aus gutem Grund im benachbarten HAUS BERNSTEIN einquartiert.

Leises Klopfen an der Tür unterbrach ihre Gedanken. Sie erhob sich und griff nach dem Glas mit heißem Punsch, das

ein Zimmerkellner diskret herein reichte.

Eigentlich war der Fall sonnenklar: männlicher Kurgast, nicht mehr ganz jung, sehr vermögend, lag röchelnd am Beckenrand der berühmten Therme, stammelte den Namen des Nobel-Hotels BAYERN-Inn, in dem er erst wenige Stunden zuvor abgestiegen war und flüsterte mit erstickender Stimme die Zimmernummer. Dann hatte er sich mühsam aufgerichtet, war ausgestreckt in das dampfende Wasser gefallen und trieb als Leiche der Umwälzanlage entgegen. (S. 7)

Im schönen Bad Füssing liegt das Bayern-Inn im Besitz von Fritz Krenner, der die Detektivin Eva Bauer engagiert hat. In der nahegelegenen Therme ist nämlich ein Kurgast namens Denis Leonhard verstorben, der mit letzter Luft den Namen seines Hotels geröchelt hat, und nicht nur das, er hat auch noch die Zimmernummer 158 hervorgeflüstert, was insofern seltsam ist, als er in Nummer 118 gewohnt hat.



Eva Bauer quartiert sich sicherheitshalber im Haus Bernstein ein, wo sich auch ein kurioser Gast namens Maxim Kessler, Strafverteidiger, in Begleitung von gleich drei Damen einquartiert hat, gemeinsam das Bayern-Inn nahezu fluchtartig verlassend.

Dieses Mal rauschte nur das Duschwasser viel länger als üblich. Eva versuchte, unter dem heißen Wasserstrahl zu kombinieren. Warum rief der Tote unmittelbar vor seinem Hinscheiden zwar den richtigen Namen seines Hotels, nannte aber, wie sie erst seit heute weiß, eine falsche Zimmernummer? Warum ist das erstklassige Personal des sogenannten „Mord Hotels“ BAYERN-Inn so hochgradig genervt? Was weiß es? Was verschweigt es? Woran ist es evtl. sogar beteiligt? (S. 17f)

Aber die Angelegenheit erlebt eine weitere Steigerung, als just der Bademeister, der Denis Leonhard aufgefunden hat, selbst tot am gleichen Beckenrand liegt.

*Austanzt* ist ein amüsanter Regionalkrimi von einer Autorin, die hier unter Pseu-

donym schreibt, weil sie selbst über ein Jahrzehnt ein Hotel in Bad Füssing geleitet hat, weshalb sie die Szene aus eigener Anschauung kennt.



*krimi*  *bibliothek*

**ED McBAIN**

Big Bad City

**Ed McBain [Evan Hunter, geb. Salvatore  
Albert Lombino, 1926–2005]**

**87th Precinct 49: Big Bad City. Roman aus  
dem 87. Polizeirevier**

**(The Big Bad City, 1999)**

**Stern Krimi-Bibliothek 05**

**(HC 334 S./€ 6,95)**

**München 2005**

**Aus dem Amerikanischen von Uwe  
Anton**

**Genre: Krimi**

Die Jungs waren zwischen siebzehn und vierundzwanzig, fünfundzwanzig Jahre alt, vermuteten die Streifenpolizisten, und alle trugen T-Shirts und, wie einer der Cops von Adam Four es nannte, „Schlabbershorts“, womit er meinte, dass sie bis unter die Knie reichten. Das weiße Team trug weiße T-Shirts, das blaue Team trug blaue T-Shirts. Der Junge, der mit zwei Einschusslöchern in der Brust auf dem Boden lag, gehörte zum weißen Team – oder hatte dazugehört –, doch sein T-Shirt wies jetzt einen großen hellroten Fleck auf. (S. 11)

Ein Junge liegt am Boden, erschossen. Er gehörte zu einer Gruppe von ursprünglich zehn Basketballspielern, fünf gegen fünf, die jetzt allesamt des Mordes verdächtig sind.

Aber das ist ein relativ einfacher Fall im Vergleich zu dem nächsten Mord.

Das Mädchen lag ausgestreckt auf dem Kiesweg. Vor einer Parkbank im Grover Park, nur wenige Meter von der Grover Avenue und keine sieben Blocks vom Revier entfernt. Es trug eine weiße Bluse und hellblaue Hosen, weiße Socken und gestreifte Reeboks. Die Fliegen waren schon da. Nirgendwo eine Spur von Blut, aber die Fliegen naschten an den weit aufgerissenen Augen. Man brauchte keinen Gerichtsmediziner, um zu sehen, dass das Mädchen erwürgt worden war. Die blauen Flecken am Hals bestätigten ihre erste Vermutung. (S. 15)

Eine junge Frau liegt erwürgt auf einer Parkbank. Das ist ein Fall für die Polizisten Carella und Brown von 87. Polizeirevier in

Isola, womit allem Anschein nach Manhattan gemeint ist.

Auch zwei nach Meinung der Polizisten sowohl überflüssige als auch unfähige Detectives namens Monoghan und Monroe nehmen sich des Falls an.

„Sieh an, sieh an, was haben wir denn hier?“, sagte jemand, und sie drehten sich um und sahen Monoghan und Monroe, die auf die Bank zugewatschelt kamen. In dieser Stadt war die Anwesenheit von Detectives der Mordkommission am Tatort eines Mords oder Selbstmords Vorschrift. Obwohl die Detectives des zuständigen Reviers den Fall bearbeiten mussten, waren die von der Mordkommission stets in ihrer Funktion als Aufseher und Berater dabei. In der guten alten Zeit war das nicht so gewesen. Damals galten die Cops von der Mordkommission als Elite. Aber die gute alte Zeit war schon längst vorbei, und heutzutage löste die Ankunft der Detectives von der Mordkommission bei den Cops des Reviers, die den Fall tatsächlich bearbeiteten,

nicht unbedingt besonderen Enthusiasmus aus. Der Gerichtsmediziner hatte gerade sein Stethoskop unter die Bluse des toten Mädchens geschoben. Monoghan schaute drein, als fände er das irgendwie anstößig. Monroe ebenfalls. (S. 19f)

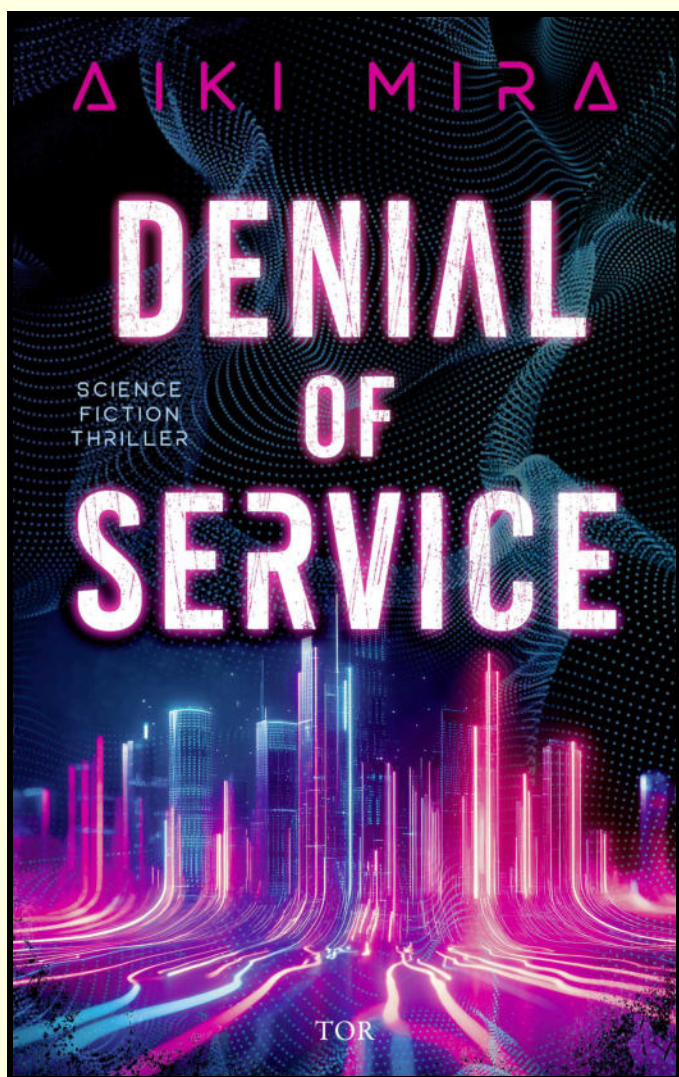
Die junge Frau trägt an ihrem Finger einen Ring mit der Inschrift IHS, was sie als Nonne ausweist. Dass sie keine Tracht trägt, ist nicht weiter auffällig, weil das nur noch die wenigsten Nonnen tun. Seltsamer ist schon, dass der Gerichtsmediziner Carl Blaney feststellt, dass sie sich vor weniger als vier Jahren Brustimplantationen einsetzen ließ.

Die junge Frau wird als Schwester Mary Vincent, mit bürgerlichem Namen Kate Cochran, identifiziert, und sie ist vor sechs Jahren in ihren Orden eingetreten, was die Brustimplantate noch merkwürdiger erscheinen lässt.

Nebenbei quält ein Serieneinbrecher die Stadt, der nach jeder Tat eine Schale selbstgebackener Schokokekse zurücklässt und deshalb den Spitznamen Cookie Boy bekommen hat.



Die neunziger Jahre sind das Age of Cool, weshalb sich in *Big Bad City* nicht nur die Cops und Robbers völlig cool geben, sondern auch der Autor einen völlig coolen Stil schreibt. Abgesehen davon, dass Ed McBain die Coolness ein wenig übertreibt, ist *Big Bad City* ein spannender Krimi mit einem ausgesprochen realistischen Anstrich.



**Aiki Mira []**

***Denial of Service. Science-Fiction-Thriller***

**TOR (PB 252 S./€ 18,00)**

**Frankfurt am Main 2025**

**Genre: Science Fiction**

Das ist Frankfurt am Main.

Eine Kreatur aus Stahl, Glas, Stein und modularer Architektur. Vollautomatisiert, KI-autonom und super-smart. Zweite Kryptohauptstadt des Planeten, aufstrebende Finanz-Supermacht der Welt. (S. 7)

Einige Jahre oder Jahrzehnte in der Zukunft ist Frankfurt am Main die fortschrittlichste Stadt der Welt. Hier betreibt Per, weiblich, einen Syntho-Lab-Snack-Kiosk.

Wie die meisten Megastädte besteht Frankfurt aus vielen anderen, unsichtbaren Städten. Hier im Cleantech-Zentrum, wo Scheichs und Technokratinnen in solarbetriebenen Fahrstühlen zwischen Firmensitz und Penthouse pendeln, beherbergen die umliegenden Parks mobile Obdachlosendörfer, meh-

rere Taubenpopulationen und eine unbekannte Zahl an Chaos-Bots in allen Größen und Formen, die wie verlorene Seelen die Stadt durchstreifen. Neben der Weitläufigkeit der öffentlichen Plätze mit ihren unterschiedlichen Lebensformen existiert die Vertikale der superhohen Türme. Die Unterschiede zwischen den Dimensionen sind so groß, dass viele sich gegenseitig nicht mehr wahrnehmen. Die in ihre Smartphones schauenden Menschen kehren den obdachlosen Kids den Rücken zu, selbst dann, wenn sie ihnen direkt gegenüberstehen. (S. 9f)

Die Unterschiede zwischen Arm und Reich könnten in Frankfurt nicht größer sein. Und wie es das Unglück will, stirbt eines dieser obdachlosen Kids genau in Pers Kiosk.

Die Handlung wechselt zu Jov, weiblich, die sich um einen Job bei der Stadtverwaltung bewirbt. Frankfurt wird von einem KNN, einem Künstlichen Neuronalen Netzwerk, verwaltet, das auf einem ultramodernen Quantencomputer läuft. Um ihren Beruf auszuüben, braucht Jov wie alle ande-

ren Angestellten ein Hirn-Stadt-Interface, mit dem sie unmittelbar per Gedanken mit dem KNN kommunizieren kann. Die Implantation unter die Haut ist bei dem fingernagelgroßen Gerät kein Problem; ein Pflaster drauf und fertig.

Sobald das Pflaster sitzt, erhält sie einen schmerzlindernden, leicht euphorisierenden Stimmungsbooster als Kautablette und wird den Gang hinuntergeschickt. Dort befindet sich heute ihr Büro. Sie schwankt beim Gehen. Das scheint aber nicht von der Mini-OP zu kommen, sondern von der plötzlichen Erkenntnis, an einen riesigen Organismus angeschlossen zu sein. Von offline zu online. Ein Wechsel der Existenzsphäre. Jov weiß gar nicht, wo sie anfangen soll. Leicht benebelt vor Aufregung, sucht sie ihren Arbeitsplatz, einen Schreibtisch in einem Großraumbüro. Ihr Körper prickelt und summt an den Stellen, wo ihr vor wenigen Minuten ein Chip hineingeschossen und ein Kästchen implantiert wurde. (S. 24)

Aiki Mira, ein nichtbinäres Autorx, schildert in *Denial of Service* eine faszinierende, bestürzende und zugleich glaubhafte Zukunft.

Wer sich zu Beginn des Internets Informationen holen wollte, musste einen Crawler in Gang setzen und warten, bis dieser nach Stunden oder Tagen fündig geworden war; es folgten die Web-Verzeichnisse im Stil von Yahoo, die interessante WebSites nach Themen geordnet auflisteten; dann kam die Zeit der großen Suchmaschinen, die in Sekunden einen Link auswarfen; jetzt gibt die KI sofort nach Anfrage eine meistens passende Antwort; fortschrittliche Anwender tippen die Frage nicht ein, sondern sprechen sie ins Mikro ihres Handys; und der nächste Schritt ist logischerweise die Hirn-KI-Verbindung, bei der man die Frage nur zu denken braucht und die Antwort eingegeben bekommt; Elon Musks Teams basteln bereits mit Eifer daran.

Ein dramatische Handlung rundet Aiki Miras interessante Zukunftsschau ab.



**Ursula K.  
Le Guin**



**DER TAG VOR  
DER REVOLUTION**

25 SCIENCE-FICTION-STORYS

TOR



**Ursula K. Le Guin [Ursula Kroeber Le Guin, 1929–2018]**

***Der Tag vor der Revolution. 25 Science-Fiction-Stories***

**TOR (HC 782 S./€ 36,00)**

**Frankfurt am Main 2025**

**Aus dem Amerikanischen von Karen Nölle**

Da die Dinge offenbar einem Höhepunkt zustreben, habe ich mich in dieses Haus zurückgezogen. Hier ist es kühler, und nichts geht schnell.

Auf dem Weg hierher bin ich einem Ehepaar begegnet, das in die Brüche ging. Sie war schon ziemlich kaputt, aber er wirkte auf den ersten Blick noch recht rüstig. Während er mir erzählte, ihm würden sämtliche Hormone fehlen, riss sie sich zusammen, barg ihren Kopf in der rechten Kniekehle, hüpfte auf den Zehen ihres rechten Fußes zu uns heran und rief: „Was ist eigentlich daran auszusetzen, wenn jemand sich zu artikulieren versucht?“ Das linke Bein, die Arme und der Rumpf, die noch auf dem Haufen lagen, zuckten und zappelten

mitfühlend. „Tolle Beine“, bemerkte der Mann mit Blick auf die schlanke Fessel. „Meine Frau hat tolle Beine.“

Jetzt ist eine Katze aufgetaucht, die meinen Erzählfluss unterbricht. Die Katze ist ein Kater, orange getigert, mit weißer Brust und weißen Pfoten. Er hat lange Schnurrhaare und gelbe Augen. Bislang ist mir noch nie aufgefallen, dass Katzen Schnurrhaare über den Augen haben; ist das normal? Weiß der Himmel. Da er jetzt auf meinem Schoß eingeschlafen ist, werde ich fortfahren. (S. 94, „Schrödingers Kater“, „Schrödinger's Cat“, 1974)

Der namenlose und geschlechtslose Protagonist unterhält sich mit dem Hund Rover über das die Moritat von der Katze, die Erwin Schrödinger (1887–1961) erzählt hat, um zu verdeutlichen, wie anders die physikalischen Verhältnisse bei subatomaren Teilchen sind, verglichen mit unserer Makrowelt: Eine Katze wird in eine Tötungsmaschine gesteckt, die von einem Kernzerfallsvorgang ausgelöst wird. Ob die Katze tot oder lebendig ist, weiß man erst, wenn

man den Kasten öffnet; bis dahin ist sie in einem unbestimmten Halbzustand. Schrödinger wollte damit zeigen, dass im subatomaren Bereich die Beobachtung des Experiment beeinflusst; da eine Beobachtung aber unabdingbar ist, kann man nicht sagen, wie das Experiment ohne Beobachtung verlaufen würde. Ursula K. Le Guin hat nun diese Verhältnisse der Mikrowelt in unsere Umgebung übertragen, die sich, zumindest im Rahmen ihrer Erzählung, ebenso merkwürdig verhält wie Schrödingers Teilchen.

Die Stimme des Redners war so laut wie leere Bierlaster auf einer Kopfsteinstraße, und die versammelten Menschen standen dicht aneinandergedrängt, Pflastersteine, über denen die mächtige Stimme dröhnte. Irgendwo auf der anderen Seite des Saals war Taviri. Sie musste zu ihm. Mühselig schob und schlängelte sie sich zwischen den dunkel gekleideten, dicht an dicht stehenden Leuten hindurch. Sie hörte nicht die Worte, sah die Gesichter nicht: nur das Dröhnen und die hintereinander gezwängten Leiber. Taviri konnte sie nicht

sehen, dafür war sie zu klein. Ein dicker Bauch mit schwarzer Weste versperrte ihr den Weg. Sie musste zu Taviri durchkommen. Schwitzend stieß sie mit der Faust zu. Nichts rührte sich. Es war, als hätte sie auf Stein geschlagen, doch direkt über ihrem Kopf stieß die riesige Lunge einen gewaltigen Ton aus, ein Brüllen. Sie duckte sich. Dann begriff sie, dass der Schrei gar nicht ihr galt. Auch andere brüllten. Der Redner hatte etwas gesagt, etwas Gutes über Steuern oder Schatten. Freudig stimmte sie mit ein – „Ja! Ja!“ – und gelangte dann auf einmal fast wie von selbst auf die offene Weite des Exerzierplatzes von Parheo hinaus. (S. 240, „Der Tag vor der Revolution“, „The Day Before the Revolution“, 1974)

In Ursula K. Le Guins bedeutendem Roman *The Dispossessed* (1974) spielt die Gesellschaftstheorie des Odonianismus, entwickelt Jahrhunderte früher von der Theoretikerin Laia Asieo Odo, eine wichtige Rolle. Die vorliegende Erzählung führt uns in die Lebenszeit von Odo, die, nach einem

Schlaganfall stark gehandicapt, den Beginn der großen proletarischen Revolution noch miterleben darf.

Nur in den ersten Jahrzehnten des Weltenbunds wurden von der Erde aus Schiffe auf die unermesslich langen Reisen über alle Grenzen hinaus in die Fernen hinter den Sternen entsandt. Sie waren auf der Suche nach Welten, die nicht von den Gründern auf Hain besät oder besiedelt worden, sondern wirklich fremd waren. Alle bekannten Welten gingen auf hainische Ursprünge zurück, und das missfiel den Terranern, deren Gesellschaft von den Hainisch nicht nur gegründet, sondern auch gerettet worden war. Sie wollten der Familie entfliehen. Sie wollten neue Leute finden. Die Hainisch unterstützten ihre Bemühungen wie furchtbar verständnisvolle Eltern und stellten ihnen, im Verein mit einigen anderen Welten im Bund, Schiffe und Freiwillige zur Verfügung.

Alle Freiwilligen der Extremerkundungs-Crews besaßen eine gemeinsame

Besonderheit: Sie waren psychisch gestört.

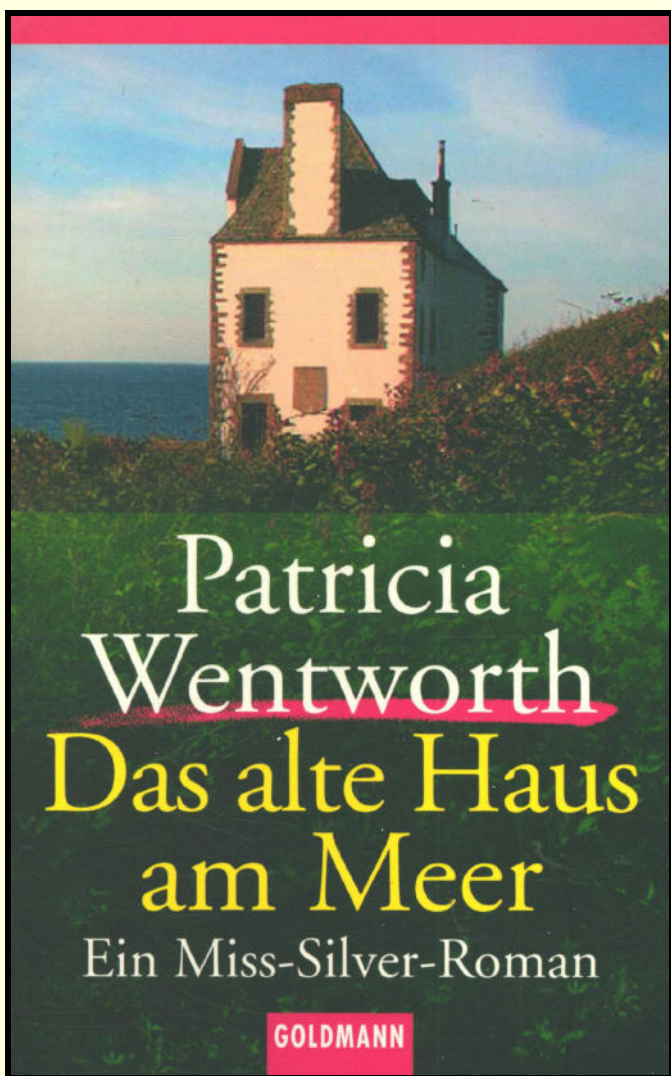
Denn welcher vernünftige Mensch würde sich aufmachen, Informationen zu sammeln, die erst fünf bis zehn Jahrhunderte später empfangen wurden? (S. 259, „Weiter als Weltreiche und langsamer“, „Vaster Than Empires and More Slow“, 1971)

Ursula K. Le Guins Science-Fiction-Romane spielen überwiegend in einem gemeinsamen Universum, das nach den Hain benannt ist, jenen uralten Weltenfahrern, die vor Ewigkeiten die Galaxis – und damit auch die Erde – besiedelten. Die vorliegende Erzählung berichtet von einer Expedition, die über das Hainische Universum hinausführen soll. Wegen der ungeheuren Zeiträume, die es dabei zu überbrücken gilt, werden nur Astronauten angestellt, die einen psychischen Defekt aufweisen. Hauptfigur ist hier ein gewisser Osdan, ein geheilter Autist, der sich zu einem Empathen weiterentwickelt hat und sehr unter seiner Fähigkeit, die Gefühle der ihn umgebenden Menschen wahrzunehmen, leidet. Der Titel

der Erzählung stammt aus dem gleichnamigen Liebesgedicht von Andrew Marvell (1621–1678), worin er seiner Geliebten, die seiner Meinung nach nicht willig genug ist, anrät, sich ihm noch zu Lebzeiten hinzugeben, weil dies im Grab nur noch schwerlich möglich sei.

*Der Tag vor der Revolution* ist eine große Bereicherung des deutschen Science-Fiction-Marktes, weil das Buch erstmals die gesammelten Erzählungen von Ursula K. Le Guin dem hiesigen Publikum zugänglich macht. In ihren Kurzgeschichten zeigt sich die Autorin ebenso wie in ihren bahnbrechenden Romanen als ausgesprochen gewissenhafte Schriftstellerin, die die Hintergründe ihrer Texte aufs sorgfältigste abwägt und ihre Sätze ebenso akribisch formuliert.

Ein Herausgeber dieser Original-Storysammlung wird nicht genannt.





**\*Wentworth, Patricia: Alte Haus am Meer**

**Patricia Wentworth [Dora Amy Elles, verheiratet Dillon, abermals verheiratet Turnbull, 1877–1961]**

***Miss Silver 4: Das alte Haus am Meer*  
(*Danger Point*, 1942)**

**Goldmann 05 492 (TB 318 S./€ 7,90)**

**München 2003**

**Aus dem Englischen von Andreas Zapf**

**Genre: Krimi**

„Sie stehen unter Schock.“

Das war eine Feststellung, keine Frage.

Lisle sagte: „Ja“, und dann, „woher wissen Sie das?“

„Sie hatten es sehr eilig wegzukommen.“

„Ja.“ Zaudernd wiederholte sie ihre Frage. „Woher wissen Sie das?“

„Dies ist der Zug nach London. Sie würden nicht ohne Handschuhe nach London fahren, wenn sie es nicht sehr eilig gehabt hätten. Und sie sind auch nicht in ihrer Handtasche. Diese flache

Art von Handtasche würde beulen, wenn sich Handschuhe darin befänden.“

Wieder war es die freundliche, bestimmte Stimme, die Lisle erreichte und beruhigte. Irgendetwas an der Stimme gab ihr ein Gefühl von Sicherheit. Wie ein gequältes Echo sagte sie:

„Ich hatte es sehr eilig.“

„Warum?“, erkundigte sich Miss Silver.

„Sie haben gesagt, er wolle mich umbringen“, antwortete Lisle Jerningham.

Miss Silver zeigte sich weder überrascht noch ungläubig. Sie hörte so etwas nicht zum ersten Mal. Genau genommen war es ihr Beruf, sich um solche Dinge zu kümmern.

„Du meine Güte“, sagte sie, „und wer will Sie angeblich umbringen?“

Lisle Jerningham sagte: „Mein Mann ...“ (S. 12)

„You have had a shock.“

This was a statement, not a question.

Lisle said, „Yes;“ and then, „How did you know?“

„You came away in a hurry.”

„Yes.” She repeated her question rather piteously. „How did you know?”

„This is a London train. You would not be going to London without any gloves if you had not come away in a hurry. And they are not in your bag. The flat envelope shape would not close upon a pair of gloves without bulging.”

Again it was the kind, decisive voice which reached Lisle and steadied her. There was something about it which made her feel safe. She said like a distressed echo,

„I came away in a hurry.”

„Why?” said Miss Silver.

„They said he was trying to kill me,” said Lisle Jerningham.

Miss Silver betrayed neither surprise nor incredulity. It was not the first time she had received a similar confidence. It was in fact her professional business to deal with such confidences.

„Dear me,” she said — „and who is supposed to be trying to kill you?”

Lisle Jerningham said, „My husband—  
”

Miss Maud Silver, eine gesetzte Jungfer mittleren Alters, ehemalige Lehrerin und nunmehrige Privatdetektivin, trifft im Sommer 1939 im Zug nach London eine junge Frau namens Lisle Jerningham, geborene van Decken, wohnhaft in Ledlington, die ganz offenbar unter den Nachwirkungen eines schweren Schocks leidet. Sie hat zufällig mit angehört, wie sich zwei Frauen darüber unterhalten haben, dass Lisles Gemahl Dale seine erste Frau, die reiche Erbin Lydia Burrows, ermordet haben müsse, um sein hochverschuldetes, seit zahllosen Generationen in der Familie befindliches Schloss Tanfield vor dem Verkauf zu retten.

„Sie sagte, Dale habe Glück gehabt, weil seine erste Frau einen Unfall hatte. Er war noch sehr jung, als er sie heiratete, erst zwanzig, wissen Sie, und sie war älter als er – ziemlich viel älter –, und sie hatte viel Geld. Darüber haben sie geredet. Sie sagten, Dale hätte Tanfield verkaufen müssen, wenn er sie nicht geheiratet hätte. Ich weiß nicht, ob das stimmt. Ich weiß nicht, ob überhaupt etwas davon stimmt. Sie hieß Lydia. Sie

sagten, er hätte sie nicht geliebt, aber sie sei ihm sehr zugetan gewesen. In ihrem Testament habe sie ihm alles vermacht, und einen Monat später sei sie beim Bergwandern in der Schweiz ums Leben gekommen. Sie sagten, Dale sei der Unfall sehr gelegen gekommen. Das Geld habe Tanfield gerettet. Ich weiß nicht, ob es stimmt.“ (S. 15)

„She said that Dale was lucky because his first wife had an accident. They married when he was very young — only twenty, you know, and she was older than he was — a good deal older — and she had a lot of money. They talked about that. They said Dale would have had to sell Tanfield if he hadn't married her. I don't know if that is true — I don't know if any of it is true. Her name was Lydia. They said he didn't love her, but she was very fond of him. She made a will which left him everything, and a month later she had an accident when they were climbing in Switzerland. They said it was a very lucky accident for Da-

le. They said the money saved Tanfield.  
I don't know if that is true."

Mittlerweile, so die Frauen, sei Lydias Geld aufgebraucht und nun sei Lisle an der Reihe. Dazu passt, dass Lisle kürzlich beim Baden fast ertrunken wäre.

Im Schloss lebt noch Dales Cousin Rafe, ein bekannter Schürzenjäger, der offenbar in Lisle verschossen ist, und Dales Cousine Alicia, reich verwitwete Lady Steyne und frühere Geliebte Dales.

Miss Silver bietet Lisle ihre Dienste an, die sie ihrer Meinung nach auch dringend nötig hat, und gibt ihr eine Visitenkarte mit, aber die schüchterne und ängstliche Lisle wird so sehr von ihrem Gatten dominiert, dass sie keinen Verdacht gegen ihn zu hegen wagt, geschweige denn, etwas gegen ihn zu unternehmen.

Seit kurzem hatte Lisle Jerningham sich angewöhnt, die Tage auf eine Weise zu bewerten, die ihr noch vor einigen Monaten undenkbar erschienen wäre. Wenn Dale mit ihr zufrieden war, war es ein guter Tag. Wenn sie ihn nur ein

bisschen verärgerte, war es immerhin kein schlechter Tag. Redete er jedoch über Tanfield und dass die Jerninghams immer hier gelebt hätten, dann war es ein schlechter Tag. Wollte er sie dazu bringen, ihren Vormund, den alten Mr Robson, zu überreden, etwas von ihrem Kapital dafür zu verwenden, Tanfield im Besitz der Familie Jerningham zu erhalten, dann war es ein schrecklicher Tag. Zuerst waren alle Tage gut. Dann, als sie so dumm und taktlos war, ihn spüren zu lassen, dass es ihr in Tanfield kalt den Rücken hinunterlief, wurden die guten Tage seltener und seltener und die schlechten immer häufiger. (S. 48)

For some little time now Lisle Jerningham had got into a way of reckoning days which a few months ago she would not have believed possible. It was a good day if Dale was pleased with her. It was not such a bad day if she only vexed him a little. It was a bad day if he talked about Tanfield and how there had always been Jerninghams there. It

was a dreadful day when he laboured with her to persuade old Mr. Robson, who was her trustee, that some of her capital should be devoted to keeping Tanfield in the Jerningham family. At first all the days were good. Then, when she was silly and tactless enough to let him see that Tanfield chilled her to the bone, the good days became fewer and fewer, and the bad days more and more frequent.

Dale wird bei dem geringsten Widerspruch ungemein aufbrausend, was unentwegt Lisle in Angst und Schrecken versetzt, weshalb sie sich bemüht, ihrem Gatten in allen Dingen zu Willen zu sein. Nur ihr Vermögen kann sie ihm nicht überlassen, weil das der von ihrem Vater bestellte Verwalter verhindert, aber sie hat sich kürzlich überreden lassen, ihr Testament zugunsten von Dale zu ändern.

So nimmt es auch nicht Wunder, dass sie mit dem Auto einen Unfall hat, weil die Lenkstange bricht; nur durch einen schnellen Sprung in einen feuchten Graben kann sie sich retten. Dass die junge und naive



Cissie Cole, der Lisle ihre auffallend gefärbte Jacke geschenkt hat, von einer Klippe stürzt, ist ein weiteres schlechtes Vorzeichen.

Inspektor Randal March nimmt sich des Falles an und vermutet alsbald Mord: Der verheiratete Ex-Liebhaber von Cissie soll der ruchlose Täter sein. Die ohne Auftrag angereiste Miss Silver, Marchs frühere Lehrerin, ist allerdings anderer Ansicht und verdächtigt Dale, in der Dämmerung Cissie mit Lisle verwechselt zu haben, während March auch den leichtlebigen und sich immer in Geldverlegenheiten befindlichen Rafe ins Spiel bringt.

March charakterisiert seine frühere Lehrerin besonders treffend.

March lehnte sich zurück und betrachtete seine ehemalige Lehrerin. Und dachte, wie absolut sie doch dieser Rolle entsprach. Egal, worüber sie an irgendeinem Ort der Welt redete, kein Mensch würde glauben, dass es sich dabei um etwas von auch nur der geringsten Bedeutung handelte. (S. 251)

March leaned back and contemplated his late preceptress. He was thinking how thoroughly she looked the part — so thoroughly that no matter what she talked about or where she talked about it, no one would dream that her conversation could have the slightest interest for anyone at all.

Die gespielte Harmlosigkeit von Miss Silver ermöglicht es ihr, Informationen aus den verschiedensten Personen hervorzulocken. Aber was nützt all die Schläue, wenn Lisle nicht auf ihre Ratschläge eingeht, sondern sich ganz ihrem Gatten unterwirft?

*Das alte Haus am Meer* ist ein mitreißender Krimi, der seine Faszination vor allem aus der psychisch bedingten Hilflosigkeit von Lisle Jerningham gewinnt, die ihrem planvoll handelnden Gatten nichts entgegenzusetzen hat. Sie steht so sehr im Mittelpunkt der Handlung, dass die beiden Ermittler, Silver & March, nur eine Nebenrolle spielen.



CLAUS CORNELIUS  
**FISCHER**



UND VERFÜHRE UNS NICHT  
**ZUM BÖSEN**  
ROMAN

  
BASTEI  
LÜBBE

**Claus Cornelius Fischer [1951–2020]**  
***Commissaris Bruno Van Leeuwen 2: Und  
verführe uns nicht zum Bösen (2008)***  
**Bastei-Lübbe 16 396 (TB 348 S./€ 8,99)**  
**Köln 2010**  
**Genre: Krimi**

Der Commissaris folgte dem Blut über das Deck des Boots zu der Luke im Heck. Er dachte, dass es sehr viel Blut war, hier und draußen vor dem Liegeplatz. Er fragte sich, warum jemand, der so viel Blut verlor, sich nicht einfach irgendwo hinsetzte, um sich auszuruhen, um die Blutung zu stillen. *Vielleicht hat der Mörder ihm keine Zeit gelassen, dachte er. Vielleicht hat er ihn vorsieh her getrieben, ihn erbarmungslos hin und her gejagt bis zu dieser Luke und in den dunklen, feuchten Ort dort unten.*

Geduckt stieg der Commissaris die schmale Holztreppe in den Bauch des Hausboots hinunter, den kleinen roten Flecken nach, die vor dem Licht seiner Taschenlampe über die Stufen in die Finsternis zu seinen Füßen flohen. Die Luft im Kielraum war stickig und

feucht. Der Commissaris richtete den Strahl der Taschenlampe auf die unterste Stufe, dann auf den Boden darunter, auf eine Holzkiste, eine Taurolle, einen Generator, einen Haufen Werg.

Die Leiche lag auf der Seite, im hintersten Winkel, neben einem Eimer mit Pech zum Abdichten durchgerosteter Stellen im Bootsrumpf.

Das Licht erfasste zuerst die Füße in den blutigen Turnschuhen und wanderte dann über die angezogenen Beine hoch zum Gesicht, das von Schnittwunden übersät war und auf dem das entweichende Leben einen Ausdruck von Enttäuschung zurückgelassen hatte. Die Augen waren geschlossen, aber die Lippen standen offen, und in der Kehle klaffte ein tiefer Schnitt wie ein zweiter Mund an der falschen Stelle. Getrocknetes Blut verkrustete die Wunde, den Hals und das weiße Hemd.

Die Hände, zu Fäusten geballt, pressen sich gegen die Brust. Auch die Handrücken waren mit tiefen Schnitten bedeckt. An einem Arm schimmerte matt ein Metallreif. Die gekrümmte Hal-

tung des Opfers verriet nacktes Entsetzen, so eindringlich, als hätte es sich in seinem Körper festgesetzt und sogar seinen Tod überdauert. (S. 10f)

In einem Hausboot in Amsterdam wird eine übel zugerichtete Leiche gefunden. Laut dem Gerichtsmediziner muss dem jungen Mann ein Täter dreiundzwanzig oberflächliche, aber stark blutende Schnitte mit einem sehr kurzen Messer zugefügt haben, während ihm dann ein zweiter Täter mit demselben Werkzeug energisch die Kehle durchgeschnitten hat.

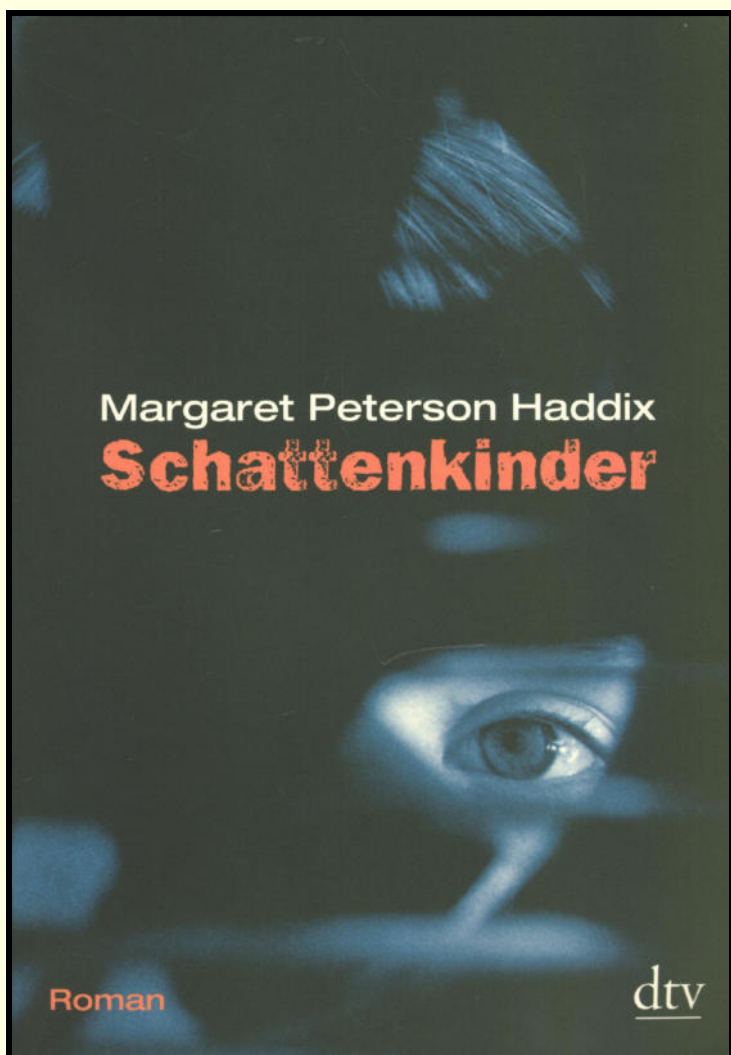
Commissaris Bruno Van Leeuwen untersucht die Leiche und stellt fest, dass ein typisches Sikh-Armband trägt, wozu auch das orientalische Aussehen passt. Dass die Obduktion Alkohol- und Heroinmissbrauch ergibt, fügt sich allerdings nicht ins Bild. Aber trotzdem wird der Tote anhand der Fingerabdrücke als der vorbestrafte Amir Singh identifiziert, den sein Name als Sikh ausweist.

*Und verführe uns nicht zum Bösen* zeichnet sich durch eine besondere Empathie aus, die Opfer wie Täter, Freunde wie Poli-

zisten, und natürlich zuvorderst der Autor empfinden. Ein drastischer Krimi ist das Werk trotzdem geworden.







**Margaret Peterson Haddix [1964–]**

**Schattenkinder 1: Schattenkinder**

**(Shadow Children 1: Among the Hidden, 1998)**

**dtv 70 635 (PB 176 S./€ 7,95)**

**München 2016, 20. Auflage**

**Aus dem Amerikanischen von Bettina Münch**

**Genre: Science Fiction**

In der Ferne sah er den ersten Baum erzittern und fallen.

Dann hörte er seine Mutter durch das Küchenfenster rufen: „Luke, komm sofort ins Haus!“

Er hatte den Befehl, sich zu verstecken, noch nie missachtet. Selbst als Kleinkind, als er im Garten hinter dem Haus unsicher durchs hohe Gras getapst war, hatte er die Furcht in der Stimme seiner Mutter gespürt. Aber an diesem Tag, dem Tag, an dem sie den Wald zu roden begannen, zögerte er. Ganz tief atmete er die frische Luft ein, die nach Klee und Geißblatt duftete und – von weit, weit her – nach Kiefernrauch. Vorsichtig legte er die Hacke hin und genoss für einen letzten Moment das Ge-

fühl von warmer Erde unter seinen nackten Füßen. „Ich darf nie mehr nach draußen. Vielleicht in meinem ganzen Leben nicht mehr“, sagte er zu sich selbst.

Er drehte sich um und ging ins Haus, still wie ein Schatten. (S. 7)

Luke Garner, zwölf Jahre alt, lebt einige Zeit in der Zukunft. Wegen der drohenden Überbevölkerung hat die Regierung verfügt, dass ein Ehepaar nur zwei Kinder haben darf; jede weitere Schwangerschaft muss abgetrieben werden.

Nun hat Luke schon zwei ältere Brüder, Mark, vierzehn, und Matthew, fünfzehn. Weil seine Eltern eine Landwirtschaft betreiben und dicht an ihrem großen Wald wohnen, haben sie es gewagt, Luke heimlich aufzuziehen.

Aber jetzt wurden die Eltern von der Regierung gezwungen, ihren Wald für eine neue Siedlung zu verkaufen und außerdem ihre Schweinezucht aufzugeben, wegen der Geruchsbelästigung für die neu Hinzuziehenden. Eine Steuererhöhung kommt noch obendrein, weil der Wert ihres verbleiben-

den Grundstücks gestiegen ist, was die Mutter zwingt, sich eine Arbeit zu suchen.

Luke kann sich also nicht wie bisher hin und wieder ins Freie wagen; selbst im Erdgeschoß darf er sich nicht mehr aufhalten, weil die neuen Siedler ihn sehen könnten. So ist er gezwungen, sein ganzes weiteres Leben auf dem Dachboden zu verbringen. Da er nicht in der Lage ist, das auszuhalten, schmiedet er Pläne, wie er entkommen könnte.

Margaret Peterson Haddix zeichnet in ihrem düsteren und zugleich spannenden Science-Fiction-Jugendroman *Schattenkinder* ein düsteres Bild der Zukunft, wie man sie Ende des zwanzigsten Jahrhunderts sah. Dass die Bevölkerung in der Ersten und Zweiten Welt stark abnehmen könnte und dass Einwanderer aus der Dritten in Scharen hereinströmen würden, konnte man sich damals nicht vorstellen.

ROMAN

NEW YORK TIMES  
BESTSELLER AUTOREN



PSYCHO THRILLER

# ALEX KAVA

DIE RÜCKKEHR DES  
BÖSEN

DEUTSCHE ERSTVERÖFFENTLICHUNG

**Alex Kava**

***Maggie O'Dell 5: Die Rückkehr des Bösen***  
***(A Necessary Evil, 2006)***

**Mira 25 158 (TB 460 S./€ 7,95)**

**Hamburg 2006, 2. Auflage**

**Aus dem Amerikanischen von Martin  
Hillebrand**

**Genre: Krimi**

Seine Hände tasteten nach dem Papiertuchspender und rissen mehr ab als benötigt. Angeekelt von dem Altpapiergeruch und der rauen Oberfläche des Recyclingpapiers, tupfte er sich vorsichtig das Gesicht ab. Dass sich die Tür öffnete, bemerkte er gar nicht. Erst als er in den Spiegel blickte, sah er hinter sich die verschwommenen Umrisse einer Gestalt.

„Bin schon fertig“, nuschelte er in der Annahme, er stehe im Wege, obwohl doch weitere Waschbecken frei waren. Warum muss der Kerl ausgerechnet dieses benutzen? O'Sullivan tastete nach seiner Brille, stieß aber so ungeschickt dagegen, dass sie zu Boden fiel. Ehe er sich bücken und sie aufheben konnte,

legte sich von hinten ein Arm um seinen Hals und drückte ihm die Luft ab.

„Wie Sie schon sagten, Monsignore.“ Die Stimme an seinem rechten Ohr klang weich und sanft. „Sie sind fertig.“

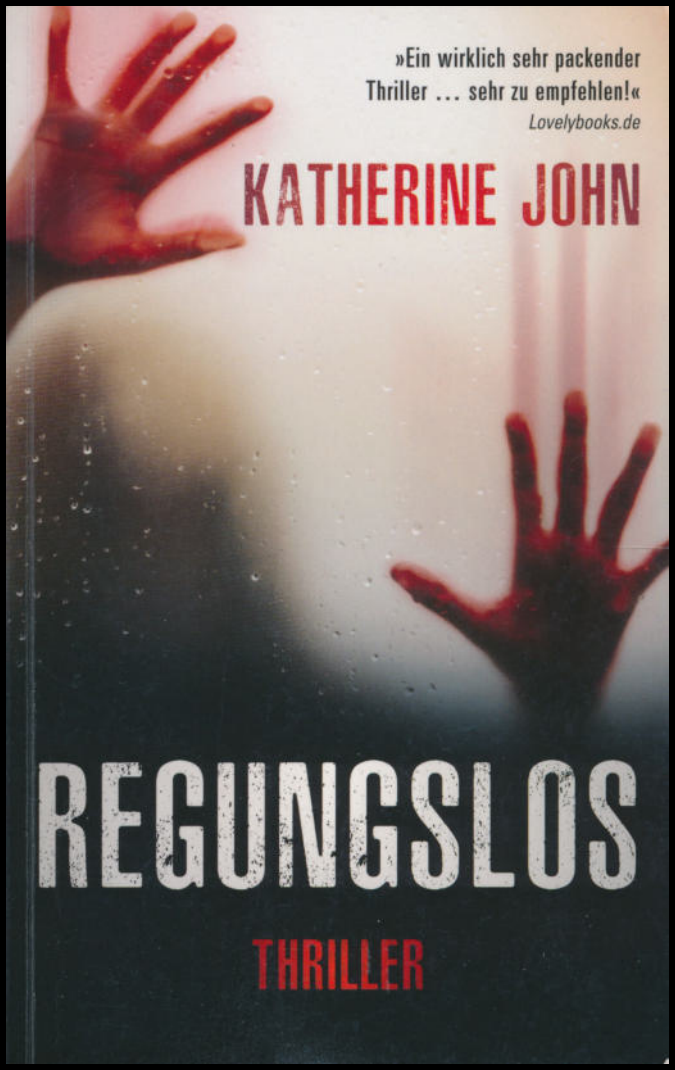
Ein silbernes Blitzen, mehr sah O’Sullivan nicht. Der stechende Schmerz breitete sich wie Feuer in seinem Brustkorb aus, und er nahm im selben Moment einen eigenartigen Duft wahr. Schwer und metallisch. (S. 11)

Monsignore William O’Sullivan wird in Omaha, Nebraska, brutal ermordet – möglicherweise, weil er wichtige Unterlagen mit sich führt.

Zur gleichen Zeit ist in Washington, DC, die FBI-Profilerin Maggie O’Dell mit der Jagd auf einen Serienmörder beschäftigt. Drei mehr oder weniger von fleißigen Maden ihres Fleisches beraubte Schädel wurden gefunden, offenbar alle Opfer des gleichen Täters. Die Frage, ob und wie die Ermordung des Priesters mit dem Serientäter zu tun hat, stellt sich vorläufig nur der Leser.



*Die Rückkehr des Bösen* ist ein unterhalt-samer, wenn auch etwas voluminöser Krimi.



»Ein wirklich sehr packender  
Thriller ... sehr zu empfehlen!«

*Lovelybooks.de*

**KATHERINE JOHN**

# REGUNGSLOS

**THRILLER**

**\*John, Katherine: Regungslos**

**Katherine John [Karen Watkins, geb. Jones, 1948–]**

***Trevor Joseph 5: A Well-Deserved Murder,*  
2008)**

**Editionnova (TB 316 S./**

**Köln 2013**

**Aus dem Englischen von Bettina Zeller**

**Genre: Krimi**

Früher hatten ihre Nachbarn im Frühling und Sommer Abend für Abend auf ihrer Terrasse gegessen. Das hatte sich in dem Moment geändert, als Kacy ihr Deck absichtlich so baute, dass sie alles beobachten konnte, was sich im Garten nebenan tat. George, ihr Mann, war anfangs von ihrer Idee überhaupt nicht begeistert gewesen. Er kannte Joy und Alan Piper – sie wohnten seit fünfunddreißig Jahren nebenan und hatten ihr Haus im selben Jahr wie Georges Eltern bezogen – schon seit seinem sechsten Lebensjahr. Glücklicherweise wusste sie, wie man den guten George anpacken musste. Ja, sie kannte all seine

kleinen Geheimnisse und ließ ihn keine Sekunde vergessen, wer in dieser Ehe das Sagen hatte. (S. 7f)

Her neighbours had sat out there every summer and spring evening until she'd built the deck, deliberately placing it in a position to overlook as much of their garden as possible. Her husband George hadn't been too keen at first. Joy and Alan Piper had moved into their house the same time as George's parents over thirty-five years before. They'd been his neighbours since he was six years old. But she knew how to handle George. Knew all his little secrets, and made certain he knew his position inside their marriage.

In Cardiff, Wales, lässt es sich gut leben, vor allem in den ländlichen Außenbezirken. Das hat sich allerdings schnell geändert, als George Howell, ein schüchterner, zurückhaltender Mann, die verrückte Kacy geheiratet hat. Kacy kennt kein größeres Vergnügen, als allen ihren Nachbarn das Leben zur Hölle zu machen, worunter auch der

verwitwete Journalist Alan Piper zu leiden hat. Ihren Mann George hat Kacy vollständig unter Kontrolle, weil sie ihm damit droht, seine pädophilen Neigungen, ob nun echt oder von ihr nur angedichtet, öffentlich zu machen. Dass Kacy Mutter von zwei Kindern, vier und sechs Jahre alt, geworden ist, hat ihren Charakter nicht verbessert.

*Er musste jeden Moment auftauchen.*

Sie kehrte aufs Deck zurück, trat in das Gartenhäuschen und öffnete die Tür zu dem zweiten Alkoven. Wie hatte sie nur so über die Stränge schlagen können? Sie berührte die an der Wand befestigten Gummi- und Lederriemen und fuhr mit den Fingerspitzen über die Gegenstände auf dem Regal: Gummiringe, Nippelspray, Handschellen, Peitschen, ein Glas Schokosoße und zwei unterschiedlich große Massageroller aus Holz. Beim letzten Treffen war sie etwas zu weit gegangen und hatte sich danach sein Gejammer anhören müssen. Aber er konnte doch nicht ernsthaft erwarten, dass sie auf ihre Peitsche aus

weichem, geflochtenem Lammleder verzichtete.

Als sie hörte, wie das Holz unter seinen Füßen knarzte, zog sie sich schnell aus, hängte die Kleider an einen Türhaken, drehte sich um und spähte splitterfasernackt durch die offenstehende Tür. Keine Spur von ihm. Sie wappnete sich innerlich. Letztes Mal hatte er sich hinter der Tür versteckt, sich auf sie geworfen und seinem Lieblingsspiel gefrönt, bei dem der gebieterische Herr die widerspenstige Sklavin gewaltsam nimmt. Sie ging nach draußen und hielt vergeblich nach ihm Ausschau. Hatte sie sich das Knarzen nur eingebildet?

Plötzlich schob sich ein dunkler Schatten vor die Sonne. Sie öffnete sehnsüchtig den Mund und malte sich schon aus, wie sich seine feuchte Zunge anfühlte. Da packte er sie von hinten, legte die Hand auf ihren Nacken, drückte fest zu und zwang sie in die Knie, bevor ein unerträglicher Schmerz all ihre anderen Empfindungen ausblendete.

Benommen und desorientiert versuchte sie, sich zusammenzureißen. Sie

spürte, wie etwas Warmes, Feuchtes und Klebriges an ihrem Hals herunterlief. Sie hob die rechte Hand und...

Der zweite Hieb trennte zuerst ihre Hand vom Arm und spaltete dann ihren Schädel. Auf einmal taten ihre Zähne unglaublich weh, und sie hörte deutlich, wie ihr Schädelknochen zersplitterte. Ihre Pein war unbeschreiblich. Um sie herum war nur noch dichter, grauer Nebel, und ihre Kehle war wie zugeschnürt.

Das Letzte, was sie hörte, war der schwere Atem ihres Widersachers und der Knall, den es tat, als ihr Körper auf dem Deck zusammenbrach. Sie spürte noch die Wärme der Planken unter ihr und nahm ganz deutlich den beißenden Geruch des Holzes und einen metallischen Geschmack im Mund wahr, ehe sie ihren letzten Atemzug tat. (S. 9f)

Another five or ten minutes and *he'd* be with her.

She climbed back onto the deck, entered the summer-house and opened the second „secret cupboard“. How

could she have allowed herself to get carried away? She tested the rubber and leather straps fastened to the wall. Flicked through the items on the shelf above. Rubber rings ... spray cans of nipple dust ... handcuffs – whips – she'd hurt him last time and he'd complained – but he couldn't possibly object to her soft plaited lamb's leather whip. A jar of liquid chocolate, two wooden massage rollers ... large as well as small ...

She heard the wooden step creak under the weight of his foot. She peeled off her sweatshirt, slacks and underclothes, hung them on a peg inside the door and, stark naked, turned around. She looked through the open door. There was no one in sight. She braced herself. The last time he'd hidden behind the door, he had jumped on her and played his favourite game – masterful owner takes unwilling slave. She stepped out through the door and looked left and right. Still nothing. Had she imagined the creak?



Suddenly his shadow blocked out the sun. She opened her lips in readiness to receive his invasive, wet kiss. A hand gripped the back of her neck, squeezing painfully, forcing her to her knees before an excruciating pain in her head darkened the scene. Dazed, disorientated, she struggled to collect her thoughts but hurting and blind she could sense nothing warm, wet and sticky fouling of her hair and an irritating trickling down her neck. She lifted her right hand ...

The second blow severed her hand at the wrist before cleaving into her skull. She was aware of acute pain in her teeth and the crunching of bone in her skull. Her agony was excruciating, all-encompassing. She could feel nothing beyond it; see nothing through the thick blanket of suffocating grey.

The last sounds she heard were her attacker's laboured breath and the thud of her body as she slumped onto the deck – the last sensations, the sun-warmed solidity of the wooden planking beneath her – the last perfumes, the

sharp astringent smell of wood, tinged with an iron stink that permeated her mouth.

She didn't have time to connect the metallic taste with her blood.

So nimmt es nicht Wunder, dass man Kacy während der Abwesenheit ihres Gatten eines Tages den Garaus macht, wenn auch auf eine besonders grausige Weise mit einer schweren Axt.

Das ist ein Fall für Inspector Trevor Joseph, verheiratet mit der netten Lyn und Vater eines zwei Monate alten Säuglings.

Die Tatwaffe wird alsbald gefunden und weist eine Reihe von Fingerabdrücken auf, darunter erstaunlicherweise auch die von Alan Piper. Alan gibt bei der Polizei an, die Axt vor seinem Auto liegen gesehen und sie ahnungslos zu den Howells hinübergelegt zu haben. Dass man auch ein blutiges Taschentuch mit seiner DNA in Kacys Haus findet, macht seine Aussage nicht glaubwürdiger.

Die Polizei findet in Kacys Gartenhaus eine Reihe von Utensilien, die für progressiven Sex benutzt werden, was auf Tätig-

keiten der Hausfrau schließen lässt, die ihrem Gatten womöglich unbekannt waren. Dass in einem Pornomagazin eine Anzeige auftaucht, in der Kacy ihre Dienste anbietet, ist das Tüpfelchen auf dem i.

*Regungslos* ist ein eminent mitreißender Krimi, der sich, von einigen Abschweifungen abgesehen, vor allem auf die Ermittlungsarbeit der Polizei und ihre Vernehmung der Beteiligten konzentriert. Denn je mehr Nachbarn und Verwandte die Polizei befragt, umso stärker erweitert sich der Kreis der Verdächtigen. Dass Alan Piper der tatsächliche Täter ist, steht nämlich trotz seiner Verhaftung nicht fest; insbesondere sein Cousin, der Polizist Peter Collins, ist felsenfest von Alans Unschuld überzeugt, eine Ansicht die Inspector Joseph keineswegs teilt.



**Siggi Becker [Sigrid Becker]**

***Interview mit einem Außerirdischen***

**Amazon Fulfillment (PB 34 S./€ 5,99)**

**Wroclaw 2025**

**Genre: Science Fiction**

„Erzählen sie uns die ganze Geschichte von Anfang an, Mel. Ich darf doch Mel sagen?“

Mel kniff ihre Lippen aufeinander und nickte. Stumm starrte sie den Mann im schwarzen Anzug an. Sie saß ihm gegenüber an einem langen Holztisch und neben ihm saßen noch drei weitere schweigsame Männer und eine Frau. Sie alle trugen die gleichen schwarzen Anzüge. Sie behielten alle ihre schwarzen Sonnenbrillen auf und das, obwohl sie in einem unterirdischen Raum saßen. Sie hatten Mel in aller Früh in ihrem Motelzimmer in Reno herausgeklopft und abgeführt. Sie war dort für eine Nacht wegen einer wichtigen Recherche geblieben und ihr Hauptmotel hatte sie eigentlich in Rachel bezogen, nur zwanzig Meilen von der Absperrung zu Area 51 entfernt. Sie hatte das Motel für eine

Woche gemietet, was eigentlich viel zu teuer für sie war und nicht mehr als eine verstaubte Absteige an einer Nebenstraße vor einer Tankstelle. Sie fragte sich, woher die Leute von der Regierung wussten, dass sie sich für eine Nacht in dem Hotel in Reno aufhielt. Sie mutmaßte, dass sie auch wussten, wo ihr Motelzimmer nahe dem Highway zur verbotenen Zone lag. (S. 1)

Mel Tamara Tawse aus New York interessiert sich stark für Außerirdische. Daher ist sie sofort hellhörig geworden, als sie in einer Ausgabe von „Mental Hygiene“ aus dem Jahr 1998 ein Interview der Psychotherapeutin Margarete Forster durch die Journalistin Linda Tree gelesen hat. Nun sitzt sie zusammen mit Margarete Forster vor dubiosen Angehörigen einer amerikanischen Behörde und muss ihnen Rede und Antwort stehen.

„[...] Der Zeitschriftenartikel erschien etwa ein Jahr bevor Mrs. Forster in Ruhestand ging. Mrs. Forster schilderte mehrere Fälle, wobei nur ein Klient für

mich von Interesse war: Die Schilderungen von Mrs. Forster über die früher stattgefundenen psychotherapeutischen Sitzungen mit einem jungen Mann, der von sich behauptete, dass er von einem anderen Planeten wäre und nur für eine gewisse Zeit hier auf der Erde. Er glaubte, dass er zurück müsste in sein Raumschiff und er sich in einer völlig aussichtslosen Situation befinden würde. Er wurde in dem Interview Adams genannt, um seine Anonymität zu bewahren.“ (S. 5)

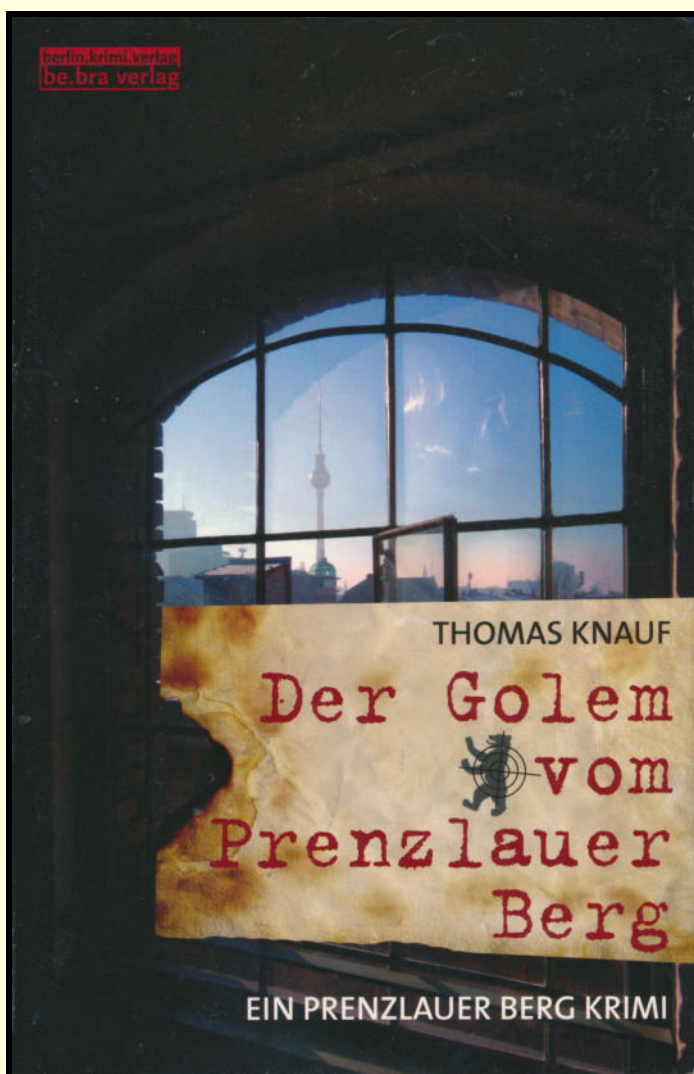
In dem Artikel beschreibt die Psychotherapeutin ein Gespräch mit einem Patienten, der hier Adam genannt wurde und der behauptete, ein Außerirdischer zu sein, der darauf warte, wieder von der Erde abgeholt zu werden.

Mel und Margarete werden ergebnislos entlassen und treffen sich danach zu einem privaten Gespräch. Dabei enthüllt Margarete das Geheimnis, das das Interview umgibt – was aber nicht notwendigerweise der Wahrheit entsprechen muss.

*Interview mit einem Außerirdischen* ist eine raffiniert konstruierte Science-Fiction-Erzählung, in der sich hinter jedem scheinbar ergründeten Geheimnis wieder ein anderes verbirgt, bis sich schließlich der überraschende Schluss enthüllt.







## **\*Knauf, Thomas: Golem vom Prenzlauer Berg**

**Thomas Knauf [1951–]**

***John Klein 1: Der Golem vom Prenzlauer Berg. Ein Prenzlauer Berg Krimi***

**be.bra 526 (TB 214 S./€ 9,95)**

**Berlin 2012**

**Genre: Krimi**

Obwohl er seiner in Sobibor und Majdanek ermordeten *misch-póche* geschworen hatte, nie einen Fuß nach Deutschland zu setzen, und die *jeschiwa* in der Synagoge Rykestraße zu den orthodoxen zählt, gewöhnte er sich schneller ein, als ihm lieb war. Von fünf Deutschen waren vier mehr oder weniger judenfreundlich oder taten so. Dagegen verachteten vier von fünf *jeschiwe-bóchern* alles Nichtjüdische und wünschten dem Staate Israel die Platze an den Hals. Sie warteten auf das im Talmud verheißene einzige Erez Israel, wo nur selbstgefällige Frömmigkeit und das Wort des Allerhöchsten galt, dessen Namen *Adonai* sie nur bedeckten Haup-

tes und im feierlichen Gebet aussprechen. Ansonsten nennen sie ihn *Adoshem*, jener, der die Welt wieder zusammenfügt. (S. 14)

Am Prenzlauer Berg steht eine Synagoge, die von Rabbi Moshe Mairowitz geleitet wird; leider geht es ihm seit dem Tod seiner Frau Rikva seelisch nicht mehr sonderlich gut.

Wie ein geschächtetes Tier fühlte sich Moshe Meirowitz seit dem Tod seines Weibes. Die Zunge klebte ihm an den Zähnen, und die Schwermut war ihm ein dauerhafter Gast. Aber er war ein guter Rabbiner und sorgte sich mehr um seine Schäfchen in der *jewschiwa* als um sein Seelenheil. Würde er auch aus diesem Amt geschasst, könnte er nur noch als bedauernswerter *almonéß* bei Verwandten in Oostende auf sein Ende hoffen, das bei dem ungesunden Seeklima gewiss viel schneller käme, als ihm recht war. Denn Meirowitz hing an seinem verflixten Leben wie Samson an seinen Haaren. *Adoshem* würde ihm sei-

ne Welt schon wieder zusammenfügen, obschon ein jüdisches Sprichwort sagt: Die Welt in die Irre zu führen war für Satan allein zu schwer, deshalb hat er sich Rabbiner geholt, die ihm dabei helfen. (S. 15)

Hier ist auch die Detektei „Kurz & Klein“ ansässig, die dem schönen Slogan „Wir helfen, wo die Polizei versagt“, huldigt, wobei sich John Klein und Peter Kurz zwar ein Büro teilen, aber ihre Fälle sorgfältig getrennt bearbeiten.

Kurz vor Weihnachten wird ein fünfjähriges Mädchen namens Maren Graf vermisst. Bei ihrem trunksüchtigen Vater ist zwar kein Geld zu holen, aber John muss sich dieses Falls aus Gewissensgründen annehmen.

Hier kabbeln sich John und Peter gerade mehr oder weniger freundschaftlich wegen John Hund Seneca von unbestimmter Rasse.

„Du willst doch nicht etwa wieder bei den Ghostbusters anfangen“, fragte Kurz und kraulte Seneca das Hinterteil.

„Lass das! Der Hund wird noch schwul.“

„Hat er im Gegensatz zu dir wenigstens Spaß.“ (S. 27)

Einem vermissten Kind nachzuspüren, wo auch die Polizei nicht weiterkommt, ist ein wenig aussichtsreiches Unternehmen.

Um auf andere Gedanken zu kommen, kehrte John auf einen Kaffee bei Orhan ein. In der Hoffnung, etwas über die Ermittlungen im Fall Maren in der Presse zu finden, las er sogar die *BZ* und den *Kurier*. Aber er erfuhr nur, warum die Feuerwehr Samstagnacht seinen Schlaf gestört hatte: In der Saarbrücker Straße hatte ein Renault Espace gebrannt und mit ihm ein Mensch. Die Polizei konnte oder wollte nicht sagen, ob es sich bei dem Toten um den Fahrzeughalter, einen jungen Rabbiner aus der Synagoge in der Rykestraße, handelte. Der Staatsschutz ermittelte wegen eines Verbrechens mit terroristischem Hintergrund. (S. 32f)

Autos brennen öfter am Prenzlauer Berg, besonders teure und auffällige Wagen, die nach reichen Kapitalisten riechen. Dass ein Renault Espace daran glauben muss, ist eher selten, dass ein Mensch mitverbrennt, noch seltener, und dass dieser Mensch ein Rabbiner der hiesigen Synagoge mit Namen Jakob Schwarz ist, das ist fürwahr außergewöhnlich.

Natürlich muss John seine Nase auch in diese Ermittlung stecken, aber hauptsächlich widmet er seine Zeit der Suche nach der kleinen Maren. Er hat auch eine Theorie über Kindesentführer parat und richtet danach seine Beobachtungen aus.

John wusste, dass Pädophile oft äußerst intelligent sind, nur selten spontan handeln und jeden Schritt klug planen. Es sei denn, sie wollten gefasst werden. Was vorkommt bei Vätern oder Müttern, die ihre Kinder entführen, um das Sorgerecht zu erzwingen, aber kaum bei Triebtätern, die das Einmaleins des Verschwindens gelernt haben. Die erste Regel lautete: Eine Nadel im Heuhaufen zu verstecken ist nicht besonders klug,

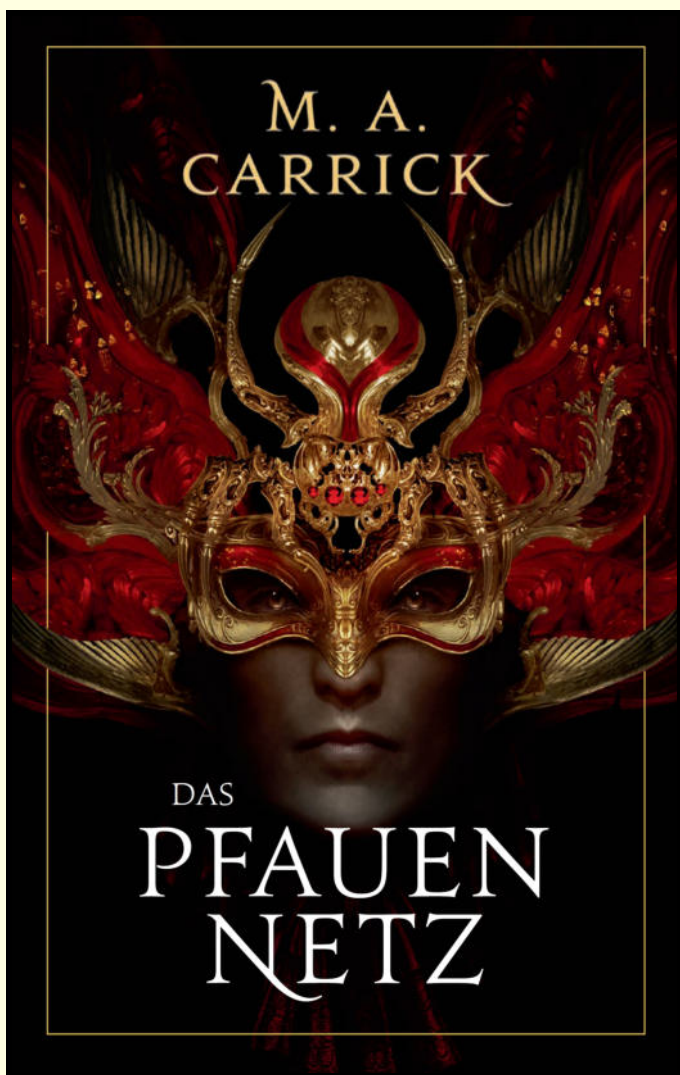
weil man nur einen Magneten braucht, um sie zu finden. Man muss die Nadel in einem Haufen Nadeln verbergen, um sie unauffindbar zu machen. An einem Ort, der gut sichtbar und zugleich unüberschaubar ist. Ein Wohnhaus mit vielen Mietern vis-à-vis eines Kinderspielfeldes zum Beispiel. Der Entführer könnte hier nach einer Weile sogar problemlos mit dem Kind herumspazieren, wenn es sich an ihn gewöhnt hatte. (S. 35)

*Der Golem vom Prenzlauer Berg* ist ein in vielerlei Hinsicht außergewöhnlicher Roman, durchtränkt von leiser Melancholie und feinsinniger Ironie, gefangen in einem Zwiespalt zwischen Verständnis für die Täter und Abscheu vor ihren Taten. Man spürt in jeder Zeile, dass Thomas Knauf ein altbewährter DDR-Autor – er war Szenerist beim Theater und beim Film – ist, denn sein Merkmal ist die scharfe Analyse und die präzise Formulierung.

Kurz gesagt bietet der Roman, der sehr viel mehr ist ein gewöhnlicher Krimi, einen



überragenden Lesegenuss, wie man ihn heute nur sehr selten findet.



**M. A. Carrick**

***Rabe und Rose 3: Das Pfauennetz***

***(Rook and Rose 2: The Liar's Knot, 2021)***

**Panini Books (PB 542 S./€ 20,00)**

**Stuttgart 2024**

**Aus dem Amerikanischen von Kerstin  
Fricke**

**Genre: Fantasy**

Die lange Schriftrolle des Traementis-Familienregisters enthielt Namen mit den entsprechenden Hinweisen auf Hochzeiten, Adoptionen und Sterbefälle ... und viel zu viele dieser Namen waren mit dem Ninat des Todes versehen. In den letzten Generationen hatte das vor allem natürliche Ursachen gehabt, aber die verkürzten Äste von Donaia's Stammbaum bezeugten den Fluch, der Haus Traementis in den vergangenen Jahren befallen hatte.

Ein Fluch, der nun dank des Namens, den Tanaquis Fie-nola soeben in das Register eintrug, beseitigt worden war.

Drei Frauen umringten Tanaquis, während sie sich ihrer Aufgabe widmete: Donaia, ihre Tochter Giuna und Re-

nata Viraudax – die schon bald Renata Viraudax Traementis heißen würde.  
(S. 33)

Arenza Lenskaya, genannt Ren, hat sich in der Stadt Nadežra in die Familie der Traementis eingeschlichen. Sie muss zu ihrem Entsetzen jedoch feststellen, dass in Nadežra nicht nur die übelsten Intrigen gesponnen werden, sondern auch dunkle Magie geübt wird, die die gesamte Stadt bedroht. Zusammen mit Derossi Vargo und Grey Ser rado versucht sie, das Netz des Verderbens, das sich über die Stadt senkt, zu zerreißen.

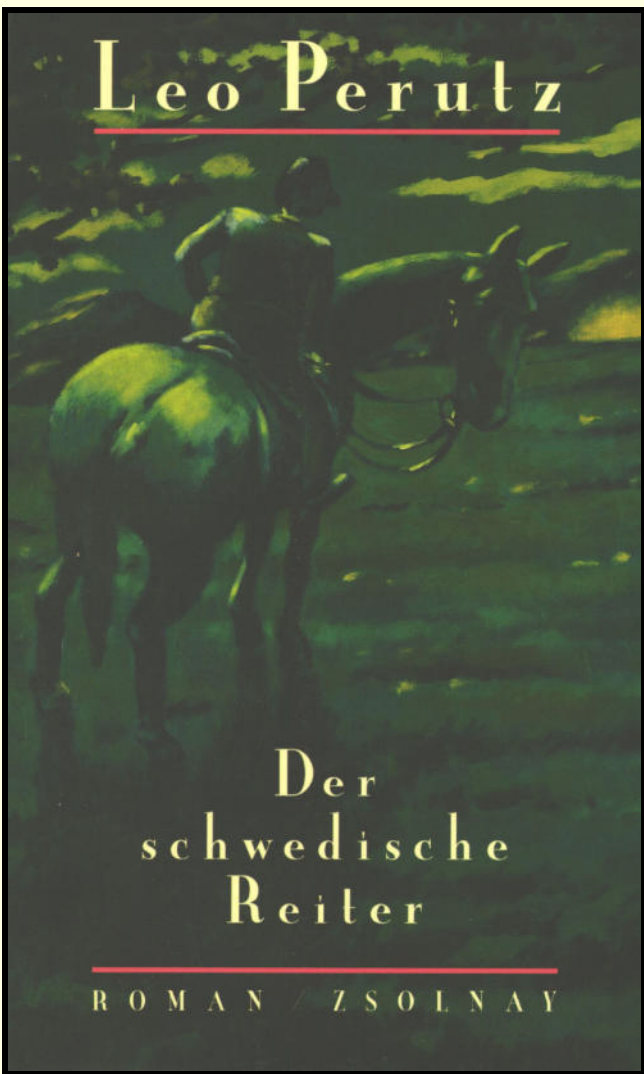
Im Original besteht die Romanfolge aus einer Trilogie, die im Deutschen wegen des enormen Umfangs in insgesamt sechs Bände gesplittet wurde. *Der Lügnerknoten*, *Das Gesicht aus Glas* und *Das Herz des Labyrinths* erwarten den gespannten Leser.

Allerdings scheint der Redaktion beim Impressum ein Fehler unterlaufen zu sein, denn als Originaltitel wird *Labyrinth's Heart*, der dritte und letzte Band der ursprünglichen Trilogie, angegeben, während es sich bei dem vorliegenden deutschen Buch um

die erste Hälfte des mittleren Bandes handelt.

Leo Perutz

---



Der  
schwedische  
Reiter

---

ROMAN / ZSOLNAY

**\*Perutz, Leo: Schwedische Reiter**

**Leo Perutz [Leopold Perutz, 1882–1957]**

***Der schwedische Reiter* (1936)**

**Zsolnay (HC 256 S./€ xx)**

**Wien 2002**

**Herausgegeben und mit einem**

**Nachwort von Hans-Harald Müller**

**Genre: Historische Phantastik**

Maria Christine, geborene von Tornefeld, verwitwete von Rantzau, in zweiter Ehe vermählt mit dem königlich dänischen Staatsrat und außerordentlichen Gesandten Reinhold Michael von Blohme, eine in ihren jungen Jahren vielumworbene Schönheit, hat um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, als Fünzigjährige, ihre Erinnerungen niedergeschrieben. Dieses kleine Werk, dem sie den Titel *Farben- und figurenreiches Gemälde meines Lebens* gegeben hat, erschien erst einige Jahrzehnte nach ihrem Tode im Druck. Einer ihrer Enkel machte es zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts einer beschränkten Öffentlichkeit zugänglich. (S. 9)

Maria Christine von Tornefeld wird Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Schlesien geboren. Ihr Vater, Christian von Tornefeld, ist schwedischer Herkunft und dient unter König Karl XII. bei dessen fatalen Russlandfeldzug im Jahr 1708.

Mutter und Tochter sind schmerzerfüllt über den Weggang des Gatten und Vaters, aber auf den Rat eines Reitknechts hin versieht Maria Christine den Vater mit einem Zauber, der eine Verbindung zu ihm gewährleisten soll.

Doch bevor er fortritt, nähte das Kind heimlich ein Säckchen mit Salz und Erde in das Futter seines Rocks. Sie tat das auf den Rat eines seiner beiden Reitknechte, der es ihr als ein erprobtes und unfehlbares Mittel, zwei Menschen für immer aneinander zu binden, empfohlen hatte. (S. 11)

Und tatsächlich scheint der Zauber zu wirken, denn der Vater erscheint öfter des Nachts, allerdings immer nur für kurze Zeit.



Einige Wochen nachdem ihr Vater sich zum schwedischen Heer begeben hatte, wurde die kleine Maria Christine nachts durch ein Klopfen an die Fensterladen aus dem Schlaf geweckt. Sie meinte anfangs, es sei „der Herodes, eine Art Märchen- oder Gespensterkönig“, vor dem sie sich oftmals des Nachts gefürchtet hatte. Aber es war ihr Vater, der „schwedische Reiter“. Sie war nicht erstaunt, sie hatte es gewußt, daß er kommen mußte, Salz und Erde in seinem Rock zwangen ihn zu ihr.

Geflüsterte Fragen, leise, zärtliche Worte flogen zwischen ihnen hin und her. Dann schwiegen beide. Er hielt ihr Gesicht zwischen den Händen. Sie weinte ein wenig, aus Wiedersehensfreude, und dann auch, weil er sagte, daß er wiederum fort müßte.

Er blieb eine kleine Viertelstunde lang, und dann verschwand er.

Er kam wieder, aber immer nur des Nachts. Manchmal erwachte sie, noch bevor er an die Fensterladen klopfte. Manchmal geschah es, daß er zwei Nächte hintereinander kam, dann wie-

der vergingen drei, vier oder fünf Nächte, ohne daß er sich zeigte. Niemals blieb er länger als eine Viertelstunde.  
(S. 11f)

Zur gleichen Zeit erreichen die Zurückgebliebenen jedoch Nachrichten über den Vater, die von dessen Aufstieg im schwedischen Heer berichten, was einen nicht auflösbaren Widerspruch zu den nächtlichen Besuchen darstellt.

Noch rätselhafter werden die Erscheinungen des „Schwedischen Reiters“, als die Familie Nachricht erhält, dass der Vater zu Beginn der Schlacht bei Poltawa gefallen sei.

Aber eine Stunde später sprachen alle Leute auf dem Hof davon, daß bei Poltawa eine große Schlacht geschlagen worden war, der Schwede sei besiegt, der König auf der Flucht. Und dann sagten sie, ich hätt' nun keinen Vater mehr. Herr Christian von Tornefeld, mein Vater, sei gleich zu Beginn der Schlacht gefallen, eine Kugel hätt' ihn vom Pferd

gerissen und es sei nun schon drei Wochen her, daß man ihn begraben hätt’.

Ich wollt’s nicht glauben. Denn es waren ja noch keine zwei Tage vergangen, seit er an mein Fenster geklopft und mit mir gesprochen hatte. (S. 13)

Maria Christine kann nicht an den Tod des Vaters glauben, der sich vor drei Wochen zugetragen haben soll, denn sie hat ja erst vor zwei Tagen Besuch von ihm erhalten. Aber sie betet für die Seele eines Landstreichers, der just zur selten Zeit zu Grabe getragen wird.

Ich sah draußen auf der Landstraße einen Leichenzug, der den Hügel herabkam. Es war nur ein Karren, auf dem lag der Sarg, der Kutscher schlug auf das Pferd ein, und nur ein einziger alter Mann, ein Priester, gab dem Toten das Geleite.

Es mochte wohl ein alter Landstreicher sein, der so zu Grabe geführt wurde. Und für dieses armen Mannes Seele sprach ich das Vaterunser und bat Gott,

daß er ihm sollt' die Seligkeit geben.  
(S. 14)

Der Autor ist jedoch aufgrund unbekannter Quellen über das Rätsel des schwedischen Reiters informiert.

Die Geschichte des „schwedischen Reiters“ soll nun erzählt werden.

Es ist die Geschichte zweier Männer. Sie trafen einander an einem bitterkalten Wintertag zu Beginn des Jahres 1701 in einer Bauern Scheune und schlossen Freundschaft miteinander. Und dann gingen sie zu zweit die Landstraße weiter, die von Oppeln durch das verschneite schlesische Land hinüber nach Polen führte. (S. 15)

Zwei Männer treffen sich 1701 auf dem Weg von Schlesien nach Polen. Einer davon ist der junge Christian von Tornefeld, der aus der Armee König Leopolds I. desertiert ist und sich Karl dem Zwölften, dem König von Schweden, der sich im Alter von siebzehn Jahren gegen eine Welt von Feinden

als genialer Feldherr durchgesetzt hat, anschließen will.

Er habe es satt, in fremden Heeren zu dienen. Sein Vater habe Schweden verlassen, weil die Herren Staatsräte ihm sein Krongut genommen und ihn zu einem armen Mann gemacht hätten. Er aber, Christian von Tornefeld, sei in seinem Herzen immer schwedisch geblieben. Wo sei sein Platz, wenn nicht im schwedischen Heer! Vor dem jungen König, der von Gott auf die Erde gesandt sei, um die Untreue der Großen zu bestrafen, hoffe er mit Ehren zu bestehen. Mit siebzehn Jahren habe der schwedische Karl den weltkündigen Sieg von Narwa erfochten. Ja, es sei eine brave Sache um den Krieg, wenn einer nur die rechte Courage habe und sie zu brauchen wisse. (S. 18)

Der zweite Reisende ist ein namenloser Dieb auf der Flucht.

Als er noch Bauernknecht in Pommern gewesen war, da hatte er acht Taler im

Jahr als Lohn erhalten und sechs davon dem schwedischen König für Steuern zahlen müssen. Die Könige, die waren vom Teufel auf die Erde gesetzt, um den gemeinen Mann zu würgen und zu treten. (S. 20)

Die Beiden schleppen sich hungernd durch die winterliche Kälte, wobei Tornefeld drauf und dran ist, aufzugeben und zu erfrieren – doch der Dieb zwingt ihn zum Weitergehen. Nebenbei erfahren wird, warum Tornefeld desertiert ist.

„Was bist du von deinem Regiment echappiert, wenn du an den Galgen hinauf willst. Hätt'st dich sollen gleich henken lassen, das war besser gewesen für dich und auch für mich.“

„Wollt' mein Leben retten, darum bin ich echappiert“, sagte Tornefeld mit leisem Wimmern. „Das Kriegsgericht hat mich zum Tod verurteilt.“

„Wer hat dich Narren geheißen, deinen Hauptmann ins Gesicht zu schlagen? Hättest dich sollen ducken und auf gut Wetter warten. Wärst ein Musketier

geblieben und könntest stattlich leben. Jetzt liegst du da und läßt das Maul hängen.“

„Er hat Seiner Majestät erhabene Person geschmäht“, flüsterte Tornefeld mit einem starren Blick. „Er hat ihn einen losen jungen Buben genannt und einen stolzen Balthasar, der das Evangelium alleweil im Mund führt, um seine Bubelei damit zu bedecken. War’ ich nicht ein Schelm gewesen, wenn ich ihn so hätt’ von meinem König sprechen lassen?“

„Mir sind sechs Schelme lieber als ein Narr. Was kümmert dich der König?“

„Ich hab’ mein devoir als Schwede, als Soldat und als Edelmann getan“, sagte Tornefeld. (S. 25)

Tornefeld ist viel zu jung für das Soldatenhandwerk. Er ist ein Idealist, ein Träumer, der aufbraust, wenn man den schwedischen König schilt, der von großen Taten träumt und zur gleichen Zeit erbärmlich jammert, wenn er irgendeine Plage ertragen muss.

Zu seinem Glück hat er den Dieb an seiner Seite, der ihn ermuntert, in der Kälte nicht aufzugeben, sondern weiterzumarschieren. Der Dieb ist ein Realist, der schon viel Schlimmes stoisch ertragen hat, und der, wie seine Bemerkungen zeigen, eigentlich ein Experte in Sachen Landwirtschaft ist; offenbar hat er früher als Bauernknecht gedient.

„Steh auf, Bruder, ich bitt’ dich um alles, steh auf, die Dragoner sind hinter uns her, wollen dich fangen. Um Jesu willen, willst du uns beide an den Galgen bringen? Denk an den Profosen, denk an die Steckenknechte! Denk daran, daß sie im kaiserlichen Heer die Deserteure mit Schlägen neunmal um den Galgen treiben, eh’ sie sie henken.“  
(S. 26)

Der Dieb erkennt, wo sie sich befinden, nämlich bei dem Stiftsgut des grausamen Bischofs, wo die Arbeiter, von denen er selbst einer war, unter unmenschlichen Bedingungen Kalk brennen und Eisen verhüt-



ten müssen, um die Börse des Kirchenfürsten zu füllen.

Er sah vor sich die verlassene Mühle und dahinter Rohr und Moor und Heide-land und Hügel und schwarze Wälder. Er kannte sie wohl, die Wälder und die Hügel, das war das Stiftsgut mit seinem Eisenhammer und Pochwerk, mit seinen Steinbrüchen und Schmelzöfen und Kalköfen. Hier regierten das Feuer und der herrische Bischof, der im ganzen Land „des Teufels Ambassadeur“ genannt war. Und der Dieb vermeinte, weit unten am Horizont die Flammen-zungen der Kalköfen zu sehen, denen er dereinst entflohen war. Feuer über Feuer, Feuer, wohin man blickte, violett und dunkelrot und schwarz vor Rauch. Dort stöhnten an den Karren geschmiedet die Lebendig-Toten, Landdiebe und Vaganten, die seine Brüder gewesen waren – vor dem Galgen hatten sie sich in die Hölle geflüchtet. Sie brachen, wie auch er es einst getan hatte, mit bloßen Händen Steine in des Bischofs Steinbrüchen, einen Stein nach dem anderen,

ein Leben lang, sie zogen den glühenden Schutt aus dem Schürofen, sie standen Tag und Nacht vor dem feurigen Schlund unter dem schmalen Holzdach, das sie den „Sarg“ nannten, das Feuer verbrannte ihnen die Stirn und die Wangen – sie fühlten es nicht mehr –, sie fühlten nur die Peitsche, mit der des Bischofs Vogt und seine Knechte sie zur Arbeit trieben. (S. 26)

Sie kommen an einer Mühle vorbei, in der gearbeitet wird. Der Dieb erinnert sich, dass sich der vorige Müller erhängt hat, weil seine ganze Habe vom gierigen Bischof gepfändet wurde.

Es gab eine Sage, die durchs Land lief, und der Dieb kannte sie. Die Bauern flüsterten einander zu, daß der tote Müller alle Jahr' einmal aus seinem Grab kam' und seine Mühle eine Nacht lang laufen ließ', damit er dem Bischof von seiner Schuld einen Pfennig zahlen könnt'. (S. 27)

In der momentan verlassenen Mühle ist Essen gedeckt, und auf Anordnung von Tornefeld bedienen sich beide. Dabei fragt Tornefeld den Dieb, welchem Glauben er anhänge, und dieser antwortet, das halte er je nach Umständen.

„Das gilt nicht“, sagte Tornefeld und streckte die Beine unter dem Tisch aus. „Man kann nicht petrisch und paulisch zugleich sein. Treib's nur so weiter, so wirst du in der Ewigkeit verdorben sein. Ich gehör' der protestierenden Kirche an, ich lache und verspott' den Papst und sein Gebot. Der schwedische Karl, der ist aller Lutheraner Hort. Trink mit mir auf seine Gesundheit und Tod allen seinen Feinden!“ (S. 28f)

Jetzt lässt der eben noch verzagte Tornefeld große Töne hören und schwört auf sein Arcanum, die Salvagardia vor des Todes Sennen, wie er sagt. Außerdem habe sein Großvater an der Seite von Gustav Adolf gekämpft, und auch sein Vater habe in zahllosen Schlachten gefochten, da gäbe es für ihn nur den Beruf des Soldaten. Der

Dieb allerdings hält ihn für viel zu weich dafür.

„Ich will's nicht leiden“, sagte Tornefeld leise, „daß du in meiner Person die Ehre des schwedischen Adels schmähst.“

„Leid es oder leid es nicht, das gilt mir gleich“, rief der Dieb. „Ich halt' alle Edelleut' für Mausköpfe und Lotterbuben und geb' keine Schuhschnallen für ihre Edelmannsehr'.“ (S. 31)

Urplötzlich taucht ein Mann in einem roten Wams und mit einem Federhut auf, dem es nicht gefällt, dass man ihm seine Mahlzeit wegisst. Tornefeld entschuldigt sich wortgewandt, aber der Dieb hält den Neuankömmling für den spukenden Müller, der Urlaub aus der Hölle bekommen hat.

„Du siehst mich an, Bursche, als wüßtest du, wer ich bin.“

„Ich weiß wohl, wer der Herr ist“, sagte der Dieb mit beklommener Stimme, „und ich weiß auch, aus welchem Reich der Herr gekommen ist. Der Herr

ist gekommen aus dem Nobishaus, wo die Flammen aus den Fenstern schlagen und wo man auf dem Sims die Apfel brät.“ (S. 33)

Ja, er wäre jener Müller, antwortet der Mann im Federhut, aber er wäre vor seinem Tod abgeschnitten worden und diene jetzt als Fuhrmann. Als der Dieb davon spricht, beim Fürsten Arbeit zu suchen, wirbt der Fuhrmann in den höchsten Tönen.

„Ich will hinüber und dort nach meinem Brot trachten.“

Der Müller lachte lautlos und rieb sich die knochigen Hände.

„Wenn du hinüber willst“, meinte er, „so ist der Sache bald geholfen. Seiner fürstlichen Gnaden ist gut dienen. Du wirst haben alle Tage ein Pfund Brot in die Hand und ein halbes in die Suppe. Dazu Schmalz um zwei Kreuzer, am Abend ein Mus und sonntags Grützwurst und gedämpftes Hammelfleisch.“ (S. 35)

Auch Tornefeld muss Rede und Antwort stehen.

„Ich will meinem Herrn, dem schwedischen König, dienen.“

„Dem schwedischen König!“ rief der Müller, und in seiner Stimme war plötzlich ein schriller Klang. „Ja, der wartet auf dich, du sollst ihm raten, wie er könnt’ den Tatarenchan und den Kaiser von China vertreiben. Er meint, die Beine würden ihm schwellen, wenn er nicht Ehr’ genug gewinnt. Willst deine Fortune suchen im schwedischen Heer? Du wirst haben vier Kreuzer im Tag, die gehen darauf für Kreide, Puder, Schuhwachs und Schmirgel. Eines Soldaten Glück, merk es dir, ist wie Korn auf eines armen Mannes Sandacker. Es will nicht gedeihen.“ (S. 36)

Der Müller verlangt Bezahlung für das Essen, und der Dieb lässt sich von Tornefeld erweichen, zu dessen Vetter Christian Heinrich Erasmus von Krechwitz auf Kleinroop zu eilen und dort unter Vorweisung des Tornefeld’schen Siegelrings um Kleidung

und Geld zu bitten, denn nur als Vornehmer will er dem König begegnen. Tornefeld selbst will sich, abgerissen wie er ist, bei Krechwitz nicht blicken lassen.

Der Hof des Krechwitz ist so heruntergekommen, wie man es sich nur vorstellen kann, und der Dieb will der Herrschaft berichten, wie sehr sie offensichtlich vom Verwalter betrogen wird. Er schleicht sich ins Haus und gerat ausgerechnet an den Malefizbaron, den berüchtigten Hauptmann einer Dragonerabteilung, deren Aufgabe es ist, Gesetzesbrecher zu jagen.

Doch dann wird offenbar, wieso das Gut so schlecht verwaltet wird: Die Herrschaft ist nur ein junges Mädchen, das sich nicht zu helfen weiß.

Ja, es war so, wie er es vermutet hatte. Ein Kind stand im Zimmer, ein junges Kind, ein Mädchen von nicht mehr als siebzehn Jahren, schmal und zart und wie die heilig erschaffenen Engel so schön – das war die Herrschaft auf dem Gut Kleinroop. Sie hatte Tränen in den Augen, das sah der Dieb sogleich, und ihr gegenüber stand, an den Kamin ge-

lehnt, der Knebelbart, der adelige Wucherer, der Freiherr von Saltza auf Düsterloh und Pencke, dem der Rentmeister den Jagdhund und das Reitpferd der jungen Herrschaft verkauft hatte.  
(S. 64)

Der Hauptmann, der hier mit seinen Leuten auf Kosten der Herrschaft logiert hat, verabschiedet sich, da er Jagd auf den Ibitz und seine Bande machen muss. Die Not des Gutes wird noch dadurch vergrößert, dass ein adeliger Wucherer namens Freiherr von Saltza auf Düsterloh und Pencke die Herrschaft, deren Pate er überdies ist, auspresst, nicht nur um sich zu bereichern, sondern auch, um das Mädchen zur Heirat mit ihm zu nötigen.

„Ich wünsch’ dem Herrn Hauptmann, daß er die Sach’, dieu aidant, zu einem guten Ende bringt“, sagte das Mädchen.  
„Sie haben es arg getrieben, der Ibitz und seine Bande, hier im Land und drüben im Polnischen, Fuhrleut’ überfallen, den Bauern ihre Kühe weggetrieben – alle Tage hat man davon reden gehört.



Der Herr Hauptmann ist wahrhaftig ein anderer Ritter Georg.“

„Sind doch nur arme Leut“, murmelte der Dieb, während sich der Hauptmann, stolz über dieses Lob, seinen buschigen Schnurrbart strich. „Hätten sie zur rechten Zeit jeder einen Bissen Brot alle Tage gehabt und ein Strohdach über dem Kopf, so wären sie ehrlich geblieben. Aber so geht's in der Welt zu! Das Gesinde hier im Haus ...“ (S. 66)

Der Hauptmann gibt dem Mädchen noch einen guten Rat mit, wenn auch sicherlich vergeblich.

„Ich bitt' die Demoiselle, mich zu excusieren“, sagte er und schwenkte seinen Hut, „aber der Demoiselle ihr Herr Pate ist, mit Respekt und Devotion zu melden, ein Hundsfoth. Für ihn ist ein Degenstich zu gut. Der kleinste Jung', den ich auf der Straße find', soll ihm eins über die Nase geben.“ (S. 68)

Das Mädchen entgegnet, dass sie ihren Paten nicht heiraten kann, weil sie einem Anderen versprochen ist.

„Der Herr war immer gut zu mir, der Herr mag's wissen“, sagte das Mädchen. „Es ist ein Schwedischer von Adel, aus meinen frühen Tagen ein Freund, dem hab' ich mich versprochen. Er hat meinen Ring, und ich trag' den seinen. Bin aber seit langem ohne Nachricht von ihm, denk' mir oft: Er hat dich vergessen, du wirst ihn aber nie vergessen. Manchmal aber wieder ist's mir, als hätt' ich noch alles zu hoffen, das Glück wird kommen vierspännig zu mir gefahren. Er heißt Christian, ist von meinem Vater ein Patenkind und von meiner Mutter Seite her ein Vetter zu mir.“

„Der ist es also, kann das denn sein?“ sagte der Dieb in grenzenloser Überraschung zu sich selbst. „Hätt's nicht für möglich gehalten. Diesen adeligen Buben hat sie in ihrem Herzen, diesen Strohwisch, der nicht groß genug tun kann, wenn er in der warmen Stube sitzt, aber wenn ihm die Ohren frieren,

da ist des Wehklagens kein Ende bei ihm. Diesem hochgeborenen Mauskopf hält sie die Treu'! Hätt's nicht für möglich gehalten. Und er denkt nicht an sie, er will zu seinem schwedischen Karl und in den Krieg, aber nur, wenn er eine Pelzhauben hat, daß ihn nicht friert, und dazu einen Alamode-Rock und Wagen und Pferde und die Taschen voll Geld und seidene Strümpfe und weiß Gott was noch, Taft und Atlas, sich die Nase darein zu wischen.“ (S. 69f)

Mit Erstaunen vernimmt der Dieb, dass das Mädchen dem Tornefeld, diesem unreifen, eingebildeten Jüngling, versprochen ist und dass es ihm unverbrüchlich die Treue hält.

Der Dieb bringt es nicht über sich, seine Mission vorzubringen und damit das arme Mädchen in noch größeres Elend zu stürzen, sondern gibt vor, zum Stehlen gekommen zu sein. Der Hauptmann will ihn hängen, aber das Mädchen bittet um sein Leben, so dass der Dieb mit fünfundzwanzig Stockschlägen davonkommt, während das Mädchen Abschied von ihrem geliebten Pferd und treuen Hund nimmt.

Und während Hieb auf Hieb auf seinen Rücken niedersauste, nahm, nicht hundert Schritte weit von ihm, das adelige Kind, die Herrin des Hauses, Abschied von ihren liebsten Gesellen. Sie hielt die Arme um den Hals des Pferdes geschlungen, und der Hund sprang kläffend an ihr in die Höhe. – „Leb wohl, Diana“, sagte sie voll Trauer und Zärtlichkeit. „Hab’ dich immer lieb gehalten. Behüt dich Gott, mein Jason, wir müssen gehen voneinander.“ (S. 73)

Der Dieb fühlt sich den adeligen Herrschaften moralisch weit überlegen.

Der Haselstock pfiß durch die Luft, aber der Dieb zuckte unter den Hieben nicht zusammen. – „Schlagt zu! Schlagt zu!“ zischte er durch die aufeinandergepreßten Zähne. „Ich bin nicht von edlem Blut, darum treib’ ich auch nicht gemeinen Wucher. Schlagt zu! Schlagt zu! Schlagt zu! Ich bin nur von geringer Herkunft, darum begehrt’ ich auch nicht von der Armut Geld zu nehmen und Wagen und Pferde. Schlagt zu! Schlagt

zu! Was ist das für adeliges Gelichter, der Knebelbart, der vor dem Degen des Hauptmanns davongelaufen ist, der Tornefeld, der in den Krieg will, hat aber Angst, es könnten ihm die Finger erfrieren. Schlagt zu! Schlagt zu! Ich bin von anderm Holz. Besser als sie könnt' ich als Edelmann bestehen.“ (S. 74)

Nach seiner Bestrafung wird der Dieb davongejagt, aber nun ist der Entschluss in ihm gereift, als Edelmann wiederzukehren und das Mädchen und ihr Gut zu retten.

Er wollte in die Welt zurück und noch einmal den Kampf mit jenen Mächten aufnehmen, die ihm sein Leben lang feindlich gewesen waren. Das große Würfelspiel lockte ihn, er wollte noch einmal einen Wurf wagen. Und ihm, dem Dieb, dem es niemals gelungen war, den kargen Bauern soviel abzulisten, daß er sich davon auch nur ein einziges Mal hätte sattessen können, ihm war es jetzt, als wartete das Gold der Welt darauf, daß er es gewänne.

Das Arcanum, mit dem der Tornefeld so groß tat, das mußte er haben, das brauchte er. Mit diesem Stück geweihten Pergaments, oder was es sonst war, in der Tasche, konnte er alles Gold und alles Glück erjagen. Mochte der Tornefeld sehen, wie er ohne das Arcanum im schwedischen Heer seine Fortune machte. (S. 75f)

Der Dieb hatte dem vermeintlichen Teufelsmüller gelobt, in die Hölle des Bischofs zurückzukehren, aber weil kein Branntwein darauf getrunken wurde, gilt ihm das Versprechen nicht. Nein, er will sein Glück machen, und Tornefeld, der darf nicht zu den Schweden, der muss statt seiner zum Bischof.

Statt seiner sollte der Tornefeld in die Hölle des Bischofs gehen. Für neun Jahre? Für alle Ewigkeit! Nicht zwei Monate lang hält er die Arbeit an den Schmelzöfen und in den Steinbrüchen aus, der adelige Bub, das Mutterkindchen, nicht zwei Monate lang die Peitsche des Vogts und seiner Knechte. Sind

andere und Stärkere dahingesunken, eh'  
die neun Jahre vorüber waren. (S. 76)

Doch als sich der Dieb wieder der Mühle nähert, verstellt ihm der Teufelsmüller den Weg.

„Laß der Herr mich vorüber“, sagte der Dieb, und die Zähne klapperten ihm. „Ich will ins Haus. Es ist kalt und wird noch kälter werden heute nachts, ich hab’ den Buschhengst schreien gehört.“

„Was kümmert’s dich, ob’s kälter wird“, lachte der Müller mit einer Stimme, die klang so dumpf, als käme sie aus einem tiefen Brunnenschacht. „Dich wird’s nicht frieren. Du wirst heute nachts noch lernen, wie man die Kohlen aus dem flammenden Ofen zieht.“

„Heut noch nicht“, meinte der Dieb, der indessen seinen Mut wiedergefunden hatte. „Laß der Herr mir Zeit bis morgen. Heut ist Mittwoch, das ist ein schlechter Tag, da ist unser Herr Jesus verkauft und verraten worden.“ (S. 77)

Der Müller, der gewiss nicht glaubt, dass er tot ist, sondern der sich im Dienst des Bischofs wähnt, bietet dem Dieb an, in die Gefolgschaft des Fürsten einzutreten und mit ihm nach Venedig zu reisen, wo das Glück auf sie wartet. Der Dieb jedoch ist sich sicher, dass die Fahrt in die Hölle geht und bietet dem Müller statt seiner den Tornefeld an. Dieses Krischperl jedoch will wiederum der Müller nicht haben.

Der Dieb fühlte die eisige Hand des toten Müllers, sie lag so schwer auf seiner Brust wie im Traum der Alb. Er fand keinen Atem, es war ihm, als zwängten eiserne Klammern sein Herz zusammen. Er sah wohl, daß dieser verlorenen Seele, die aus dem Fegefeuer kam, übermenschliche Kraft gegeben war. Er wollte fliehen und könnt' es nicht. Und in seiner Bedrängnis entsann er sich des Segens, der richtige Segen fiel ihm ein, mit dem man Gespenster bannen konnte. Und keuchend und ächzend rief er die Worte des Spruchs in die dunkle Nacht:



„Im Namen Jesu und Marie fall hin, fall hin auf deine Knie und bitt die Jungfrau und das Kind, daß deine Seel' Erlösung find'.“

„Was plärrst du da? Ist jetzt Bet- und Singstund'?“ hörte er die Stimme des toten Müllers, der lag auf der Erde, und der Dieb konnte wieder atmen und sich regen, der Alb saß nicht mehr auf seiner Brust. „Hilf mir auf die Beine!“ rief der Müller. „Was hast du mich gestoßen, der Henker lohn dir's! Jetzt lieg' ich hier im Schnee.“ (S. 79f)

Der Dieb betet einen wundertätigen Segen, und schon liegt der Teufelsmüller hilflos im Schnee, behauptend, der Dieb habe ihn gestoßen. Doch wie dem auch sei, der Müller hat nun genug von dem Dieb und lässt ihn ziehen.

Der Dieb fasst nun einen gewagten Plan: Mit Hilfe des Siegelrings will er den Platz Tornefelds einnehmen, und diesen will er in der Hölle des Bischofs einsperren, einerseits, um ihn loszuwerden, andererseits, um dem Teufelsmüller seine Beute zu geben – obwohl dieser behauptet, nie gestor-

ben zu sein und keine Forderungen zu haben.

Zuerst vermeldet er Tornefeld das Ableben von dessen Vetter.

„Hast du mit meinem Herrn Vetter nicht gesprochen?“ fragte Tornefeld.

„Nein“, sagte der Dieb. „Der ist mit Extrapost ins ewige Leben abgereist, läßt keinen mehr zur Audienz zu.“

(S. 81)

Der Dieb behauptet nun, Maria Agneta, die Erbin des Gutes und die Cousine Tornefelds, habe alle Bitten um Unterstützung abgeschlagen. Tornefeld, der sich mit Maria Agneta in der Kindheit ewige Treue gelobt hatte, ist enttäuscht und verbittert. Trotzdem will er mit aller Macht zum Heer des Königs.

„Der Wind pfeift und treibt die Schneeflocken vor sich her“, sagte er mit beklommener Stimme. „Eine Nacht ist's heute wie ein Höllenschlund.“

„Ja, heute nachts beichten die Wölfe einander ihre Sünden“, meinte der Dieb.

„Und du willst fort. Du kommst nicht weit, Bruder, nur bis zu deinem Leichenstein.“ (S. 83)

Wie ein Geist ist der tote Müller aufgetaucht und versetzt den Dieb in Angst und Schrecken.

Er starrte auf die Ofenbank, da saß in seinem roten Wams der tote Müller, keiner hatte ihn kommen gesehen. Er saß da mit bleckenden Zähnen und krummem Maul und lachte und hatte ein Bein über das andere geschlagen, und jetzt begann er mit krächzender Stimme zu singen:

„Wer läuft im Trab  
zwischen Kräh' und Rab'  
und kommt doch nicht von der Stelle?  
Und tanzt im Kreis  
nach des Todes Weis' ...“  
„Hör der Herr auf, ich mag's nicht hören!“ schrie Tornefeld (S. 84)

Der Dieb wiederum versetzt Tornefeld in Todesangst, indem er ihm erzählt, die kaiserlichen Musketiere wären hinter ihm her

und schon ganz in der Nähe. Mit dieser Behauptung presst er Tornefeld sein Arcanum ab.

„Es ist Gustav Adolfs Bibel, er hat sie unter seinem Harnisch getragen, als er bei Lützen fiel“, sagte Tornefeld. „Sie ist getränkt mit seinem edlen Blut. Mein Vater hat sie von seinem Vater, der war bei Lützen im blauen Regiment Obrist. Du sollst sie geben in des Königs eigene Hände. Ich hab’ mir Ehr’ und Glück im schwedischen Heer davon verhofft, vielleicht daß sie zu deiner künftigen Fortune die Ursache wird. Und was wird nun, Bruder, aus mir?“

Der Dieb hatte die Bibel schon unter seinem Rock versteckt.

„Dort, wohin ich dich bring’, bist du aller Not entronnen“, sagte er. „Mir ist ein Plätzchen zugesagt in des Herrn Bischofs Eisenhammer und Pochwerk. Dorthin wirst du statt meiner gehen. Bist geborgen vor den Musketieren, denn der Herr Bischof hat seine eigene Gerichtsbarkeit. Du wirst bleiben, bis deine Sach’ beim Regiment kassiert und

annulliert ist, wirst dem Herrn Bischof redlich dienen.“ (S. 86f)

Der Dieb verspricht dem verängstigten Tornefeld, dass dieser in der Arbeitsstätte des Bischofs in Sicherheit sei – welche Höllenbedingungen dort herrschen, verrät er ihm nicht.

Der Müller fordert, dass Tornefeld auf das Abkommen Branntwein trinkt; dieser kommt dem Verlangen nach und geht mit ihm fort. Drei wüste Kerle nehmen ihn in Empfang und schlagen ihn zur Begrüßung mit Knüppeln.

„Was schlägt ihr mich? Was hab ich euch getan?“ schrie Tornefeld vor Entsetzen auf.

„Das ist nur der Willkommgruß. Daß du's gewohnt wirst“, lachten die beiden, und dann trieben sie ihn mit Stößen und Schlägen vor sich her durch den Wald, dorthin, wo die Flammen durch die Dächer schlugen und das geschmolzene Erz im Kessel stöhnte. (S. 89)

Einer der Kerle macht den Müller darauf aufmerksam, dass der Dieb flieht.

Der Müller schüttelte den Kopf. „Der entläuft mir nicht“, sagte er mit einem lautlosen Lachen. „Den seh’ ich wieder. Er sagt, daß er wolle zum schwedischen Heer, aber er kommt nicht hin. Das Gold und die Liebe sitzen am Wegrand.“  
(S. 89)

Der Dieb hadert mit sich selbst, weil er das Versprechen, das Arcanum dem schwedischen König auszuhändigen, nicht einhalten will.

Auf seinem Weg durch den Wald kommt er an eine schäbige Hütte, vor der Männer an einem Feuer sitzen. Einer davon erkennt den Dieb.

„Dich kenn’ ich. Du bist der Hahneschnapper, streichst im Land herum. Was kommst du her und sprichst so hochverwegen?“

„Ich kenn’ dich auch“, erklärte der Dieb. „Sie nennen dich den Wendehals,

in Magdeburg bist du im Stockhaus gelegen.“

„Ja, ich bin der Wendehals“, sagte der Räuber. „Und der dahier ist der getaufte Jonas. Und jetzt sprich: Welcher Hagel hat dich hieher geschlagen?“

„Ich bin gekommen, um euch zu helfen, weil ihr im Elend sitzt bis über die Ohren“, gab der Dieb zur Antwort. „Wenn der Malefizbaron über euch kommt, will ich euch beistehen.“

„Du willst uns beistehen?“ rief der Wendehals mit einem schrillen Lachen. „Du Narr! Bist in dein Unglück geraten wie die Fliege in den heißen Brei. Der Malefizbaron hat hundert Dragoner, und wir sind unser zwanzig und haben keine Pferde und nur fünf Musketen. Eh' eine Stund' vorüber ist, sind wir alle gefangen, daß Gott erbarm' in Ewigkeit! Wie willst du uns helfen?“ (S. 96)

Der Dieb will den Räubern gegen die Dragoner beistehen und behauptet, er hätte Husaren bei sich.

Doch der Räuberhauptmann, der schwarze Ibitz, liegt im Sterben. Seine Leu-

te wollen ihn noch im letzten Augenblick dazu bringen, das Versteck seines Schatzes zu verraten.

„Hauptmann! Hauptmann!“ stöhnte der Feldscher. „Du mußt fort von hier, der Tod hat schon sein Maul und Rachen nach dir aufgetan. Du mußt vor Gottes Thron und heilige Gerichtsbarkeit.“

„Du hast Gott erzürnt mit vielen und schweren Sünden“, sagte der Feuerbaum, und er hob die Hände und legte sie an seine Brust wie der Priester, der das Confiteor betet. „Nimm Christum auf in dein Herz, daß sich die Gnadentür dir öffne.“ (S. 98)

Der schwarze Ibitz bekennt unbedeutende Sünden, aber sein Versteck will er nicht verraten. Doch als er den Dieb für den Teufel hält, der gekommen ist, ihn zu holen, kommt er noch ein letztes Mal auf die Füße.

„Er ist da! Er ist da!“ schrie er. „Warum habt ihr Tür und Fenster nicht besser



verwahrt? Der schwarze Kaspar steht da und will nach mir greifen.“ (S. 99)

Und weiter spricht er.

Und in seiner Sterbensangst riß er die Tür auf und deutete mit der Hand hinaus:

„Es sind ihrer genug da, nimm sie dir, sie gehören dir, nimm sie dir alle und führ sie hinweg von hier, aber mich laß in Frieden!“ (S. 100)

Dann sinkt der schwarze Ibitz wieder auf sein Lager nieder. Aber der Dieb interpretiert dessen letzte Worte, dass er selbst zum Nachfolger des Räuberhauptmanns erwählt ist.

Die Räuber fürchten sich vor den Dragonern, aber als der Dieb von seinem Arcanum erzählt, fassen sie Mut.

„Ich mein’ auch, es ist besser, wir wehren uns“, rief der Wendehals, der schon halb gewonnen war. „Denn wenn wir uns dem Malefizbaron ergeben, dann gilt für uns, was der Koch von den

Schleien sagt: Ein Teil siedeln, ein Teil braten. Wer von uns nicht gehenkt wird, der kommt mit dem Brandzeichen auf der Stirne für lebenslang nach Venedig auf die Galeeren.“ (S. 101)

Der Dieb besorgt sich ein Hornissennest und führt es in einem Sack mit sich, woraufhin die Pferde der Räuber zu scheuen beginnen. Er will den Dragonern allein entgegenziehen, weil er mit dem Malefizbaron noch ein Wort zu reden habe. Sobald er das Wort „Fuchs“ ausstoße, sollen die Räuber beginnen, ihre Musketen und Prügel zu benutzen.

Der Malefizbaron sieht die Räuber in einem Haufen auf sich zukommen und kann sich nichts anderes denken, als dass sie sich ergeben wollen. Doch da hört er eine Stimme von einem Baum herab.

„Bleib der Herr! Reit der Herr nicht weiter! Die Sach' geht übel aus.“

Der Dragonerhauptmann blickte auf und sah hoch oben im Geäst einer Kiefer einen Menschen sitzen, der schwenkte die Beine, als wüßte er sich nirgends in

der Welt einen besseren Platz, und in den Händen hielt er einen vollen Sack.  
(S. 103)

Der Dieb verhöhnt den Malefizbaron so lange, bis sich alle Dragoner um den Baum geschart haben. Der Baron feuert auf den Dieb und trifft ihn an der Schulter, aber dieser wirft trotzdem den Sack mitten unter die Dragoner.

Die Pferde in der Mitte des Haufens wollten ausbrechen, weil die Hornissen über sie geraten waren, sie bäumten sich und überschlugen sich und stürzten auf die Reiter nieder, die aus dem Sattel geflogen waren. Ein unbeschreibliches Getöse erfüllte den Wald: Pferdewieher, Wehgeschrei, Flüche, streitende Stimmen, Kommandorufe, auf die niemand hörte, Musketen- und Pistolenschüsse und der Widerhall von all diesem Lärm. Der geordnete Reiterhaufen hatte sich in ein wildes Durcheinander von Pferdeleibern, Pferdehufen und schreienden, ächzenden und fluchenden Menschen verwandelt, von Menschen,

die sich an die Mähnen der Pferde klammerten oder an den Bügeln hingen, von Musketenrohren, geschwungenen Säbeln, von Händen, die ins Leere griffen, und verzerrten Gesichtern. Und in dieses wirre Durcheinander schlugen die Musketenkugeln der Räuber ein. (S. 105f)

Die Dragoner fliehen Hals über Kopf, und viele müssen ihre scheuenden Pferde zurücklassen, die von den Dieben eingefangen werden. Der Dieb verhöhnt noch den fliehenden Baron.

„Was reitet der Herr so ohne Abschied über Hals und Kopf? Er verderbt sich sein Pferd.“ (S. 106)

Der Dieb befiehlt den zurückgebliebenen Räubern aufzusitzen, und sie reiten zu einem Gasthof an der polnischen Grenze. Der Dieb fiebert, aber es muss schnell weitergehen, will man den Dragonern entkommen. Der Dieb lässt sich vom Wendehals diejenigen Räuber nennen, die er für künftige Unternehmungen brauchen kann. Die

meisten kann er nicht brauchen, aber den Feuerbaum, der jedes Schloss aufbekommt, den Vieland, der ein gutes Gehör hat, und den Brabanter, der vortrefflich im Ausspähen ist und überdies Französisch kann, die will er nehmen.

Der Wendehals weiß einen reichen Bauern, aber der Dieb lehnt es ab, ihn zu bestehlen. Nein, er will sein Gold von den Kirchen und Pfaffen holen.

„Aus den Kirchen und Kapellen das Gold und Silber“, erklärte der Dieb. „Mir ist's, als schrie's mich an, daß ich sollt's mit mir nehmen.“

„Da wollt' ich lieber, daß mich der Donner erschlag“, rief der Wendehals entsetzt. „Das ist Todsünd'! Das ist Gottesraub.“

„Gib acht und spitz die Ohren, ich will dir ein Ding erzählen“, flüsterte der Dieb. „Alle Ding', die du auf Erden find'st, sind Gottes. Das Gold und Silber in den Pfaffen ihren Häusern ist Gottes und es bleibt Gottes, auch wenn wir's in unseren Säcken haben. Ich mein', es ist ein gutes Werk, den ruhenden Schatz

unter die Leut' zu bringen. Ist's aber, wie du sagst, eine Sund', so weißt du wohl: So wenig, wie du einen Rock machen kannst ohne Elle und Scher' und ein Haus nicht bauen kannst ohne Maurer und Zimmerleut', so kannst du auch zu guten Tagen nicht kommen ohne jegliche Sünd'." (S. 111)

Der Dieb überzeugt den Wendehals, dass das Stehlen von Kirchengütern keine größere Sünde ist als jeder andere Raub, weil ja alles Gold auf Erden Gottes Eigentum ist und in Umlauf gebracht werden will.

Der Wendehals ging die Treppe hinunter, da kam hinter einem Strohhaufen die rote Lies hervor, die hatte alles gehört.

„Hauptmann!“ bat sie. „Nimm mich mit dir, und ich will dich liebhalten wie mein eigenes Herz.“

Der Dieb schlug die Augen auf.

„Wer bist du?“ fragte er. „Ich brauch' dich nicht. Du hast rote Haar', und ich mag nicht Katz' noch Hund von dieser Färb'.“

„Die rote Lies bin ich, dem schwarzen Ibitz sein Geißlein. Der ist nun tot, und ich bin allein in der Welt. Nimm mich mit dir.“

„Es kann das Geißlein nicht mit den Wölfen laufen“, flüsterte der Dieb.  
(S. 112)

Die rote Lies, das Geißlein des verstorbenen Räuberhauptmanns, will mit dem Dieb ziehen, aber dieser weist sie zurück. Erst als sie angibt, einen Segen zu kennen, der das Blut stillt und den Brand verhindert, lässt er sie gewähren.

„Es wuchsen drei Blumen ...“

„Ja! Das ist der Segen, der rechte Segen“, keuchte der Dieb. „Sing weiter! Sing ihn zu End’!“ Und das Geißlein sang:

„Es wuchsen drei Blumen auf Gottes Geheiß, Die eine blüht rot, die andere weiß, Die dritte heißt Gottes Wille. Blut steh stille!“

„Blut steh stille!“ flüsterte der Dieb. Er schloß die Augen, und es war ihm, als löse der Schmerz die grausam-spitzen

Krallen von seiner Wunde und flöge davon mit schweren, langsamen Flügelschlägen. Die Müdigkeit kam über ihn und der Schlaf, ein tiefer, traumloser Schlaf. Sein Atem ging ruhig, und unter dem Stroh schmiegte sich das Geißlein an seine Seite. (S. 113)

Mehr als ein Jahr lang rauben der Dieb und seine Leute die Gotteshäuser aus. Einmal werden sie vom Pfarrer überrascht, der sie jedoch nicht erkennen kann, da sie sich Tücher vor die Gesichter gebunden haben.

„Das, was ihr da tut, ist die allerschwerste Sünd', es ist Gottesraub“, rief der Pfarrer. „Laß die Hände von den Heiligtümern, oder du bist verdammt in die tiefste Höllen für alle Ewigkeit.“

„Der hochwürdige Herr sollt' nicht so streng sein mit den Sündern“, meinte der Hauptmann. „Es braucht einer den andern. Denn wenn es keine Sünder gäbe und keine Sünde, wer begehrte dann noch eines Pfarrers?“

Jetzt war es dem Pfarrer klar, daß der Teufel aus diesem Mann sprach. Denn



nur der Erzlügner und Widersacher Gottes konnte mit solch glatten, arglistigen und verruchten Reden eines Menschen Sinn verwirren. Er wich einen Schritt zurück, schlug eilig das Kreuzzeichen und dann murmelte er mit entsetzter Stimme:

„Satan, Satan! Recede a me! Recede!“

„Was meint der Herr?“ fragte der Mann mit der Maske. „Ich hab’ den Herrn nicht verstanden. Ich bin nicht studiert, das Latein taugt mir zu nichts.“

„Daß der Teufel in dich gefahren ist, hab’ ich gesagt“, rief der Pfarrer. „Er red’t aus deinem Mund.“

„Hochwürdiger Herr, ich bitt’ überaus: Nicht so laut, es könnten’s die Leut’ hören“, sagte der Gottesräuber mit leisem Spott. „Und wenn der Teufel in mich gefahren ist, so tat er es nach Gottes Willen und Beschluß. Denn ohne Gottes Beschluß kann der Teufel nicht einmal in eine Sau fahren, lies der Herr Mathäum.“ (S. 117f)

Im Jahr 1702 begehen die Gottesräuber, auf die eine übermäßig hohe Belohnung ausgesetzt ist, ihren letzten Überfall unter der Führung ihres Hauptmanns, des vormaligen Diebes – doch dieser misslingt, weil der Pfarrer das silberne Kreuz der Kirche gegen ein hölzernes ausgetauscht hatte.

Der Malefizbaron ist sogleich hinter den Räubern her, doch diese haben sich verkleidet in alle Winde zerstreut.

Er selbst freilich war in der Morgendämmerung einem schwedischen Kurier begegnet, der mit seiner ledernen Diensttasche auf Trachenberg zuritt. Er hatte mit ihm, der ihn „Herr Bruder“ titulierte, auf schwedisch und auf französisch parliert, und der Fremde war ihm völlig unverdächtig erschienen, denn in diesen Tagen traf man des Schwedenkönigs Envoyes von Schlesien bis hinauf nach Pommern auf allen Wegen. (S. 134)

Der Räuberhauptmann trifft auf den Malefizbaron, doch offensichtlich hat ihn dieser in seiner Verkleidung als schwedischen Kurier nicht erkannt.

Es geht ein Gerücht durch das Land, dass sich die Gottesräuber bei der Verteilung der Beute uneins geworden seien und sich gegenseitig abgeschlachtet hätten; auch der Hauptmann sei unter den Toten.

Es gab aber einen im Land, der wollte es nicht glauben. Das war der Malefizbaron. Der lachte darüber und nannte es Betrug. Die Gottesräuber, sagte er, hätten das Märlein, daß ihr Hauptmann drei Schuh tief unter der Erde verscharrt sei, selbst unter die Leute gebracht, damit man aufhöre, nach ihm zu fahnden und ihn in Ruhe seinen Raub verzehren ließe. Und er schwur dem Teufel Klauen, Schwanz und Hörner ab, daß er nicht rasten und nicht gute Tage haben wolle, eh' er nicht die Gottesräuber mit ihrem Hauptmann dem Henker überliefert hätte. (S. 135)

Nur der Malefizbaron ist sich sicher, dass dieses Gerücht von den Gottesräubern selbst ausgestreut wurde.

Tatsächlich haben die Gottesräuber ihre Beute friedlich geteilt, auch wenn sie, mit

Ausnahme ihres Hauptmanns, ihr Gewerbe gern fortgesetzt hätten.

Der Hauptmann stand vor der Türe in seinem abgetragenen und verblichenen Rock von violetterm Samt. Seine Gedanken waren bei den künftigen Tagen, er sann darüber nach, wie er mit dem gewonnenen Geld die Schulden zahlen wollte, die auf dem Gute lasteten, Gerät und Zuchtvieh kaufen, neues Gesinde in den Dienst nehmen, allweg gute Pferde auf der Streu halten für die Postkutschen, die vorüberkamen. „Auch ein Windspiel und ein Reitpferd für die junge Demoiselle, des Herrn von Tornefeld hochgeborene Braut!“ sagte er mit einem Lächeln zu sich selbst. „Geld ist ja jetzt im Haus.“ (S. 136)

Härter ist der Abschied von der roten Lies, die ihren Hauptmann anscheinend aufrichtig liebt.

„Nimm mich mit dir!“ bat sie und legte ihre Stirne an seine Schulter. „Sag nicht wiederum: Nein! Ich weiß es

wohl, daß du deine Liebe hast auf eine andere geworfen, die ist wohl schöner als alles, was Himmel und Erde umschließt. Was liegt daran! Nimm mich mit dir, ich werd' dich nicht hindern auf deinen Wegen. Ich will mich in der Gesindestube hinter den Ofen drücken und die schlechteste Arbeit tun, nur daß ich weiß, wo du bist in Gottes Welt und wie es dir ergeht.“

„Das kann nicht sein“, sagte der Hauptmann kaltsinnig und starr. „Such im Meer einen trockenen Kieselstein, aber mich such nicht, du sollst mich auf ewig nicht finden.“ (S. 139)

Einer der Räuber, der Feuerbaum, vergräbt sein Geld, verkleidet sich als Mönch und zieht wieder bettelnd durchs Land. Einen schwedischen Reiter bittet er um eine milde Gabe und erhält überrascht einen halben Gulden. Da sagt er dem Reiter auf den Kopf zu, dass er ihn erkannt hat.

„Ist das alles, was du für deinen Gesellen übrig hast?“ rief er und griff nach des Reiters Arm. „Ich hab' dich gleich

erkannt, trotz dem Bärtchen an deinem Kinn. Komm herunter von deinem Gaul, und wenn du einen Schluck zu trinken hast...”

Er verstummte, denn das Lächeln war aus dem Gesicht des Reiters verschwunden, ein völlig anderer, ein Fremder blickte auf den Mann in der Kutte herab, und eine nie zuvor gehörte Stimme sagte in gebrochenem Deutsch:

„Was willst du, Mönch? Ein halber Gulden nicht genug? Fahr aus dem Weg, sonst Prügel auf deinen Buckel.“

Der entlaufene Mönch starrte noch einen Augenblick lang in das fremde Gesicht, dann hob er entsetzt seine Hände und rief Gott zum Zeugen an, daß er den hoch- und groß-edelgeborenen gestrengen Herrn für einen andern gehalten hätte, er könnte es jetzt selbst nicht mehr recht verstehen. Da schnitt ihm der Reiter das Wort ab:

„Das sind miserables excuses!“ schnarrte er. „Ich will nicht hören. Ein halber Gulden nicht genug! Fahr aus dem Weg, er vermaledeites Vieh!“

Der entlaufene Mönch sprang gehorsam zur Seite, da war der Reiter auch schon davon. Nur ein spöttisches Lachen war noch zu hören, das klang dem Feuerbaum wiederum bekannt. Und er starrte mit glotzenden Augen und offenem Maul dem schwedischen Reiter nach, bis er verschwunden war, und seine zitternde Hand schlug ein Kreuzzeichen über das andere, als wär' er dem Teufel selbst begegnet. (S. 141)

Doch der Reiter wirkt so authentisch, dass der Feuerbaum überzeugt wird, sich geirrt zu haben.

Unser ehemaliger Dieb und vormaliger Räuberhauptmann streift nun als vornehmer, reicher schwedischer Reiter durchs Land.

Der Tag kam ihm wiederum in den Sinn, an dem er arm und elend und halb erfroren durch den mannshohen Schnee hinauf zur Mühle gegangen war und wie er dann das Arcanum gewonnen hatte, das war seines Glückes Beginn gewesen. Und daß er nun so herrlich

auf Erden dastund' mit Federn auf dem Hut und Geld und Wechselbriefen in seinen Taschen und daß er als einer von Adel aufziehen und prangen konnte. Der tote Müller, der sollte nur kommen mit seinem krummen Maul, das Fegefeuer war kein wahrhaftiges, sondern ein erdichtetes Wesen, in den Meßpfaffen ihren Köpfen war das Fegefeuer, das hatte ihm der Brabanter gesagt, der hatte alle Länder ausgefahren, überall war er gewesen, wo man den Speck auf Kohlen brät [...]. (S. 145f)

Seinen Aberglauben hat er abgelegt, den wiederauferstandenen Müller fürchtet er nicht mehr, und an das Fegefeuer glaubt er erst recht nicht mehr. Der schwedische Reiter ist zum aufgeklärten Atheisten geworden.

Doch im selben Augenblick hat er die Vision eines himmlischen Gerichts.

Er sah, daß er in Himmelshöhen stand, zwischen Wolkentürmen und Wolkenmauern, auf denen lag solch ein Leuchten und Gleißeln, daß es seine Augen



kaum ertragen wollten. Er hielt die Hände vor sein Gesicht, und zwischen den Fingern hindurchblickend, gewahrte er drei Männer, die saßen auf Stühlen, zu denen Stufen führten, und trugen lange, pelzverbräunte Mäntel und rote Schuhe, und den einen von ihnen, den Weißbärtigen mit den strengblickenden Augen, der in der Mitte saß, den kannte er, er hatte ihn oftmals abkonterfeit gesehen, das war ja St. Johannes, des Himmels Kanzler. Vor den dreien aber stand ein Cherub von riesenhaftem Wuchs, der hielt ein bloßes Schwert in den Händen, und ringsumher in weitem Kreis drängten sich Kopf an Kopf die himmlischen Scharen, und sie waren es gewesen, die zuvor gerufen hatten: „Lauft zu! Lauft zu!“ Denn es sollt’ jedermann sehen, wie Gericht gehalten wurde. (S. 147)

Der schwedische Reiter wird angeklagt, Brot gestohlen zu haben. Doch das zählt vor dem himmlischen Gerichts nichts. Ebenso wird er angeklagt, Kirchenraub begangen zu haben. Doch Jesus hielt nichts

auf irdische Güter, und so wird auch auch das nachgesehen. Doch er hat seinen Kameraden Tornefeld verraten und sein Wort nicht gehalten, das wiegt schwer.

„Er ist schuldig“, kam aus der Höhe das donnernde Richterwort. „Und so verkünde ich das Urteil, daß er soll allein tragen durch sein Leben seiner Sünden Last und sie keinem gestehen und bekennen als der Luft und dem Erdreich.“  
(S. 151)

Der Reiter erwacht und wundert sich, wie gering die Strafe ist – er darf niemandem seine Sünden gestehen oder beichten – und wie leicht er sie ertragen kann, aber er wundert sich auch, wie sehr er sich im Traum gefürchtet hat.

Der Reiter erreicht das Gut von Maria Agneta, das bis auf paar Felder rings um das Haus geschrumpft ist. Und sie selbst ist es, die ihn begrüßt.

„Der Herr wird’s mir verzeihen, daß er hat warten müssen. Man hat es mir erst jetzt gemeldet, daß ein fremder Kava-

lier begehre, mir Visite zu machen. Ich war nicht im Haus, hab' müssen das Hühnervolk aus dem Garten jagen, es macht viel Schaden.“

Ja, das war die Stimme, die ihn der-einst vom Galgen losgebeten hatte. Der schwedische Reiter stand wie verzaubert und sah und horchte. Schön war sie wie die liebe Sonne, der Teufel selbst muß' so viel Schönheit benedeien. (S. 154)

Der Reiter behauptet, bei den Schweden gedient zu haben und seinen Abschied genommen zu haben. Maria Agnetas verstorbener Vater sei sein Pate gewesen. Sie bittet ihn, seinen Namen zu nennen, aber er will ihn aus ihrem eigenen Mund hören.

„Ich bitt' den Herrn um alles, daß er mir sagt, wer er ist.“

„Ich hab' gehofft, daß ich der Demoiselle noch werd' bekannt sein“, sagte der schwedische Reiter stockend und leise, denn die Angst preßte ihm die Kehle zusammen. „Wenn sich die Demoiselle doch nur erinnern wollt', wie

wir sind den Berg hinuntergefahren, da schlug der Schlitten um, weil die Pferde scheuten ...“

Ein Schrei durchschnitt die Luft, und das junge Kind lag, von Schluchzen geschüttelt und an allen Gliedern zitternd, an des schwedischen Reiters Brust und jubelte und klagte:

„Christian!“

„Ja, der bin ich“, sagte der schwedische Reiter, und in diesem Augenblick war er wirklich dieser Christian von Tornefeld, den er in die Hölle des Bischofs gestoßen hatte, und seine Hand glitt mit unendlicher Zärtlichkeit über ihre Haare und seine Lippen formten den Namen, den er nur ein einziges Mal gehört und nie zuvor ausgesprochen hatte – „Maria Agneta“, rief er, und sie hob ihr glückseliges und tränenüberströmtes Antlitz dem seinen entgegen. (S. 156)

Maria Agneta erkennt den Reiter als Christian und ihn, wie sie sich beide ewige Liebe geschworen haben, und er beteuert, seine Liebe nie vergessen zu haben.

Doch Maria Agneta ist in großer Not, denn der Herr von Saltza, ihr Pate, fordert die Begleichung der Schuldscheine, was bedeutet, dass auch der Rest des Gutes in seine Hände fällt und sie mittellos ist. Ihr einziger Ausweg wäre, ihren Paten zu heiraten, aber lieber verdingt sie sich als Magd.

Christian erklärt ihr, wieso sie nie zu Geld gekommen ist, weil sie nämlich von ihren sämtlichen Bediensteten betrogen wird.

„Das hab’ ich nicht gewußt“, sagte das Mädchen kleinlaut „Mein Vormund, der Herr von Tschirnhaus, der kennt ihn von Kind auf, sagt, er sei ehrlich.“

„Sans doute“, lachte der schwedische Reiter. „Da er in der Wiegen lag, war er ehrlich, aber seitdem nicht mehr. [...]“  
(S. 159)

Christian jagt den betrügerischen Rentmeister zum Teufel, nachdem die Bücher ergeben haben, dass Christian mit seinem gesamten Vermögen gerade noch die Schulden bezahlen kann. Alles Weitere müssen sie Beide sich hart erarbeiten, aber

Maria Agneta ist nur zu gern bereit, darauf einzugehen.

Als Maria Agneta im siebten Monat schwanger ist, ist die ärgste Not bereits behoben, und sie kann ihr Glück kaum fassen.

Und wie sie so mit geschlossenen Augen und mit einem Lächeln auf den Lippen dalag, da gingen ihr die Gedanken durch den Kopf, vor einem Jahr, sagte sie sich, waren die Kasten leer gewesen, sie hatte nicht Linnen noch Bettlaken gehabt, jetzt aber ging alles auf die rechte Weise, denn es war ein Herr im Haus, und sie fühlte, daß ihr Glück nun auf festem Boden stand, dafür mußte sie Gott danken, dem Geber alles Guten. Sie liebte ihren Mann über alle Maßen, und wenn er fort auf den Feldern war, konnte sie es nicht erwarten, daß er wiederkäme, und wenn sie abends seinen Schritt auf der Treppe hörte, da sauste ihr das Blut in den Ohren vor Wiedersehensfreude. (S. 162)

Die Leute im Dorf wissen, dass Christian ein Edelmann ist – aber sie halten ihn für einen

seltsamen Vogel seiner Gattung, denn er hält sein Geld eisern beisammen.

Die Leute im Dorf, die redeten: „Was ist das für ein Edelmann? Wenn er ein Fohlen, ein Kalb, einen Hammel zu verkaufen hat, versteht sich keiner auf das Feilschen so wie er, um einen Kreuzer streitet er mit dem gemeinen Mann, wo bleibt die Edelmannsehr’?“ – Wenn’s ihm zu Ohren kam, dann lachte er. „Was soll mir die Edelmannsehr’? Es wird mir keine Kuh und keine Sau fett von der Ehr’.“ (S. 163)

Maria Agneta hilft ihrem rastlosen Mann so gut sie kann: Immerhin weiß sie aus ihrer Kindheit genau, welche Dienste die Leute im Dorf den Tornefelds das Jahr über schuldig sind.

Aber trotz ihres Glücks wird Maria Agneta in der Nacht von einer unbestimmten Angst erfasst, denn Christian erscheint ihr plötzlich als ein Fremder.

Sie sah ihn an, wie er dalag, die Hände über der Brust gekreuzt, und die Angst

in ihr wollte nicht weichen. Es schien ihr, als wäre in diesem regungslosen Gesicht etwas ihr Fremdes, etwas, was sie nie zuvor gesehen zu haben vermeinte, etwas aus einer anderen Welt, aber was es war, das konnte sie nicht sagen.

Ein Schauer überlief sie, und sie begann zu weinen, daß eine Träne die andere schlug.

„Er ist nicht fort“, flüsterte es in ihr. „Er ist bei mir. Aber, Gott steh mir bei – es war mir einen Augenblick lang, als läge ein fremder Mann an meiner Seite. Wie konnte das geschehen, daß mir ein solcher Gedanke kam? Und warum muß ich weinen, jetzt, da ich ihn doch sehe. Warum? Warum?“ (S. 165f)

Da fällt ihr ein Spruch ein, den ihr in ihrer Kindheit ein Kammermädchen gelehrt hatte und womit man einen Schlafenden zwingen kann, die Wahrheit zu sprechen.

„Mach über ihn das heilige Kreuzzeichen“, hatte die Margret gesagt, „und faß ihn an seinem linken Daumen, so



hast du Gewalt über ihn, dann ruf ihn an im Namen Gottes und frag ihn, was du zu wissen begehrt, und er muß dir die Wahrheit sagen.“ (S. 166)

Maria Agneta sagt den Spruch auf, und der Schlafende muss wahrheitsgemäß antworten.

„Im Namen Gottes, ich bin gekommen, weil ich dich lieb hielt seit Jahr und Tag. Da ich dich sah zum erstenmal, da ist's geschehen, ich mußte dich lieben.“  
(S. 167)

Was Christian sagt, ist wahr, und zwar wörtlich wahr: Er liebt Maria Agneta seit er sie zum ersten Mal sah vor einem Jahr und einem Tag. Sie begreift diese Aussage jedoch als Bild für lebenslange Liebe. Von da an ist er ihr Christian, und er ist es immer gewesen.

Zur Geburt von Maria Christine werden die benachbarten Barone geladen. Man unterhält sich über die Landwirtschaft und über den Krieg.

Es hieß, daß der junge Schwedenkönig, der mit seinem Heer in Polen lag, durch Schlesien marschieren und den Krieg hinüber nach Kursachsen tragen wolle.

„So werden wir bald Teuerung und Seuchen haben im Land“, seufzte der Freiherr von Bibran. „Der Durchmarsch fremden Kriegsvolks bringt dergleichen Übel immer mit sich.“

„Es war’ für uns so übel nicht, wenn Korn und Vieh im Preise steigen wollten“, warf der Herr von Dobschütz ein. „Der Schwedenkönig ist ein guter Zahler.“ (S. 170)

Der Schwedenkönig will Sachsen angreifen, sagt man. Während man über den Krieg und die Landwirtschaft diskutiert, wird ein neuer Gast gemeldet, Hans Georg Freiherr von Lilgenau, Hauptmann der Dragoner, der Christian kennen sollte, was diesen fast in Ohnmacht sinken lässt, denn es ist kein Anderer als der Malefizbaron.

Doch die Begegnung geht gut aus.

Der Malefizbaron sah ihm lange und mit Aufmerksamkeit ins Gesicht.

„Sie sehen Ihrem Herrn Vater ähnlich, daß es beinahe zum Lachen ist“, sagte er dann, und das Fest nahm seinen Fortgang. (S. 173)

Nach fünf Jahren hat Christian alle verlorenen Ländereien zurückgekauft, und der Wohlstand ist bei den Tornefeld eingekehrt. Aber hin und wieder überfällt Christian eine unbestimmte Angst.

Manchmal aber, wenn er über die Felder ritt, und rechts und links dehnte sich das Land, das ihm gehörte – da flog ein Schatten über seine Seele, wie kalter Nachtwind wehte es ihn an: Als wäre dies alles, was er für sein eigen hielt, die Felder, die Wiesen und die Auen, die verstreuten Birken und auf den Feldern die junge Saat und zwischen den Wiesen der Bach und daheim das Haus und der Hof und die Frau, die er liebte, und das Kind, nach dem ihm bange war – als wäre dies alles nicht sein eigen, sondern ihm nur geliehen für kurze

Frist, und als müßte er es wieder hingeben, und je heller über ihm die Sonne schien, desto düsterer wurde es in seiner Seele. (S. 174)

Doch bei seiner geliebten Frau und seiner noch mehr geliebten Tochter ist Christian wieder glücklich.

Einmal kommt die Rede auf die harte Hand des Bischofs.

„Da führen sie wiederum einen vorüber“, sagte in diesem Augenblick Maria Agneta, die, weil es zu dunkeln begann, das Buch mit den Kupfern beiseitegelegt hatte und an das Fenster getreten war. „Es ist in dieser Woche der dritte. Daß Gott erbarm’, warum sterben dort so viel Leut’, und hat der Herr Bischof keinen Totenacker auf seinem Gut?“

„Nein“, sagte der Schulmeister. „Er hat nur Hammerhütten und Schmelzöfen und viel Gruben und Stollen. Die Sankt-Mathäi-Grube, die ist die größte. Die Sankt-Laurentii-Grube, den Armen-Seelen-Gang. Sterben dürfen die Leut’ auf dem Stiftsgut, aber begraben läßt

sie der Vogt in den Dörfern ringsumher.“ (S. 178)

Der Bischof presst die Armen aus, weil er Geld braucht für seine Hofhaltung.

„Es heißt“, berichtete der Zimmermann, „daß Seine fürstliche Gnaden, der Herr Bischof, in seiner fränkischen Residenz sich einen neuen Lustgarten anlegen will mit Bassins und Kaskaden, Felsgrotten, Wasserkünsten, chinesischen Pavillons und mit einer Orangerie. Das kostet Geld, aber die bischöfliche Hofkammer hat keines. Darum hat man auf das Stiftsgut einen neuen Vogt geschickt, der hat den Leuten die Ration gekürzt, sie bekommen kein Schmalz mehr und auf die Hand alle Tage nur ein halbes Pfund Brot, müssen aber werken wie zuvor.“

„Vielleicht weiß es der Herr Bischof nicht, wie's hier bei ihm zugeht, man müßt's ihm sagen“, meinte Maria Agneta.

„Er weiß es wohl, er weiß es wohl“, widersprach der Schulmeister. „Man

nennt ihn im Land nicht ohne Grund ‚des Teufels Ambassadeur‘. Er hat einen herrischen Sinn, will's in Prunk und Glanz seiner Hofhaltung allen weltlichen Fürsten zuvortun, es ist ihm kein Vogt, kein Grubenhauptmann zu den armen Leuten hart genug.“ (S. 178f)

Der Schwedenkönig führt Krieg gegen den Zaren, da blüht das Geschäft mit Eisen und Stahl.

Christian erzählt, dass die Arbeit an den Kalköfen noch schlimmer ist als die an der Eisenschmelze.

„Für die Kalköfen die Arbeit, die ist die schlimmste“, sagte er. „Da sind die Steinbrecher, die lockern den Stein mit dem schweren Hebebaum und brechen ihn mit bloßen Händen ab, da sind dann wieder andere, die zertrümmern ihn mit eisernen Schlegeln. Sie schlucken tagaus, tagein den Staub, und etliche Jahre nur, dann speien sie Blut und siechen dahin. Gott sei ihnen allen gnädig, auch denen, die an den Karren geschmiedet sind, die führen den zer-

schlagenen Stein zum Ofen und schaffen den gebrannten Kalk hinweg. Der Kalkofen, der hat fünf glühende Schlünde ...“ (S. 179f)

Gefragt, woher er das weiß, antwortet Christian, dass er viel von Vaganten erfahren hat. Seiner Tochter befiehlt er, für die Seele des Toten, der hier vorbeigekarrt wird, zu beten – er muss wohl an Tornefeld denken, den er selbst in die Hölle des Bischofs geschickt hat.

Eines Tages kommen unversehens der Veiland und der Wendehals, seine einstigen Kumpane, an den Hof, erkennen sogleich ihren Hauptmann und treiben ihre Späße mit dem zu Tode Erschrockenen. Sie haben ihre gesamte Beute durchgebracht und sind wieder auf Wanderschaft gegangen, bis ihnen der Brabanter, der Christian auf einem Pferdemarkt erkannt hatte, den Weg zu ihrem Hauptmann gewiesen hat.

Christian erklärt, er hätte sein Geld an einem sicheren Ort vergraben, und sie sollten Schaufel und Spaten mitnehmen, um es auszuheben. Doch dann kommt Maria Christine hinzu, die von den lustigen Spä-

ßen, die die Vaganten machen, so begeistert ist, dass sich Christian entschließt, sie am Hof zu beschäftigen, nicht ohne sie zu warnen, ja über die Vergangenheit zu schweigen.

Die beiden Vaganten arbeiten ein Jahr lang brav und achten Christian immer stärker als den wahren Herrn des Gutes.

So lebten sie ein Jahr hindurch, so hielten sie es bis zu dem Abend, an dem der Blitzstrahl niederfuhr, der das Glück des schwedischen Reiters in Trümmer schlug. (S. 190)

Christian erhält Besuch von einem alten Genossen, dem Brabanter. Der hat mit Handel sein Glück gemacht, will ins Ausland gehen und vom schwedischen Reiter Abschied nehmen, denn er vertraut der Zukunft nicht.

„Wenn ich die seltsamen Zufälle meines Lebens überdenk’, die verwichenen und die gegenwärtigen, dann wird es mir klar, wie nichtig und vergänglich alle Freude ist. Denn alles vergeht, wie das



Licht vergeht, wenn es seine Zeit geleuchtet hat, und wir sind nichts als ein Ball des wandelbaren Glücks, das uns in die Höhe wirft, damit wir um so härter fallen.“ (S. 193)

Der Brabanter warnt den Reiter, er müsse sich auch davonmachen, denn der Malefizbaron, nunmehr Oberst vom Rang, sei ihm auf der Spur. Noch wisse er von ihm selbst nichts, aber die Gottesräuber seien enttarnt.

„Aber von den Gottesräubern und ihrem Hauptmann weiß er alles, denn die rote Lies, das Geißlein, ist zu der anderen Partei übergelaufen, darum sag’ ich dir: Mach dich davon!“ (S. 193)

Die rote Lies hat alle verraten. Offenbar hat sich ihre Liebe zu ihrem Hauptmann in Hass verkehrt, wie es ja leicht sein kann. Sie weiß noch, dass ihr Hauptmann im Fieber von einer Frau und einem Gut geredet hat. Das Gut wird leicht zu identifizieren sein, denn gibt wohl nicht viele, die von einem Heimkehrer mit einem Sack voll Geld

gerettet wurden. Und die rote Lies als Zeugin wird ihn ohne Zweifel identifizieren.

Als der schwedische Reiter trotzdem bleiben will, wegen Frau und Kind, gibt ihm der Brabanter einen letzten Rat.

„Hauptmann, ich respektiere deinen hohen Mut, du willst bleiben und dem Ungewitter trotzen. Doch um deines Kindes willen ist's mir leid. Es wird's sein Leben lang tragen müssen, daß man seinem Vater das Rad und den Galgen auf die Stirne gebrannt und ihn in Ketten auf die Galeere geschickt hat. Und nun leb wohl, Hauptmann, und halt dich gut! Allons! Kutscher, fahr zu!“ (S. 196f)

Da hat der schwedische Reiter eine Vision, wie er im Dienst des Schwedenkönigs ehrenvoll stirbt.

Und wie er so stand und auf das Geräusch der Räder horchte, das in der Ferne erstarb, da hatte er einen Augenblick lang ein Gesicht.

Er sah sich in seinem blauen schwedischen Rock in Reih und Glied auf seinem Falben über eine endlose Heide reiten. Rings um ihn her stieg das Schwedenlied zu einem Himmel empor, der von schweren Wolken verhüllt war. Raubvögel kreisten über den Köpfen. Geschütze donnerten, zerrissene Fahnen wehten, und in die Reihen der Reiter schlugen Musketenkugeln. Eine von ihnen traf ihn, und mit einem unaussprechlichen Gefühl des Glücks sank er vom Pferde. (S. 197)

Und so steht der Entschluss fest: Er will auf der Seite des Schwedenkönigs in den Krieg gegen die Moskowiter ziehen; der Veiland und der Wendehals schließen sich ihm freudig an. Seine Frau ist jedoch untröstlich.

Sie brach in Tränen aus. Und von Schluchzen geschüttelt warf sie ihm vor, daß er nur an die Kriegsglorie dächte, die er zu gewinnen hoffe, und an seinen König, der gelte alles bei ihm, sie aber gelte nichts, und die Liebe zur

ihr sei in seinem Herzen erloschen.  
(S. 198)

Er kann zu Maria Agneta nur von Ehre und Pflicht sprechen: Die Wahrheit, dass er um das Glück von Frau und Kind in die Ferne zieht, darf er nicht sagen. Maria Agneta weint und weint, bis sie sich schließlich beruhigt.

Maria Christine fragt den Wendehals lang und breit nach dem Krieg aus, und dieser gibt, wie es seine Art ist, die kuriosesten Antworten.

„Du mußt mir helfen“, sagte Maria Christine und kletterte auf seine Knie. „Ich weiß, daß du es kannst. Ich will's nicht leiden, daß mein Vater im Krieg bleibt, hörst du? Stell dich nicht taub! Du kannst viele Künste, du sollst machen, daß er wieder heimkommt.“

„Du stellst dich an, als war' ich nur dazu da, dir deinen Willen zu tun“, lachte der Wendehals. „Du könntest dem Teufel eine Seele abschwatzen. Laß meinen Bart los, soll ich mir ihn von dir zerzausen und verstümmeln lassen?“

Und jetzt merk auf: Wenn du es ernstlich willst, daß der Vater nicht soll in den Krieg reiten, dann nimm Salz und Erde, tu beides in ein Säckchen ...“

„Salz und Erde“, wiederholte Maria Christine. „Was für Erde? Schwarze Erde? Rote Erde?“

„Erde ist Erde, sie sei rot, gelb, schwarz oder braun“, erklärte der Wendehals. „Salz und Erde tu in ein Säckchen, das näh in deines Vaters blauen Rock zwischen Futter und Tuch. Es muß des Nachts bei Mondlicht geschehen, und es darf dich keiner mit dem Faden und der Nadel in der Hand erblicken, auch soll kein Hund bellen und kein Hahn krähen, sonst ist der Zauber gebrochen und du mußt die Arbeit von neuem beginnen. Hast du’s verstanden?“

„Ja“, hauchte das Kind.

„Salz und Erde in seinem Rock“, fuhr der Wendehals fort, „die haben solche Gewalt, daß er Tag und Nacht an dich denken muß. Sie sind stärker als ein Glockenseil, sie halten ihn und ziehen ihn zu dir zurück, daß er nicht Ruhe

findet, nicht bei Tag und nicht bei Nacht, eh' er nicht wiederum bei dir ist. Hast du dir alles wohl gemerkt?“ (S. 201f)

Der Wendehals verrät Maria Christine einen Zauber, mit dem sie ihren Vater zur Rückkehr zwingen kann. Das Mädchen führt die Anweisungen des Wendehals genau aus.

Christian denkt unterdessen daran zurück, wie er Maria Agneta das erste mal sah, wie sie von Allen betrogen und ausgenutzt wurde, und wie er sich schwor, ihr zu helfen, koste es, was es wolle.

Sieben Jahre hatte sein Glück gewährt. Und nun blieb ihm noch ein Letztes zu tun übrig: War es ihm vergönnt gewesen, sieben Jahre lang als Edelmann zu leben, so war es ihm nun auferlegt, einen Edelmannstod zu sterben. Und diesen Tod im schwedischen Heer zu suchen, war er in seinem Herzen entschlossen, und er wußte dem Schicksal Dank dafür, daß es ihm den Tod von Henkershand erließ. (S. 203)

Christian gibt seiner Frau noch viele gute Ratschläge, wie sie zu wirtschaften habe, damit es mit dem Gut weiterhin aufwärts gehe.

Der schwedische Reiter bemerkt das Arcanum, das durch Maria Christines Unvorsichtigkeit zu Boden gefallen ist.

„Es ist die Bibel Gustav Adolfs, des hochberühmten Helden“, erklärte er der Maria Agneta. „Er hat sie unter seinem Harnisch getragen, als ihn die Todes-sensen traf. Und ich soll sie in des jungen Schwedenkönigs eigene Hände legen, so ist’s mir aufgetragen. Ich weiß aber nicht, ob ich viel Ehre mit ihr gewinnen werde, sie sieht gar übel aus, der Regen hat sie durchnäßt, die Würmer haben sie zerfressen. Ich mein’, der König wird des Plunders nicht achten.“  
(S. 205)

Obwohl die Bibel Gustav Adolfs nicht mehr in gutem Zustand ist, nimmt er sie doch mit, um sie König Karl dem Zwölften zu übergeben.

Zwei Tage später in der Morgenfrühe, als noch der Nebel über dem Fischteich und den Wiesen hing, verließ der schwedische Reiter mit dem Veiland und dem Wendehals den Hof. Schwer und schmerzvoll war der Abschied von der Maria Agneta gewesen, und wie sie ihn zum letztenmal umhalst und ihn mit zuckenden Lippen und zitternder Stimme in Jesu Christi allgewaltigen Schutz befohlen hatte, da war es ihm hart angekommen, vor ihr verborgen zu halten, daß es ein Abschied für alle Zeiten war.

Das Kind hatte geschlafen und war auch nicht erwacht, als ihm sein Vater Mund und Stirn und Augen küßte. (S. 206)

Zusammen mit dem Veiland und dem Wendehals zieht der schwedische Reiter nach Osten. Doch als die Drei in einer polnischen Schänke Rast machen, kommen dem Reiter beim Betrachten der alten Bibel Zweifel, ob er wirklich in den Dienst des Schwedenkönigs treten soll.



Er starrte vor sich hin. Dann fuhr seine Hand über den kupferbeschlagenen Deckel des alten Buches.

„Du hast wohl recht“, sagte er, als war’ ihm von der Bibel des toten Königs eine Antwort gekommen. „Wie könnt’s denn sein, daß ich von einem Tag zum anderen meiner Herzliebsten Stimme und des Kindes Lachen, Jubeln, Singen und Weinen aus dem Ohr verlier’. Und was will ich im Krieg? Du sprichst die Wahrheit. Besser als die Muskete taugt eines Bauern Spaten in meine Hand. Was soll ich im schwedischen Heer? Dörfer verbrennen, den Bauern ihr Korn verderben und ihr Vieh wegtreiben. In die Häuser fouragieren gehen, die armen Leut’ zu Tod erschrecken, sie mit Fluchen und Karbatschen bis aufs Blut kujonieren: ‚Schaff her, Canaille, was du hast!’ – Ich müßt’ ein Narr sein, dem Schwedenkönig einen Soldaten abzugeben mit Schanzen, Stürmen, mein Pferd zuschanden reiten. Hat er Handel mit dem moskowitzischen Zaren, so ist das seine Sache, er mag sich mit ihm

schlagen oder vertragen, was kümmert's mich?“ (S. 210f)

Nun will der schwedische Reiter die rote Lies aufsuchen und versuchen, sie auf seine Seite zu ziehen; einen Stein um ihren Hals und ins Wasser, rät dazu der Veiland.

Die rote Lies ist mit einem Dragoner-Korporal verheiratet, der in Schweidlitz liegt, weiß der auf Spionage ausgeschickte Veiland zu berichten.

Der Reiter schleicht sich in die Stube der roten Lies und erwartet sie dort.

„Ich will doch sehen, wer mir da in die Stube hereingeschneit ist“, sagte sie und leuchtete dem schwedischen Reiter ins Gesicht.

Ein leiser Aufschrei. Sie taumelte zurück, ein Kreis von Funken wirbelte sekundenlang durch den Raum, ein kalter Schauer floß über ihren Rücken. Die Hand, die den Holzspan hielt, begann zu zucken wie in einem Krampf, die andere Hand tastete im Leeren und suchte vergeblich einen Halt. Der schwedische Reiter blieb auf der Bettstatt sitzen und

regte sich nicht, unter den buschigen Brauen blickten seine Augen auf die rote Lies, auf seinen Lippen lag ein wegenger Spott, sein Schatten an der Wand fuhr auf und nieder in einem wilden Tanz.

Jetzt ließ die rote Lies den Holzspan auf die Erde fallen, daß er erlosch. Verworrene und unzusammenhängende Gedanken stoben ihr durchs Hirn. (S. 216)

Die rote Lies überlegt krampfhaft, wie sie ihren Hauptmann so lange festhalten kann, bis ihn der Malefizbaron verhaften und sie die Belohnung kassieren kann.

Der Hauptmann erkennt, dass er von der roten Lies keine Nachsicht erwarten kann, weil sich ihre einstige Liebe in Hass verwandelt hat.

Er sah sie an, es war in ihrem Gesicht ein Zug von Härte und von Verschlagenheit, den er zuvor nie gesehen hatte. Es war ihm jetzt klar, daß er von ihrer Liebe nichts zu hoffen hatte, die war schon lang erloschen. Die rote Lies

stand zwischen ihm und seinem Glück, und er mußte sie für alle Ewigkeit zum Schweigen bringen. Er hielt die Pistole in der Hand und wartete auf den Habichtsschrei des Veiland. (S. 218)

Sie aber tut ihm schön, so gut sie nur kann, während sie heimlich ein Brandeisen ins Feuer legt.

„Genug!“ herrschte er sie mit verhaltener Stimme an. „Bet ein Vaterunser, schrei zu Jesus und beklag deine Sünden, viel Zeit hast du nicht mehr.“ (S. 220)

Als sie den Korporal die Treppe heraufkommen hören, ist der Hauptmann für einen Moment abgelenkt.

Sie schnellte in die Höhe. Den Bruchteil einer Sekunde lang standen sie einander gegenüber, dann traf sie ihn mit dem glühenden Eisen in die Stirne. (S. 221)

Der Hauptmann krümmt sich vor Schmerz, fasst sich aber schnell wieder, während die rote Lies ihren Mann warnt.

„Nimm dich in acht! Der Gottesräuber!“ kreischte sie, und in ihrer Stimme war Grauen und Triumph und Todesangst und wilde Freude. „Komm nicht herein! Ich hab ihm den Galgen in die Stirne gebrannt! Lauf, was du kannst, schrei Alarm! Ich hab’ ihm den Galgen in die Stirne ...“

Der Schuß dröhnte durch den Raum. Die rote Lies verstummte und fiel vornüber. (S. 222)

Der Hauptmann hat seine einstige Geliebte erschossen. Er und der Veiland eilen zurück zu der Hütte, wo der Wendehals wartet.

„Wohin nun, Hauptmann? Was sollen wir tun?“ rief der Wendehals.

„Ja, wohin!“ murmelte der schwedische Reiter und die Zähne schlugen ihm aneinander. „Zu des Teufels Ambassadeur! In die Hölle des Bischofs, wo die Feuer knallen und prasseln – dorthin

muß ich, weil mir ein ehrlicher Ort zum Leben und zum Sterben nicht mehr verstattet ist.“ (S. 222f)

Mit dem Brandzeichen auf der Stirn bleibt dem schwedischen Reiter kein anderer Weg mehr, als in die Hölle des Bischofs zurück-zukehren.

Dort wird gerade der Rührum mit ein wenig Geld entlassen. Er weiß aber nicht, wohin er sich wenden soll, als ihm der tote Müller begegnet.

„Ja, ich kenn’ dich“, sagte er. „Du bist der, den die Leut’ im Stiftsgut den ,toten Müller’ nennen. Sie sagen, du seist keine irdische Kreatur. Sie sagen, du dürftest nur einen Tag im Jahr auf Erden gehen, und wenn dieser Tag um ist, verkehrst du dich in ein Säcklein Staub und Aschen, dann könnt’ dich ein Hund in seinem Maul davontragen, sagen die Leut’. Ist heut dein Tag, mit Vergunst zu fragen?“ (S. 224f)

Der Müller streitet ab, je tot gewesen zu sein und erklärt dem Rührum, der sein

Schicksal lauthals beklagt, in welchen Geldnöten der Bischof doch sei und wie sehr man ihm helfen müsse, diese zu überwinden; im übrigen müsse ja auch der Gerechtigkeit Genüge getan werden.

Doch der Müller ist gewillt, dem Rührum, den er seltsamerweise als Herrn anspricht, einen Gefallen zu tun.

„[...] Der Herr aber soll darum nicht zu Schaden kommen. Was er so hoch begehrt, wird ihm heute noch zuteil.“

„Such dir einen Narren anderwärts!“ brummte der Rührum. „Wie willst du wissen, was ich vonnöten hab’.“

„Ein Reitpferd, das geschwinde läuft, begehrt der Herr, und einen Degen“, sagte der im roten Wams.

„Ja, und ein Paar Pistolen!“ rief der Rührum ganz verdutzt. „Aber welcher Teufel hat dir das verraten?“

„Ich hab’s dem Herrn von der Stirn und aus den Augen abgelesen“, gab der Mann, der für einen Fuhrmann gelten wollte, zur Antwort. (S. 226)

Der Müller weist ihn zur alten, verlassenem Mühle, wo der Rührum einschläft.

Es treffen der Veiland, der Wendehals und der schwedische Reiter ein. Letzterer hat eine besondere Vision.

Der schwedische Reiter drückte einen Leinenfetzen, der mit Leinöl getränkt war, an seine Stirne. Seine Gedanken hatten ihn hinweggeführt, es war Nacht und er stand in der Schlafkammer seines Kindes. Maria Christine war aus ihrem Bett geschlüpft und legte ihre Arme um seinen Hals. Er hörte ihr Herz pochen. – „Da bist du“, flüsterte sie so leise, wie der Wind weht. „Da bist du, und ich laß dich nicht mehr fort.“ – „Du mußt mich lassen“, sagte er so leise, wie der Regen rauscht. „Ich komme wieder. Ich muß zurück zum schwedischen Heer. Ich hab’ ein Pferd, das läuft dahin in Windeseil.“ – „In einer Stunde fünfhundert Meil“, flüsterte Maria Christine. (S. 228)

Der Reiter träumt, er würde seine Tochter besuchen. Danach sieht er den schlafen-



den Rührum. Dieser erwacht verwirrt, erkennt aber schließlich den schwedischen Reiter.

„Hab’ ich die Ehre, einen Offizier der schwedischen Krone vor mir zu sehen, oder täusch’ ich mich?“ fragte er.  
„Kommt der Herr von der Armee?“

„Geradewegs“, sagte der schwedische Reiter und meinte, damit war’ die Unterhaltung zu Ende. (S. 230)

Der Rührum fragt ohne Unterlass nach dem Fortgang des Krieges.

„[...] Bringt der Herr Neuigkeiten aus dem Hauptquartier? Haben die Schweden wiederum eine Viktorie erfochten?“

„Nein“, sagte der schwedische Reiter, und Zorn stieg in ihm auf, weil dieser Mensch nicht aufhören wollte, ihm mit seinen Fragen beschwerlich zu fallen.  
„Das schwedische Heer läßt sich jetzt allerorten vom Moskowiter aus dem Feld schlagen.“ (S. 231)

Der Rührum will partout nicht glauben, dass sich das Kriegsglück vom Schwedenkönig abgewandt hat. Tatsächlich steht dieses Ereignis, das der Hauptmann erfunden hat, um den Rührum zu verwirren, in Kürze bevor.

Dem Rührum ist jedoch offensichtlich, dass sein Gegenüber nie im Leben Soldat gewesen ist.

„Es ist gelogen“, sagte er. „Infam gelogen. Laß deinen Bratenwender in der Scheide oder ich brech’ ihn dir in Stücke! Du hast mit Ehren nicht im schwedischen Heer gedient. Im Krieg blessiert? Wer glaubt’s? Dort unten, woher ich komm’, ziehen ihrer viele den Karren, die ihre Stirne nicht gern zeigen. Laß sehen, was du für Ehre oder Schand’ an ihr verbirgst.“

Und mit einem raschen Griff hatte er dem schwedischen Reiter den Leinenfetzen von der Stirne gerissen.

Der schwedische Reiter fuhr in die Höhe. Er wollte das Galgenzeichen mit der Hand bedecken, aber es war zu spät, er ließ sie sinken.

So standen sie einander gegenüber, schweigend, Aug' in Aug', Blick auf Blick geheftet, und dann erkannten sie einander.

„Um Jesu willen! Bist du es?“ kam es von den Lippen des schwedischen Reiters.

„Bruder! Wie ist es möglich, daß ich dich hier wiederfind'!“ rief der andere bewegt.

„Du bist es, und ich hab' dich für tot beklagt!“

„Und du? Wie ist dir dein Leben mißraten! Aus welchem Stockhaus kommst du? Von welcher Galeere?“ (S. 232)

Nun erkennen sich die Beiden, der namenlose Dieb, Hauptmann und schwedischer Reiter auf der einen Seite, und Rührum und Christian von Tornefeld auf der anderen.

Christian trägt dem Dieb nicht nach, dass er ihn in die Hölle des Bischofs verfrachtet hat, denn dort sei er zum Mann gestählt worden. Ihm fehle nur die Ausrüstung, um an die Seite des Königs zu eilen. Da kann ihm der Dieb helfen.

„Ich hab’ ein Pferd, das sollst du reiten. Mein Degen, meine Pistolen, mein Mantelsack, mein Geldbeutel, meine beiden Knechte – das alles ist dein.“

„Das ist mehr, als ich brauche,, behalt den Mantelsack, behalt den Beutel. Wie soll ich dir danken? Aber das Arca-num, das ich dir dereinst anvertraut hab’, die Bibel Gustav Adolfs ...?“

„Hier ist sie, Bruder, nimm sie!“

„Dem Himmel sei Dank, ich hab’ sie wieder. Ich kann sie selbst in meines Königs Hände legen. Und du, Bruder ...“

„Ist der Handel geschlossen? So sollt ihr eins darauf trinken, daß er gilt“, hörten sie eine knarrende Stimme, da stand der tote Müller hinter ihnen in seinem roten Wams, er hielt ein Brantweinglas in jeder Hand und lachte mit seinem krummen Maul sein lautloses Lachen.

Der Reiter Karl des Zwölften ergriff sein Glas und schwenkte es:

„Stoß an, Bruder!“ sagte er zu dem anderen. „Trink aus, Bruder! Daß dir möge das flammende Feuer nicht den Mut versehren!“

„Daß du mögest hochkommen mit deinem Degen“, sagte der andere.

Dann nahmen sie Abschied voneinander. (S. 233f)

Christian bekommt bekommt die standesgemäße Ausrüstung des Diebes und erhält sogar sein geheiligtes Arcanum wieder. Und wie durch ein Wunder ist der höllische Müller zur Stelle, den Pakt mit Branntwein zu besiegeln.

Christian reitet mit seinen beiden Knechten in die Ukraine, während der Namenlose dem toten Müller folgt, der eigenartigerweise mit jedem Schritt schwächer wird und auf einem Erdhügel liegen bleibt. Dort sei einer begraben, der sich selbst das Leben genommen habe, sagt der Müller.

„Hier liegt einer in ungeweihter Erd“, sagte der gewesene Müller. „Einer, der sich in einer schlimmen Nacht den Strick selbst um den Hals gelegt hat. Laß dir erzählen, wie's geschah. Wie sich die Schlinge zuzog, da hörte er den Wind heulen: ‚Es ist Sünd‘! Es ist Sünd‘! – da war's zu spät. Die Eule schlug mit

den Flügeln ans Fenster und rief: „Der höllische Pfuhl! Der höllische Pfuhl!“ – da war’s zu spät.“

Der Müller ließ den Kopf auf die Brust sinken, seine Stimme wurde leise wie das Knistern eines dürrn Zweiges.

„Wie die Leut’ ihn am Strick sahen“, fuhr er fort, „da liefen sie zum Dorfschulzen, der aber sagte, das sei des Henkers Sache, der müßt’ ihn herunterschneiden, die Gemeinde könnt’s nicht tun. Der Kreishauptmann wiederum sagte, die Gemeinde müßt’ es tun, weil der Tote vor den Scharfrichter nicht gehöre. So hing er und hing, als aber dann der Dorfschulze kam, da war er abgeschnitten, der Teufel hatte es getan, der hat ihn auch im Wald verscharrt, und niemand im Dorf weiß, wo.“ (S. 134f)

Nun gibt es keinen Zweifel mehr: Der Müller ist jener Selbstmörder, den der Teufel abgeschnitten und sich dienstbar gemacht hat. Ob er göttliche Erlösung findet, das ist ungewiss, aber seiner irdischen Schulden ist er zumindest ledig.

„Hier liegt er unter der Erd' und wartet, daß Gott ihm gnädig sei“, flüsterte er. „Du geh jetzt deinen Weg. Geh zwei Vaterunser weit, so wirst du die Knechte des Bischofs sehen. Sie werden dich schlagen, sie sind's so gewohnt, du mußt's ertragen. Sag ihnen dann, ich hätt' dem Herrn Bischof den letzten Pfennig von meiner Schuld bezahlt und ich kam' nicht wieder.“ (S. 235)

Jeder Neuankömmling in der Hölle des Bischofs wird sogleich in Ketten gelegt, bis er seinen Widerstand aufgegeben hat. Weil aber der Namenlose sich so gut fügt, wird er schon nach zwei Wochen befreit. Er nutzt die Gelegenheit sogleich zur Flucht, indem er halsbrecherisch über eine Steilwand im Steinbruch emporklettert.

Er eilt zu seinem Gut und klopft ans Fenster seiner Tochter.

Um dieses Augenblickes willen hatte er sein Leben gewagt, und er mußte es in der gleichen Nacht noch ein zweites Mal aufs Spiel setzen. Als er das Gesicht Maria Christines zwischen den Händen

hielt, als ein leises Aufjauchzen ihm zeigte, daß sie ihn erkannt hatte, da war das Joch, das er tagsüber trug, vergessen. Der Hunger, der mit Steinblöcken beladene Karren, das Zugseil, das ihn in die Schulter schnitt, die Schläge der Aufseher, die Schreie und die Verwünschungen seiner Elendsgefährten – das alles wog nichts mehr.

Maria Christine hatte viel zu fragen und noch mehr zu erzählen:

„Kommst du von weit her? Bist wohl recht müde? Wo ist dein Pferd? Wo sind die Knechte, die mit dir geritten sind? Ich kann auch reiten. Wärst du gestern gekommen, hättest du mich reiten gesehen. Auf der Fuchsstute, zweimal den Hof hinauf und hinunter, und ich hatte nicht Angst. Im Dorf war Kirchweih, da ging's lustig zu, ich wollt' auch tanzen, aber die Mutter litt's nicht, sie sagte: ‚Dein Vater ist im Krieg, weißt du auch, was das ist, ein Krieg?, Und ich sagte, ich weiß es wohl, im Krieg, da wehen die Fahnen, und die Trommel macht Bumerlein bum.“ (S. 137)



Die Tochter ist übergücklich über den Besuch des Vaters, aber der Namenlose muss bald wieder weg, auch wenn Maria Christine noch so weint. Doch jede dritte Nacht kommt ihr Vater wieder. Sie ist sich sicher, dass es kein Traum ist, wie ihr die Mutter einreden will.

Von Christian von Tornefeld treffen im Lauf der Zeit immer freudigere Nachrichten ein: Er hat sich im Kampf hervorgetan; er hat dem König sein Arcanum übergeben; er wurde von seiner Majestät zum Rittmeister befördert, ja sogar zum Oberst.

Eines Nachts erblickt der Namenlose Maria Agneta.

Oben im Haus war ein Fenster geöffnet worden. Maria Agneta beugte sich in die Nacht hinaus.

Der Namenlose stand regungslos zwischen den Ulmen, er wagte nicht zu atmen, doch sein Herz schlug, als wollte es ihm die Brust zerhämmern. Er meinte, sie müßt' ihn sehen, aber sie sah ihn nicht, sie blickte den Wolken nach, die über den nächtlichen Himmel zogen. Das Mondlicht schimmerte über ihrem

Haar und floß an ihren Schultern herab. In langen Zügen atmete sie die Nachtluft. Es war stille im Garten, nur die Grillen sangen und ein Vogel huschte durch das Laub der Ulmen. (S. 240f)

Der Namenlose fasst den Entschluss, sich Maria Agneta zu offenbaren. Doch das Schicksal ist gegen ihn.

Als es Abend wurde, war sein Entschluß gefaßt: er wollte zu ihr, sich ihr in seinem Elend offenbaren und sprechen, endlich sprechen, ihr alles sagen, was er ihr sieben Jahre hindurch verschwiegen hatte.

Das durfte nicht geschehen. Es war ihm nicht verstattet, der Himmel ließ es nicht zu.

Als der Namenlose des Nachts den Felsen emporstieg, löste sich ein Stein unter seinen Füßen. Er glitt aus, suchte einen Augenblick lang Halt, und dann stürzte er in die Tiefe.

Er lag unten mit zerschmetterten Gliedern, er konnte nicht schreien, sich

nicht bewegen, jeder Atemzug tat ihm weh. (S. 241f)

Beim Klettern stürzt der Dieb in die Tiefe. Am Morgen entdeckt ihn ein Wächter und will einen Feldscher holen, doch der Namenlose bittet um einen Priester.

Er öffnete die Augen und sah einen Mann in einer braunen Kutte, der sich über ihn beugte.

Er versuchte, sich ein wenig aufzurichten.

„Mein Vater!“ stöhnte er. „In meinem Herzen ist ein altes Geschwür von bösen Taten, das soll aufbrechen in dieser Stunde. Ich will dir beichten.“

„Ja, Hauptmann!“ hörte er eine Stimme, die er kannte. „Da liegst du vom Stein zermalmt wie Sankt Stephanus. Du mußt sterben, Hauptmann, schick dich darein!“

Der Namenlose sank zurück und schloß die Augen. Es war sein alter Geselle, der Feuerbaum, der wollte ihm die Beichte abnehmen.

„Nimm Abschied von der Welt!“ predigte der entlaufene Mönch. „Sie ist ein trügerischer Schein und ihre Freuden sind nichtig. Sag ab auch deinem Geld, was hilft dir dein Reichtum, du kannst ihn nicht mit in die Ewigkeit nehmen.“

Der Namenlose wußte nun, daß er ohne Beichte sterben mußte. Denn der Feuerbaum wollte von ihm nur eines hören: Wo er, sein gewesener Hauptmann, das Geld verborgen hatte, die Gulden und Dukaten, die er dereinst als seinen Anteil empfangen hatte. (S. 242f)

Der Feuerbaum, der entlaufene Mönch, der ehemalige Gottesräuber, gibt sich als Priester und fordert vom Dieb eine Beichte, aber nicht, um den Namenlosen ins Himmelreich zu geleiten, sondern um das Versteck seines Schatzes zu erfahren.

Der Namenlose schwieg.

„Ei, so fahr in die Hölle!“ schrie der Feuerbaum empört.

„Und mögen sich dort zehntausend Teufel um deine Seele balgen!“

Der Sterbende hörte ihn nicht mehr. Ein anderer stand jetzt schweigend und unbeweglich vor ihm, auch einer, den er kannte: der Cherub mit dem Schwerte, der einst in Wolkenhöhe dreifache Klagen gegen ihn erhoben hatte.

„Du bist es“, sagte der Namenlose, ohne die Lippen zu bewegen. „Hör mich an. Ich habe oftmals nachgedacht über das Gericht Gottes, aber ich könnt’ es nicht begreifen, es war mir zu schwer. Jetzt mein’ ich, ich begreif’s. Du hast dereinst für mich gebeten, tu’s heute wiederum. Ich will nur eines: meine junge Tochter soll, wenn ich nicht wiederkomm’, nicht glauben, ich hätt’ sie vergessen. Man soll’s ihr sagen, daß ich gestorben bin. Sie soll nicht weinen um meinetwillen, das will ich nicht. Ein Vater unser soll sie beten für meine Seele.“

Der Engel des Todes blickte zu den Sternen empor. So stand er, schattengleich, und dann senkte er in stummer Gewährung sein strenges und erhabenes Antlitz. (S. 243f)

Der Feuerbaum verwünscht den Schweigenden in die Hölle. Doch dieser meint einen Engel zu sehen und bittet ihn, dass man seiner Tochter mitteilen solle, dass er gestorben sei und dass sie ein Vaterunser für seine Seele beten solle. Der Engel gewährt die Bitte.

Am nächsten Tag bringt man Maria Agneta die Nachricht, dass ihr Gatte vor drei Wochen bei der Schlacht bei Poltawa gefallen und das königliche Heer in Auflösung sei.

Maria Agneta berichtet ihrer Tochter vom Tod des Vaters und bittet sie, für dessen Seele zu beten. Maria Christine gehorcht, nachdem sie noch protestiert hat, der Vater wäre doch noch kürzlich bei ihr gewesen. Sie betet ein Vaterunser, und draußen fährt man den Namenlosen auf einem Karren vorbei.

Als Maria Christine kam, nahm sie sie auf die Arme und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen.

„Kind!“ sprach sie mit leiser Stimme.  
„Dein Vater ist im Krieg gefallen, du wirst ihn nicht mehr sehen. Es ist drei

Wochen her, daß man ihn begraben hat. Falt die Hände, bet ein Vaterunser für seine Seele!“

Maria Christine sah sie an und schüttelte den Kopf. Sie wollte und sie konnte es nicht glauben.

„Er wird wiederkommen“, sagte sie.

Die Augen Maria Agnetas füllten sich von neuem mit Tränen.

„Nein, er kommt nicht wieder“, klagte sie. „Nie wieder kommt er, nie wieder. Verstehst du’s nicht? Er ist im Himmelreich. Falt die Hände, tu deine kindliche Schuldigkeit, er hat dich lieb gehalten, so wie ich dich lieb halt’ als mein Kleinod, und nun bet ein Vaterunser für seine Seele!“

Maria Christine schüttelte den Kopf. Doch da sah sie draußen auf der Landstraße einen Karren mit einem Sarg dahinschleichen, der kam vom Stifts gut.

Jetzt faltete sie die Hände.

„Unser Vater im Himmel“, betete sie. „Dein Name werde geheiligt, Dein Reich komme, Dein Wille geschehe – für diesen armen Mann bet’ ich, der dort im Sarge liegt, es weint keiner um ihn, gib

ihm die Seligkeit! Und führe uns nicht in Versuchung, erlöse uns von dem Übel, denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit. Amen.“

Langsam zog der Karren, der den Namenlosen zu Grabe führte, an den Fenstern des Hauses vorbei. (S. 245)

Ende.

*Der schwedische Reiter* ist ein einsamer Stern im deutschen Literaturhimmel. Das verdankt er seiner außergewöhnlich kraftvollen, schlichten und anrührenden Sprache. Leo Perutz selbst wird dazu im Nachwort von Hans-Harald Müller mit folgenden Worten zitiert.

*Der historische Roman hat immer wieder an der Papiersprache gekrankt, die man ihm aufgezwungen hat. Ein Drittel seiner Sprachkunst mag historisches Sprachgut sein: Sprache der Zeit, in der er spielt; ein anderes Drittel Sprachgeist der Personen, die handeln und sprechen; und der Rest ist Rhythmus, immer wieder Rhythmus und Musikalität. Aber das ist ja alles wieder nur Theorie. Praktisch gesprochen, könnte*



*ich es kaum anders sagen als: ich bemühe mich immer, so zu schreiben, wie meine Großmutter mir Geschichten erzählt hat.*  
(S. 249)

Es gibt nicht viele Schriftsteller, die so sprachmächtig sind, wie es Leo Perutz in *Der schwedische Reiter* ist, und man sollte diesen Roman als das außergewöhnliche Meisterwerk achten, das er ganz ohne Zweifel ist und was die obigen Zitate einwandfrei belegen. Dem Autor ist es gelungen, einen mündlichen Sprachduktus in genialer Weise zu verschriftlichen, so dass einerseits der Geist des frühen achtzehnten Jahrhunderts wieder lebendig wird und dass andererseits der Leser ohne jede Mühe folgen und genießen kann. Dazu kommt Perutz' unglaubliches Einfühlungsvermögen in die vergangene Zeit: Seine Personen handeln und sprechen nicht nur im Stil der Epoche, sie denken und fühlen in einer Art und Weise, die den Leser in ferne Welt entführt.

Der Roman erzählt vom Schicksal zweier junger Männer, dem namenlosen Dieb und dem schwedischen Reiter, die sich scheinbar zufällig als Flüchtlinge begegnen, die

aber durch wie durch ein lenkendes Schicksal aneinandergeschmiedet sind. Sie wechseln mehrfach die Rollen: Aus dem Namenlosen wird der Reiter, aus dem Reiter der Namenlose, und wieder retour. Aber dieser Wechsel vollzieht sich nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich: Der Namenlose nimmt alle Verhaltensformen eines Edelmannes an, behält aber dabei seine Weltklugheit und Tüchtigkeit; der unerfahrene, aber hochfahrende, ehrgeizige und zugleich selbstmitleidige Reiter wird zum geprüften Mann, ohne dabei seine Ambitionen zu verlieren.

Beide können sich schließlich ihren Lebenstraum erfüllen: Der Namenlose erringt die Liebe einer Frau und ihres gemeinsamen Kindes, der Reiter kommt im Krieg zu höchsten Ehren. Beide müssen dafür mit dem Leben bezahlen, wobei der Namenlose am gleichen Tag stirbt, da die Nachricht vom Tod des Reiters eintrifft – auch hier ist ihr Schicksal untrennbar verwoben. Dass die Tochter für die Seele ihres Vaters betet, dessen Grab sie in der Ukraine wähnt, während sein Leichnam auf einem Karren an ihr

vorbeigefahren wird, ist das letzte Zeugnis dafür.

Das Übernatürliche spielt eine große Rolle in *Der schwedische Reiter*, schon allein deshalb, weil die Menschen zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts noch sehr abergläubisch waren: Der tote Müller beteuert, nie gestorben zu sein, und sinkt doch auf einem Grab nieder, das das seine zu sein scheint; der Zauber, mit dem das Mädchen ihren Vater an sich bindet, scheint zu wirken, als dieser einen abrupten Sinneswandel hat; des Diebes göttliche Strafe ist, dass er seine Sünden nicht bekennen darf, und als er dagegen verstoßen will, stürzt er in den Tod; das Gebet des Sterbenden, seine Tochter möge um seine Seele beten, wird erhört; und Vieles mehr.

Es können alle scheinbar übernatürlichen Ereignisse, gehen sie nun von der Hölle oder vom Himmel aus, auch auf natürlichem Weg erklärt werden; aber ihre Häufung und ihre Stringenz lassen den Leser am Ende doch an das Wirken einer höheren Macht glauben, und das umso mehr, als es weder dem Namenlosen noch dem Reiter

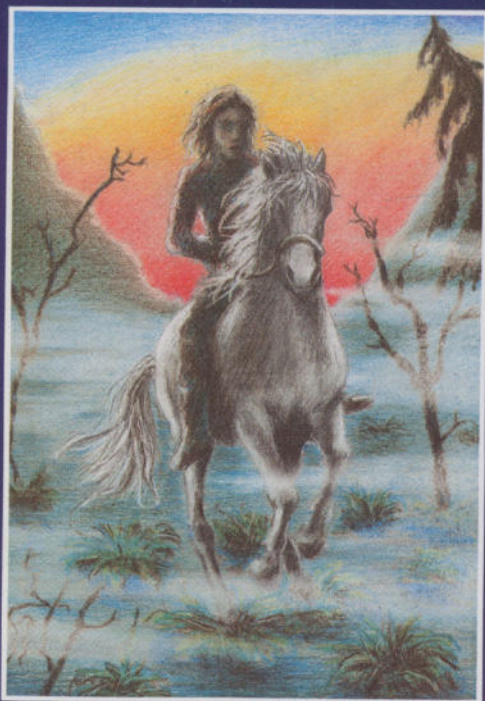
gelingt, ihrem offenbar unabwendbaren Schicksal zu entkommen.

Dass die Hölle ganz real ist, entnehmen wir den Schilderungen über die Werkstätten des Bischofs, im Vergleich zu denen die Domäne des Teufels nicht schlimmer sein könnte. Besonders abstoßend ist dabei, dass diese Ausbeutung und Quälerei von Menschen im Namen des Christentums verübt wird: Leo Perutz führt hier einen persönlichen Feldzug gegen die Verfehlungen der Kirchen.

Die Welt des schwedischen Reiters ist nicht nur von historischer Abbildungstreue geprägt. Der abgrundtiefe Pessimismus und die völlige Verkommenheit aller weltlichen und christlichen Werte entspringt Perutz' eigenen Anschauungen. Nur das Individuum mit seinen eigenen Vorstellungen von Moral und Ethik – und seien es die eines Diebes und Mörders – kann in dieser irdischen Hölle noch einen Funken Hoffnung entzünden. Wenn die Bestialität eines Menschen in direktem Zusammenhang mit seiner normenbildenden Funktion in der Gesellschaft steht, dann ist nach Perutz' Schema zwangsläufig der Bischof das größ-

te Monster auf Erden, während der Kirchenräuber zumindest das Mitleid des Autors genießt.

*Maj Bylock*  
*Hexenjunge*



anrich  
□

## **\*Bylock, Maj: Hexenjunge**

**Maj Bylock [1931–]**

*Hexe 3: Hexenjunge*

(Häxpojken, 1991)

Anrich (HC 136 S./DM 24,80)

Kevelaer 1994

**Genre: Historischer Roman**

Am Abend, als Anneli vom Melken heimkommt, steht Gertrud über den Jungen gebeugt. Sie erbleicht, als sie die Alte die blonden Locken zur Seite streichen sieht. „Laß das!“

Sie weiß, die Alte sucht nach dem roten Mal, das Hexen auf der Stirn tragen. Doch die Haut des Jungen ist weiß und glatt. Ja, glatter als die Haut der Engel, die in der Kirche über dem Altar schweben. Gertrud richtet sich auf und geht in den Stall hinaus. Dort nimmt sie einen Bottich mit Teer und malt mit entschiedenen Strichen ein Kreuz mitten über die Tür. Sie hofft, das christliche Zeichen werde den Hof gegen Hexerei und Teufelskünste schützen. Im Abenddunkel sieht Anneli, wie Gertrud von Tür zu

Tür geht, bis alle Türen des Hofes von einem Kreuz gekrönt werden.

Wenn Gertrud einen Waldkauz besessen hätte, den sie hätte an die Wand nageln können, wäre ihr erst richtig wohl gewesen. Denn gegen Waldkäuze kommt nichts an, nein, nicht einmal der Böse selbst. (S. 12)

Wir befinden uns im ländlichen Schweden des Mittelalters. Die kleine Annelie hat ohne Absicht den Tod ihres Bruders, eines Säuglings, verschuldet und flieht in den Wald. Dort kommt sie bei der alten Ylva unter, die als Hexe gilt. Nach dem Tod Ylvas nimmt Annelie deren Zauberbuch an sich, geht fort und baut sich eine neue Existenz auf.

Annelie ist inzwischen verheiratet und hat einen Sohn namens Ulv, muß allerdings immer noch fürchten, als Hexe entdeckt zu werden, da vor allem ihre Schwiegermutter Gertrud einen solchen Verdacht hegt. Auch Ulv merkt, dass seine Mutter besondere Kräfte hat, und legt ihr den Tod seines geliebten Pferdes Silbergrau zur Last. Daher stöbert Ulv in unersättlicher Neugier in ih-



rer Truhe, wo sie das Hexenbuch versteckt hat...

Maj Bylock schreibt in einem geradezu auffällig schlichten Stil, der nur aus kurzen Sätzen mit Subjekt, Prädikat, Objekt und wenig Nebensätzen besteht. Aber trotz oder gerade wegen dieser einfachen Mittel gerät der Roman ebenso wie seine zwei Vorgänger unwahrscheinlich eindringlich, oftmals geradezu bedrückend. *Hexenjunge* ist ohne Zweifel in literarisches Jugendbuch, eine Seltenheit in seinem Genre.

Die Autorin erhielt 1990 verdientermaßen den schwedischen *Astrid-Lindgren-Preis*.

Aldous Huxley:  
Die Teufel  
von Loudun



dtv

## **\*Huxley, Aldous: Teufel von Loudun**

**Aldous Huxley [Aldous Leonard Huxley,  
1894–1963]**

***Die Teufel von Loudun***

***(The Devils of Loudun, 1952)***

**dtv 00 355 (TB 294 S./DM 3,80)**

**München 1966**

**Aus dem Englischen von Herberth E.  
Herlitschka**

**Genre: Historischer Roman/Sachbuch**

Von Anfang an war das Gefühl der Öffentlichkeit hinsichtlich des neuen Pfarrers scharf geteilt. Von dem frömmeren Geschlecht waren viele für ihn eingenommen. Der verstorbene Curé war ein tatteriger Niemand gewesen. Sein Nachfolger war ein Mann in voller Jugendkraft, hochgewachsen, athletisch gebaut, mit einem Aussehn von ernster Autorität, ja sogar (nach der Aussage eines seiner Zeitgenossen) von Majestät. Er hatte große dunkle Augen und unter seiner Biretta eine Fülle krauser schwarzer Haare. Seine Stirn war hoch, seine Nase kühn geschwungen, seine

Lippen waren rot, voll und beweglich. Ein elegantes Van-Dyck-Bärtchen zierte sein Kinn, und auf der Oberlippe trug er einen schmalen Schnurrbart, beflissen so gezwirbelt und pomadisiert, daß die einwärts gebogenen Enden zu beiden Seiten der Nase einander gegenüberstanden wie ein paar koketter Fragezeichen. Nachfaustische Augen gemahnt sein Porträt an einen fleischigeren, nicht unliebenswürdigen und nur ein klein wenig unintelligenteren Mephistopheles im Maskenkostüm eines Pfarrers. (S. 9)

From the first, public sentiment in regard to the new parson was sharply divided. Most of the devouter sex approved of him. The late curé had been a doddering nonentity. His successor was a man in the prime of youth, tall, athletic, with an air of grave authority, even (according to one contemporary) of majesty. He had large dark eyes and, under his biretta, an abundance of crinkly black hair. His forehead was high, his nose aquiline, his lips red, full

and mobile. An elegant Van Dyck beard adorned his chin, and on his upper lip he wore a narrow moustache sedulously trained and pomaded so that its curling ends confronted one another, on either side of the nose, like a pair of coquettish question marks. To post-Faustian eyes his portrait suggests a fleshier, not unamiable and only slightly less intelligent Mephistopheles in clerical fancy dress.

Urbain Grandier lebt von 1590 bis 1634 und wirkt ab 1617 als Pfarrer von Sainte-Croix in der Kleinstadt Loudun in Nouvelle-Aquitaine, wo es auch ein Ursulinerinnen-Kloster gibt.

Grandier ist gebildet und intelligent, aber ein vorbildlicher Priester ist er nicht. Er selbst schreibt, dass ihm das Einhalten des Zölibats unmöglich ist.

Gegen das Zölibat führt Grandier zwei Hauptgründe an. Der erste läßt sich in den folgenden Schluß zusammenfassen. „Ein Versprechen, das Unmögliche zu vollbringen, ist nicht bindend. Für einen

jungen Menschen männlichen Geschlechts ist Enthaltbarkeit unmöglich, und daher ist kein Gelübde, das eine solche Enthaltbarkeit bedingt, bindend.“ Und wenn dies nicht genügte, so gab es ein zweites Argument, welches sich auf die allgemein anerkannte Maxime gründete, daß wir durch uns abgepreßte Versprechungen nicht gebunden sind. „Der Priester nimmt das Zölibat nicht aus Vorliebe dafür auf sich, sondern einzig und allein, damit er in den Klerus aufgenommen werde.“ (S. 16)

Against celibacy Grandier makes use of two main arguments. The first may be summed up in the following syllogism. „A promise to perform the impossible is not binding. For the young male, continence is impossible. Therefore no vow involving such continence is binding.” And if this does not suffice, here is a second argument based on the universally accepted maxim that we are not bound by promises extorted under duress. „The priest does not embrace celi-

bacy for the love of celibacy, but solely that he may be admitted to holy orders.”

Wenngleich ein Teil seiner Gemeinde mit dieser Einstellung sympathisiert, so macht sich Grandier nicht nur die Überfrommen, sondern insbesondere auch die Ehemänner zu Feinden. Dass er überdies Misstände laut anprangert, bringt ihm von einigen Seiten Beifall, von anderen Hass entgegen, und als ob das nicht reichte, kränkt er auch noch Richilieu persönlich, indem er dem damals noch unbedeutenden Bischof bei einer Prozession nicht den Vortritt lässt.

Es beginnen die erste Prozesse gegen Grandier, die mit vergleichsweise milden, kirchlichen Strafen enden, ihm allerdings die Ausübung des Priesteramtes verweigern.

Die eigentliche Bedrohung geht aber von dem Kloster der Ursulinerinnen unter der neuen, jungen Oberin Jeanne des Anges, einer Person von ausgesprochen zwiespältigem Charakter, aus.

Für diejenigen, die keine Berufung dazu hatten, war das Leben in einem Nonnenkloster des 17. Jahrhunderts bloß endlose Langweile und eine Kette von Vereitelungen, in einem geringen Grad gemildert durch eine gelegentliche „Schwärmerei“, durch Klatsch mit den Besuchern im Sprechzimmer und, in den Mußestunden, ein Aufgehn in irgendeinem unschuldigen aber völlig unnützen Zeitvertreib. (S. 87)

For those who had no vocation for it, life in a seventeenth-century convent was merely a succession of boredoms and frustrations, mitigated in some slight degree by an occasional Schwärmerei, by gossip with visitors in the parlour, and by absorption, during leisure hours, in some innocent but entirely footling hobby.

Während Grandier sich weiterhin seiner Mätressen bedient, macht er ausgerechnet um das Kloster einen großen Bogen, sehr zum Missfallen der Oberin.



Ein schlechter Ruf ist das mentale Äquivalent der rein physiologischen Lockreize, die von Tieren während der Paarungszeit ausgesendet werden – Schreie, Gerüche und sogar, von gewissen Schmetterlingen, infrarote Strahlen. Bei einer Frau bildet der Ruf von Unzüchtigkeit eine ständige Aufforderung an jeden Mann im Klatschbereich. Und wie fesselnd ist sogar für die achtbarsten Damen der berufsmäßige Verführer, der abgebrühte Herzensbrecher! In der Vorstellung seiner weiblichen Pfarrkin-der nahmen Grandiers Liebesabenteuer heroische Ausmaße an. Er wurde zu einer mythischen Gestalt, halb Jupiter, halb Satyr – tierisch lüstern und doch, oder daher, göttlich anziehend. Zur Zeit des Prozesses gegen ihn sagte eine verheiratete und einer der ehrenwertesten Familien Louduns angehörende Dame aus, der Pfarrer habe sie, nachdem er ihr die Kommunion erteilt hatte, fest angesehen, worauf sie „von einer heftigen Liebe zu ihm ergriffen wurde, die mit einem kleinen Zucken in allen Gliedmaßen begann“. Eine andre be-

gegnete ihm auf der Straße und wurde von „einer unbezähmbaren außerordentlichen Leidenschaft“ erfaßt. Eine dritte sah ihn bloß an, als er die Kirche betrat, und schon empfand sie „ungewöhnlich starke Gemütsbewegungen und solche Regungen, daß sie sich sehr gern auf der Stelle mit ihm hingelegt hätte“, Alle diese Damen waren notorisch tugendhaft und von unbeflecktem Ruf. Eine jede von ihnen hatte überdies ein Heim und darin einen Mann und eine sich stets vergrößernde Kinderschar. Die arme Priorin hatte nichts zu tun, hatte keinen Mann, keine Kinder und keine Berufung. Was Wunder, daß auch sie sich in das leckere Ungeheuer verliebte! (S. 96f)

A bad reputation is the mental equivalent of the purely physiological appeals issued by animals during their mating seasons—cries, odours and even, in the case of certain moths, infra-red radiation. In a woman, a name for promiscuity constitutes a standing invitation to every male within gossip-range. And

how fascinating, even to the most respectable ladies, is the professional seducer, the hardened breaker of hearts! In the imagination of his female parishioners Grandier's amorous exploits took on heroic proportions. He became a mythical figure, part Jupiter, part Satyr—bestially lustful and yet, or therefore, divinely attractive. At the time of his trial, a married lady, belonging to one of Loudun's most honourable families, testified that, after administering communion, the parson had looked at her fixedly, whereupon she „was seized with a violent love for him, which began with a little thrill in all her members." Another met him in the street and was incontinently overcome by „an extraordinary passion." A third merely looked at him as he was entering a church and felt „exceedingly great emotions, together with impulses such that she would very much have liked to sleep with him there and then." All these ladies were notoriously virtuous and of unblemished reputation. Each of them, moreover, had a home with a

man in it and a growing family. The poor Prioress had nothing to do, no husband, no children and no vocation. What wonder if she too fell in love with the delicious monster!

Grandiers neue Probleme beginnen, als der greise Beichtvater der Ursulinerinnen stirbt und die Oberin sich den Pfarrer als seinen Nachfolger wünscht. Dass Grandier höflich ablehnt, erfüllt die Oberin mit grenzenlosem Hass. Im Kloster beginnen die ersten Geistervisionen mit Grandier als Mittelpunkt, die Grandiers Erzfeind, der Kanonikus Mignon, sogleich als Teufelsspuk auslegt und, unterstützt von Barré, mit den ersten Exorzismen beginnt und den Dämon Asmodeus aus dem Bauch der Oberin vertreibt.

„[...] Drei der Nonnen gestehn ohne Umschweife, daß sie von Dämonen Kopulation unterworfen und entjungfert wurden. Fünf andre erklären, daß sie von Zauberern, Magiern und Dämonen Behandlungen erlitten, welche zu erwähnen Züchtigkeit ihnen verbiete,

welche aber tatsächlich keine andern seien als die von den ersten drei beschriebenen. Die besagten Exorzisten bezeugen die Wahrheit aller dieser obigen Aussagen.“ (S. 108)

„Three of the nuns announce, without beating about the bush, that they have undergone copulation with demons and been deflowered. Five others declare that they have suffered, at the hands of sorcerers, magicians and demons, actions which modesty forbids them to mention, but which in fact are none other than those described by the first three. The said exorcists bear witness to the truth of all the above statements.”

Der Teufelswahn ergreift nach und nach immer mehr Nonnen.

Als die Beschwörung vorbei war, nahm Mignon den Bailli beiseite und bemerkte in Gegenwart des Kanonikus Rousseau und Monsieur Chauvets, daß der Fall eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem des Louis Gauffridy zu haben

scheine, des provenzalischen Priesters, der vor zwei Jahren wegen Behexung und Verführung gewisser Ursulinerinnen von Marseille lebendig verbrannt worden sei.

Mit der Erwähnung Gauffridys war die Katze aus dem Sack. Die Strategie des neuen Feldzugs gegen den Pfarrer lag klar enthüllt da. Er sollte der Hexerei und Magie angeklagt, vor Gericht gebracht und, wenn freigesprochen, an seinem Ruf ruiniert, wenn verurteilt, auf den Scheiterhaufen gesandt werden. (S. 110)

When the exorcism was over, Mignon took the Bailli aside and, in the presence of Canon Rousseau and M. Chauvet, remarked that the present case seemed to bear a striking resemblance to that of Louis Gauffridy, the Provençal priest who, twenty years earlier, had been burned alive for bewitching and debauching certain Ursulines of Marseilles.

With the mention of Gauffridy, the cat was out of the bag. The strategy of the

new campaign against the parson stood clearly revealed. He was to be accused of sorcery and magic, brought to trial and, if acquitted, ruined in reputation, if condemned, sent to the stake.

Die Besessenheit der Nonnen bietet nun den Feinden Grandiers die beste Gelegenheit, ihn der Hexerei anzuklagen, auch wenn die damaligen französischen, gebildeten Laien und Kleriker zumindest zu einem guten Teil die Existenz von Teufelswerk bezweifelten, wie etwa Guillaume de Cerisay, der oberste Stadtrichter von Loudun.

De Cerisay war durch seine vorläufigen Untersuchungen überzeugt worden, daß es sich um keine echte Besessenheit handelte, sondern nur eine Krankheit, welcher durch ein wenig Schwindeln seitens der Nonnen nachgeholfen wurde, durch hübsch viel Bosheit seitens des Kanonikus Mignon und durch den Aberglauben, Fanatismus und beruflichen Eigennutz der andern in die Sache verwickelten Geistlichen. Es konnte da, das war unverkennbar, keine Heilung

geben, bevor der ganze Austreibungsrummel nicht abgestellt wäre. Aber als er versuchte, diesen Suggestionen, die systematisch die Nonnen zum Wahnsinn trieben, ein Ende zu machen, brachten Mignon und Barre triumphierend einen schriftlichen Befehl des Bischofs zum Vorschein, der ihnen auftrug, die Ursulinerinnen bis auf weiteres zu exorzisieren. Da er keinen Skandal riskieren wollte, gab de Cerisay die Erlaubnis zur Fortsetzung der Austreibungen, bestand aber darauf, bei ihnen anwesend zu sein. Bei einer dieser Gelegenheiten ertönte, wie verzeichnet steht, erschrecklicher Lärm aus dem Rauchfang, und eine Katze erschien plötzlich in dem offenen Kamin. Das Tier wurde verfolgt, eingefangen, mit Weihwasser besprengt, das Kreuzeszeichen über ihm gemacht, und es wurde auf lateinisch beschworen, sich hinwegzuheben. Worauf man entdeckte, daß dieser verkleidete Teufel der Lieblingskater der Nonnen war, welcher sich auf dem Dach vergnügt und dann den kürzesten Heimweg eingeschlagen



hatte. Das Gelächter war laut und rab-elaisisch. (S. 127)

De Cerisay's preliminary investigations had left him convinced that there was no genuine possession—only a sickness, improved by some little fraud on the part of the nuns, by a great deal of malice on the part of Canon Mignon and by the superstition, fanaticism and professional self-interest of the other ecclesiastics involved in the affair. There could be no cure, it was obvious, until the exorcisms had been stopped. But when he tried to put an end to these suggestions which were systematically driving the nuns out of their wits, Mignon and Barré triumphantly produced a written order from the Bishop, charging them to go on exorcizing the Ursulines until further notice. Unwilling to risk a scandal, de Cerisay gave his permission for the exorcisms to continue, but insisted on being present during the performance. On one of these occasions, it is recorded, there was a terrifying noise in the chimney and a cat sud-

denly appeared in the fireplace. The animal was pursued, caught, sprinkled with holy water, signed with the cross and adjured in Latin to depart. After which it was discovered that this devil in disguise was the nuns' pet Tom, who had been out on the tiles and was taking a short cut home. The laughter was loud and Rabelaisian.

De Cerisay versucht vergeblich, den Exorzismen, die seiner Meinung nach die Hysterie der Nonnen ständig steigern, ein Ende zu machen. Doch als Francois de Sourdis, Erzbischof von Bordeaux und ausgemachter Skeptiker, seinen Arzt zur Untersuchung der Vorfälle schickt, hört die Besessenheit mit einem Schlag auf.

Doch nun greift der Richilieu, der als Kardinal zu großem Einfluss gekommen ist, ein und lässt Grandier verhaften und die Anklage, der Pfarrer sei ein Zauberer, wieder aufleben. Kanonikus Mignon missachtet die Anordnung seines eigenen Bischofs und versetzt durch wiederholte Exorzismus die Oberin und sechzehn weitere Nonnen in ei-

nen Zustand der Raserei, sogar vor aller Öffentlichkeit.

Während des Frühlings und Sommers 1634 war der Hauptzweck der Exorzismen nicht die Erlösung der Nonnen sondern die Inkriminierung Grandiers. Die Absicht ging dahin, aus dem Munde des Satans selbst zu beweisen, daß der Pfarrer ein Hexenmeister sei und die Nonnen behext habe. Aber Satan ist der Definition nach der Vater der Lüge und sein Zeugnis daher wertlos. Auf dieses Argument entgegneten Laubardemont und seine Exorzisten und der Bischof von Poitiers mit der festen Versicherung, daß Teufel, wenn sie von einem Priester der Römischen Kirche regelrecht beschworen würden, gezwungen seien, die Wahrheit zu sagen. Mit andern Worten, was immer eine hysterische Nonne auf Anstiften ihres Exorzisten unter Eid zu behaupten bereit war, das war für alle praktischen Zwecke eine göttliche Offenbarung. (S. 139)

During the spring and summer of 1634 the main purpose of the exorcisms was not the deliverance of the nuns, but the indictment of Grandier. The aim was to prove, out of the mouth of Satan himself, that the parson was a magician and had bewitched the nuns. But Satan is, by definition, the Father of Lies, and his evidence is therefore worthless. To this argument Laubardemont, his exorcists and the Bishop of Poitiers replied by affirming that, when duly constrained by a priest of the Roman Church, devils are bound to tell the truth. In other words, anything to which a hysterical nun was ready, at the instigation of her exorcist, to affirm on oath, was for all practical purposes a divine revelation.

Kanikus Mignon vertritt die These, dass ein Priester den Teufel zwingen könnten, die Wahrheit zu sagen, was zwar der kirchlichen Lehre widerspricht, aber Grandiers Ankläger unter Leitung des Chefanklägers, Jean de Martin, Baron de Laubardemont, nicht anficht.

Während der Pfarrer den schmerzhaftesten Hexenproben unterworfen wird, gehen die Vorführungen der Nonnen weiter, wie uns Monsieur de Nion berichtet.

Manchmal, sagt de Nion, „brachten sie den linken Fuß über die Achsel bis an die Wange. Sie hoben die Füße so hoch, daß der große Zeh die Nase berührte. Andre wieder waren imstande, ihre Beine so weit nach rechts und links zu strecken, daß sie auf dem Boden saßen, ohne daß der geringste Raum zwischen ihrem Körper und den Fliesen sichtbar blieb. Eine, die Mutter Oberin, streckte ihre Beine in so außerordentlichem Maß, daß die Entfernung von Zeh zu Zeh sieben Fuß betrug, obzwar sie selbst nur vier Fuß hoch war“. (S. 172)

Sometimes, says de Nion, „they passed the left foot over the shoulder to the cheek. They also passed their feet over the head, until the big toes touched the nose. Others again were able to stretch their legs so far to the left and right that they sat on the ground, without

any space being visible between their bodies and the floor. One, the Mother Superior, stretched her legs to such an extraordinary extent that, from toe to toe, the distance was seven feet, though she herself was but four feet high."

Zur für Besessenheit eigentlich vorgeschriebenen Levitation reicht die Akrobatik der Nonnen nicht, aber doch zu den absonderlichsten Körperverrenkungen. Ja, der körperliche Zustand der Nonnen scheint sich durch die Besessenheit sogar zu bessern. Einige der Schwestern bekennen zwar, dass der Teufelsspuk Lug und Trug sein, aber man bringt sie schnell zum Schweigen.

Selbst die Oberin wird von Reue erfasst, die man aber nicht gelten lässt, sondern wiederum als zauberischen Einfluss Grandiers auslegt. Ein Richter schreibt dazu.

„Unter allem Unglück, wovon die frommen Schwestern gepeinigt wurden, scheint nichts seltsamer zu sein als das Mißgeschick, das die Mutter Oberin befiel. An dem Tag, der auf den ihrer Aus-

sage folgte, und während Monsieur de Laubardemont die Aussage einer andern Nonne zu Protokoll nahm, erschien die Priorin, nur mit ihrem Hemd bekleidet, im Klosterhof und stand da zwei Stunden lang im strömenden Regen, barhaupt, einen Strick um den Hals und eine Kerze in der Hand. Als die Tür des Sprechzimmers geöffnet wurde, stürzte sie herbei, fiel vor Monsieur de Laubardemont auf die Knie und erklärte, sie sei gekommen, um das Verbrechen zu sühnen, welches sie durch die Beschuldigung des unschuldigen Grandier begangen habe. Worauf sie, nachdem sie sich zurückgezogen hatte, den Strick an einem Baum im Garten befestigte und sich erhängt hätte, wenn die andern Schwestern nicht zu ihrer Rettung herbeigeeilt wären.“

Ein andrer hätte vermutet, die Priorin habe einen Haufen Lügen erzählt und erleide nun die wohlverdienten Qualen der Reue. Nicht so Monsieur de Laubardemont. Ihm galt es als ausgemacht, daß hinter dieser Schaustellung von Zerknirschung Balaam oder Leviathan

stak, welcher durch die Zauberformeln des Hexenmeisters zu ihr gezwungen worden war. Weit davon, den Pfarrer zu exkulpieren, machten Scur Jeannes Geständnis und Selbstmordversuch es nur noch sicherer, daß er schuldig war. (S. 173f)

„Of all the accidents by which the good sisters were tormented, none seems stranger than that which befell the Mother Superior. The day after she gave her evidence, while M. de Laubardemont was taking the deposition of another nun, the Prioress appeared in the convent yard, dressed only in her chemise, and stood there for the space of two hours, in the pouring rain, bareheaded, a rope round her neck, a candle in her hand. When the parlour door was opened, she rushed forward, fell on her knees before M. de Laubardemont and declared that she had come to make amends for the offence she had committed in accusing the innocent Grandier. After which, having retired, she fastened the rope to



a tree in the garden and would have hanged herself if the other sisters had not come running to the rescue.”

Another man might have supposed that the Prioress had told a pack of lies and was suffering the well-deserved agonies of remorse. Not so M. de Laubardemont. To him it was manifest that this show of contrition had been put on by Balaam or Leviathan, constrained thereto by the spells of the magician. So far from exculpating the parson, Sœur Jeanne’s confession and attempted suicide made it more certain than ever that he was guilty.

Grandier erleidet in der Haft Todesangst, auch wenn er sich noch immer nicht vorstellen kann, dass er wegen Dingen verurteilt werden könnte, die er nie getan hat.

Um fünf Uhr wurde die Zellentür geöffnet, und der Wärter kündigte einen Besucher an. Es war Pater Ambrose von den Augustiner Chorherren, und er war aus reiner Barmherzigkeit gekommen, um zu fragen, ob er dem Häftling ir-

gendwie helfen oder ihn trösten könne. Grandier kleidete sich hastig an, kniete hin und begann die Generalbeichte eines ganzen Lebens voller Fehler und Schwächen. Es waren lauter alte Sünden, für welche er Buße getan und Absolution empfangen hatte, – alte Sünden und doch nagelneue; denn nun erkannte er sie zum erstenmal als das, was sie waren: Schranken gegen Gnade, absichtlich vor Gott zugeschlagene Türen. Dem Wortlaut und der Form nach war er ein Christ gewesen, war er ein Priester gewesen; in Gedanken und Taten und Gefühlen aber hatte er nie etwas anderes als sich selbst angebetet. „*Mein Reich komme, mein Wille geschehe*“ – das Reich der Wollust und Gier und Eitelkeit; der Wille, Figur zu machen, der Wille, andre niederzutrameln, über sie zu triumphieren und sich dessen zu rühmen. Zum erstenmal im Leben erkannte er, was Zerknirschung bedeutet – nicht der Lehre gemäß, nicht scholastischer Definition nach, sondern von innen her, als angstvolle Reue und Selbstverurteilung. Die Beichte war

noch kaum zu Ende, da weinte er bereits bitterlich, nicht dessentwegen, was er würde leiden müssen, sondern darüber, was er getan hatte. (S. 183)

At five o'clock the cell door was opened and the gaoler announced a visitor. It was Father Ambrose, of the Order of Augustinian Canons, who had come in pure charity to ask if he could be of any help or comfort to the prisoner. Grandier hastily dressed, then knelt and began the general confession of a whole lifetime of faults and shortcomings. They were all old sins, for which he had done penance and received absolution—old sins, and yet brand new; for now, for the first time, he recognized them for what they were: barriers against grace, doors deliberately slammed in the face of God. In words and forms he had been a Christian, he had been a priest; in thoughts and acts and feelings he had never worshipped anything but himself. „My kingdom come, My will be done”—the kingdom of lust and greed and vanity, the will to

cut a figure, the will to trample underfoot, to triumph and exult. For the first time in his life he knew the meaning of contrition—not doctrinally, not by scholastic definition, but from within, as an anguish of regret and self-condemnation. When the confession was over, he was bitterly weeping, not for what he was to suffer, but for what he had done.

Grandier erkennt, dass er bisher nur dem Namen nach Christ und Priester gewesen ist, dass er sich aber an Gott versündigt hat. Er bekehrt sich daraufhin vollständig.

Nach Beendigung der Voruntersuchung ist der folgende Prozess nur noch eine Formalität; Grandier ist im Handumdrehen abgeurteilt.

Die Richter sahen den Angeklagten im ganzen nur dreimal. Dann, sehr zeitig am Morgen des achtzehnten, nach den üblichen Präliminarien, fällten sie das Urteil, und dies einstimmig. Grandier solle der „Befragung“ unterworfen werden, der hochnotpeinlichen sowohl als

der peinlichen; er solle an den Türen von Saint-Pierre und Sainte-Ursula knien und dortselbst, einen Strick um den Hals und eine zweipfündige Kerze in der Hand, Verzeihung von Gott, vom König und von der Justiz erbitten; hernach sei er auf die Place Sainte-Croix zu führen, an einen Pfahl zu binden und lebendig zu verbrennen; worauf seine Asche in alle vier Winde zu streuen sei. Das Urteil, so schreibt Pater Tranquille, sei wahrlich ein himmlisches Urteil, denn Laubardemont und seine dreizehn Richter seien „durch ihre Frömmigkeit und glühende Gottergebenheit ebenso im Himmel wie durch die Ausübung ihres Amtes auf Erden gewesen“. (S. 1984)

The judges saw the defendant only three times in all. Then, very early on the morning of the eighteenth, after the usual pious preliminaries, they rendered their decision. It was unanimous. Grandier was to be subjected to „the question“ both ordinary and extraordinary; he was then to kneel at the doors of St. Peter's and St. Ursula's and there,

with a rope round his neck and a two-pound taper in his hand, ask pardon of God, the King and Justice; next, he was to be taken to the Place Sainte-Croix, tied to a stake and burned alive; after which his ashes were to be scattered to the four winds. The sentence, writes Father Tranquille, was truly celestial; for Laubardemont and his thirteen judges were „as much in heaven by reason of their piety and their fervent devotions as on earth through the exercise of their functions.”

Grandier wird am ganzen Körper rasiert und dann seinen Richtern vorgeführt. Er bekennt tapfer seine Unschuld.

„Hoher Gerichtshof“, sagte er langsam und deutlich, „ich rufe Gott den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist zu Zeugen an, und dazu die Jungfrau Maria, meinen einzigen Fürsprecher, daß ich nie ein Hexenmeister gewesen bin, nie ein Sakrileg begangen habe und nie anderen Zauber kannte als den der Heiligen Schrift, welche ich stets predigte.

Ich bete meinen Heiland an und flehe zu ihm, daß ich an der Verdienstlichkeit des Blutes seiner Passion teilhaben möge.“

Er hob den Blick zum Himmel und senkte ihn dann, um dem Sonderbeauftragten und seinen dreizehn Stipendiaten ins Gesicht zu sehen. In einem fast vertraulichen Ton, als wären sie seine Freunde, sagte er ihnen, daß er für sein Seelenheil fürchte – fürchte, die gräßlichen, seinem Leib bevorstehenden Martern könnten seine Seele zur Verzweiflung treiben und durch diese schwerste aller Sünden in ewige Verdammnis. Gewiß beabsichtigten doch Ihre Ehrwürden nicht, eine Seele zu töten? Und daher werde es ihnen in ihrer Barmherzigkeit doch gewiß gefallen, die Strenge seiner Strafe, wenn auch nur ein wenig, zu mildern?

Er hielt ein paar Sekunden inne und blickte fragend von einem steinernen Gesicht zum andern. Von den Bänken der Frauen kam der Klang noch eines solchen halb unterdrückten Kicherns. Abermals erkannte der Pfarrer, daß es

keine Hoffnung gab – keine Hoffnung außer auf diesen Gott, der hier war und ihn nicht verlassen würde, diesen Christus, der jetzt war und fürderhin sein würde, in jedem Augenblick seines Martyriums.

Abermals den Mund öffnend, begann er von den Märtyrern zu sprechen. Diese heiligen Blutzeugen seien um der Liebe Gottes willen und zur Ehre Jesu Christi gestorben – seien auf dem Rad, in den Flammen, unter dem Schwert gestorben, von Pfeilen durchbohrt, von wilden Tieren zerrissen und verschlungen. Nie würde er es wagen, sich mit einem von ihnen zu vergleichen; aber zum wenigsten dürfe er hoffen, daß ein unendlich barmherziger Gott ihm erlauben werde, durch seine Leiden alle Sünden eines eitlen und ausschweifenden Lebens zu sühnen.

Die Worte des Pfarrers waren so herzbewegend und das ihn erwartende Geschick war so ungeheuerlich grausam, daß alle bis auf seine eingefleischtesten Feinde zu Mitleid gerührt wurden. Einige der Frauen, die über die Possenhaf-



tigkeit des Clowns gekichert hatten, sahen sich nun in Tränen. Die Gerichtsdienner versuchten, durch laute Rufe Ruhe zu schaffen. Vergebens. Das Schluchzen war unbeherrschbar. (S. 186f)

„My lords,” he said slowly and distinctly, „I call God the Father, God the Son and God the Holy Ghost to witness, together with the Virgin, my sole advocate, that I have never been a sorcerer, have never committed sacrilege and have never known any other magic than that of Holy Scripture, the which I have always preached. I adore my Saviour and pray that I may partake in the merit of the blood of His Passion.”

He raised his eyes to heaven; then, after a moment, lowered them again to look at the Commissioner and his thirteen stipendiaries. In a tone almost of intimacy, as though they were his friends, he told them that he was afraid for his salvation—afraid lest the hideous torments prepared for his body might drive his poor soul to despair and, through that gravest of sins, to

eternal damnation. Surely their lordships did not intend to kill a soul? And, that being so, surely they would be pleased, in their mercy, to mitigate, if only a little, the rigour of his punishment?

He paused for a few seconds and looked questioningly from face to stony face. From the women's benches came the sound of another of those half-suppressed giggles. Once again the parson knew that there was no hope—no hope except in this God who was here and would not desert him, this Christ who was now, who would go on being now at every moment of his martyrdom.

Opening his mouth again, he began to talk about the martyrs. These holy witnesses had died for the love of God and the honour of Jesus Christ—had died on the wheel, in the flames, under the sword, riddled with arrows, torn and devoured by wild beasts. Never would he venture to compare himself with such as these; but at least he might hope that an infinitely merciful God

would permit him to atone by his sufferings for all the sins of a vain and disordered life.

The parson's words were so touching, and the fate which awaited him so monstrously cruel, that all but his most inveterate enemies were moved to pity. Some of the women who had giggled at the antics of the clown now found themselves in tears. The ushers called for silence. In vain. The sobbing was uncontrollable.

Auf Grandiers kluge, grundehrliche und herzzereißende Ansprache hin müssen die Richter den Saal räumen lassen.

Man bietet Grandier an, im Falle eines Geständnisses auf die Folter zu verzichten, doch der Pfarrer lehnt standhaft ab.

„Ich sehe, worauf es hinausläuft“, sagte Grandier bitter. „Nicht zufrieden damit, meinen Körper zu foltern, wollen Sie meine Seele vernichten, indem Sie sie in Verzweiflung stürzen. Eines Tags werden Sie das vor meinem Erlöser zu verantworten haben.“ (S. 189)

„I see what it is,” said Grandier bitterly.  
„Not content with torturing my body,  
you wish to destroy my soul by plung-  
ing it into despair. One day you will  
have to answer for this to my Re-  
deemer.”

Seinen Körper kann Grandier nicht mehr retten, aber seine Seele will er nicht auch noch durch ein falsches Geständnis opfern.

So wird Grandier gefoltert.

Die Uhr schlug, und der kurze, dem Verurteilten gewährte Aufschub war zu Ende. Er wurde gefesselt, auf dem Fußboden ausgestreckt, und seine Beine, von den Knien bis zu den Füßen, wurden zwischen vier eichene Bretter eingeschlossen, von welchen das äußere Paar fest, das innere dagegen beweglich war. Durch Eintreiben von Keilen in den Zwischenraum zwischen den inneren Brettern konnten die Unterschenkel und Füße des Opfers gegen den festen Rahmen der Vorrichtung gequetscht werden. Der Unterschied zwischen der gewöhnlichen und der außergewöhnli-

chen Folter, der hochnotpeinlichen Befragung, wurde nach der Zahl der immer dickeren eingehämmerten Keile bemessen. Weil die hochnotpeinliche Befragung ausnahmslos (obzwar nicht sogleich) den Tod herbeiführte, wurde sie nur bei schon verurteilten Verbrechen angewendet, deren Hinrichtung ohne Verzug erfolgen würde. (S. 191)

The clock struck, and the prisoner's brief respite was at an end. He was bound, stretched out on the floor, with his legs, from the knees to the feet, enclosed between four oaken boards, of which the outer pair were fixed, while the two inner ones were movable. By driving wedges into the space separating the two movable boards, it was possible to crush the victim's legs against the fixed framework of the machine. The difference between ordinary and extraordinary torture was measured by the number of progressively thicker wedges hammered home. Because it was invariably (though not immediately) fatal, the question extraordinary

was administered only to condemned criminals, who were to be executed without delay.

Die Beine des Opfers werden in einen festen Rahmen gelegt; zwischen die Beine kommen zwei feste Bretter, die mit Keilen immer weiter auseinandergetrieben werden, bis die Knochen des Opfers brechen.

Der Pfarrer wird von Zeit zu Zeit ohnmächtig, gesteht jedoch nicht. Nach dem achten Keil ist das vorgeschriebene Höchstmaß der hochnotpeinlichen Befragung erreicht, doch die federführenden Pater Lactance und Tranquille fordern eine weitere Steigerung.

Einer der neuen Keile wurde zwischen die Bretter geklemmt, und diesmal war es Pater Lactance, der den Hammer schwang.

„*Dicas!*“ brüllte er bei jedem Schlag.  
„*Dicas, dicas!*“

Um sich nicht übertreffen zu lassen, übernahm jetzt Pater Tranquille den Hammer von seinem Kollegen, setzte den zehnten Keil auf, und mit drei

mächtigen Schlägen trieb er ihn ganz ein.

Grandier hatte abermals das Bewußtsein verloren, und es sah fast so aus, als würde er tot sein, bevor man ihn auf den Scheiterhaufen bringen könnte. Übrigens waren keine Keile mehr vorhanden. Nur ungern – denn dieser verstockte Vereitler aller seiner so gut ausgedachten Pläne verdiente, ewiglich gefoltert zu werden, – befahl Laubardemont Einhalt. Dieser erste Teil des Martyriums Gran-diers hatte drei Viertelstunden gedauert. Die Vorrichtung wurde auseinandergenommen, und die Henker hoben ihr Opfer auf einen Stuhl. Der Pfarrer blickte auf seine gräßlich zermalmtten Beine hinab, dann auf den Sonderbeauftragten und dessen dreizehn Helfershelfer.

„*Messeigneurs*“, sagte er, „*attendite et videte si est dolor sicut dolor meus*. Schauet und sehet, ob es ein Leid gibt wie das meine!“

Auf Laubardemonts Befehl wurde er in einen andern Raum getragen und auf eine Bank gelegt. Es war ein erstickend

heißer Tag des August; aber der Pfarrer zitterte im Schüttelfrost stärksten chirurgischen Schocks. La Grange breitete eine Decke über ihn und füllte ein Glas mit Wein und reichte es ihm. (S. 193f)

Father Lactance who swung the mallet.

„*Dicas!*” he shouted after every blow.  
„*Dicas, dicas!*”

Not to be outdone, Father Tranquille took the mallet from his colleague, adjusted the tenth wedge and, in three mighty strokes, banged it home.

Grandier had fainted again, and it almost looked as if he might be dead before they could get him to the stake. Besides, there were no more wedges. Reluctantly—for this stubborn frustrator of all his best-laid plans deserved to be tortured for ever—Laubardemont called a halt. This first phase of Grandier’s martyrdom had lasted three-quarters of an hour. The machine was taken apart, and the executioners lifted their victim on to a stool. He looked down at his horribly mangled legs, then at the



Commissioner and his thirteen accomplices.

„Gentlemen,” he said, „*attendite et videte si est dolor sicut dolor meus*. Behold, and see if there is any sorrow like unto my sorrow.”

On Laubardemont’s orders he was carried to another room and laid on a bench. It was a stifling day in August; but the parson was shivering with the cold of extreme surgical shock. La Grange covered him with a rug and filled a glass of wine for him to drink.

Auch nach der Folter bemüht sich Laubardement noch zwei Stunden lang, sein Opfer zu einem Geständnis zu überreden – vergeblich. Dann zieht man dem Pfarrer ein mit Schwefel getränktes Hemd an und bringt ihn zum Richtplatz.

Die zweipfündige Kerze wurde Grandier in die Hand gegeben, und er wurde aus dem Karren heruntergehoben, damit er, wie der Urteilspruch es vorschrieb, um Verzeihung für seine Verbrechen bitte. Aber es waren keine

Knie mehr da, um auf ihnen zu knien, und als man ihn auf den Boden hinabließ, fiel er vorwärts, aufs Gesicht. Die Henker mußten ihn aufrichten. In diesem Augenblick trat Pater Grillau, der Guardian der Cordeliers, aus dem Kirchentor, drängte sich an den Hatschieren der Wache vorbei, beugte sich über den Verurteilten und umarmte ihn.

Tief bewegt bat ihn Grandier um seine Gebete und die Gebete seiner ganzen Gemeinschaft – der einzigen in Loudun, die sich stets geweigert hatte, mit den Feinden des Pfarrers zusammenzuwirken.

Grillau versprach ihm, für ihn zu beten, und mahnte ihn, sein Vertrauen auf Gott und den Erlöser zu setzen, und gab ihm dann eine Botschaft seiner Mutter. Sie bete für ihn zu Füßen Unserer Lieben Frau und sende ihm ihren Segen.

Beide Männer weinten. Ein Gemurmeln des Mitgefühls lief durch die Menge. Laubardemont hörte es und war erbost. Wollte denn nichts endlich gehn, wie er es geplant hatte? Nach allen Regeln hätte der Pöbel versuchen müssen, den

Teufelspriester in Stücke zu reißen. Statt dessen bejammerten diese Leute sein grausames Schicksal. Er eilte nach vorn und befahl den Wachen energisch, den Cordelier wegzuweisen. Bei dem Getümmel, das daraus entstand, nahm einer der den Zug begleitenden Kapuziner die Gelegenheit wahr, mit seinem Knotenstock Grandier eins über den kahlrasierten Schädel zu hauen. (S. 195)

The two-pound taper was placed in Grandier's hand and he was lifted down from the cart to beg pardon, as the sentence had prescribed, for his crimes. But there were no knees to kneel on, and when they lowered him to the ground, he fell forward on his face. The executioners had to lift him up again. At this moment, Father Grillau, the Warden of the Cordeliers, issued from the church and, pushing past the archers of the guard, bent over the prisoner and embraced him.

Deeply moved, Grandier asked for his prayers and the prayers of all his community—the only one in Loudun which

had steadily refused to co-operate with the parson's enemies.

Grillau promised to pray for the condemned man, urged him to put his trust in God and the Redeemer, then gave him a message from his mother. She was praying for him at the feet of Our Lady, and she sent her blessing.

Both men were weeping. A murmur of sympathy ran through the crowd. Laubardemont heard it and was furious. Would nothing ever go as he had planned it? By all the rules, the rabble should be trying to lynch this trafficker with the devil. Instead of which, they were lamenting his cruel fate. He hurried forward and peremptorily ordered the guards to send the Cordelier away. In the scuffle which followed, one of the attendant Capuchins took the opportunity to hit Grandier over his shaven head with a cudgel.

Sogar einige ehemalige Feinde Grandiers, die gegen ihn ausgesagt haben, erkennen ihren Irrtum.

Weil Grandier auf dem Scheiterhaufen nicht mehr stehen kann, wird er auf einen eisernen Sitz gesetzt und an den Pfahl gebunden.

Eine Hand berührte ihn an der Schulter. Es war La Grange, der Hauptmann der Wache, welcher gekommen war, den Pfarrer um Vergebung für alles zu bitten, was er zu tun verpflichtet gewesen war. Dann gab er ihm zwei Versprechen: es werde ihm erlaubt sein, eine Ansprache zu halten, und bevor das Feuer entzündet würde, werde er erdrosselt werden. Grandier dankte ihm, und La Grange wandte sich dem Henker zu und erteilte ihm Weisungen, und der begann sogleich, eine Schlinge vorzubereiten.

Unterdessen waren die beiden Mönche mit ihren Teufelsaustreibungen beschäftigt.

*„Ecce crucem Domini, fugite partes adversae, vicit leo de tribu Juda, radix David. Exorciso te, creatura ligni, in nomine Dei patris omnipotentis, et in nomine Jesus*

*Christifilii ejus Domini nostris et in virtute Spiritus sancti...*“ (S. 197)

A hand touched him on the shoulder. It was La Grange, the captain of the guard, who had come to ask the parson's forgiveness for what he had been obliged to do. Then he made two promises: the prisoner would be allowed to make a speech and, before the fire was lighted, he would be strangled. Grandier thanked him, and La Grange turned away to give his orders to the executioner, who immediately prepared a noose.

Meanwhile the friars were busy with their exorcisms.

*„Ecce crucem Domini, fugite partes adversae, vicit leo de tribu Juda, radix David. Exorciso te, creatura ligni, in nomine Dei patris omnipotentis, et in nomine Jesus Christifilii ejus Domini nostris et in virtute Spiritus sancti...”*

Pater Lactance gibt nicht auf, den Pfarrer zum Geständnis zu bewegen.

Und die ganze Zeit forderte Pater Lactance den Verurteilten immer wieder auf, zu gestehen.

„*Dicas!*“ rief er.

Die Phantasie der Zuschauer bemächtigte sich des Wortes, und für den kurzen und schrecklichen Rest seines Lebens war der Rekollakte in Loudun nur noch als Pater Dicas bekannt.

„*Dicas! Dicas!*“

Zum tausendstenmal antwortete Grandier, daß er nichts zu gestehen habe.

„Und nun“, fügte er hinzu, „gib mir den Friedenskuß und laß mich sterben!“

Erst weigerte sich Pater Lactance; aber als die Menge sich über eine solche unchristliche Gehässigkeit empörte, stieg er auf den Haufen von Reisigbündeln hinauf und küßte den Pfarrer auf die Wange.

„Judas!“ rief eine Stimme, und ein Dutzend anderer fielen in den Refrain ein.

„Judas, Judas ...“

Lactance hörte es, und in einem Anfall unbeherrschbarer Wut sprang er von dem Scheiterhaufen hinunter, ergriff einen Strohwisch, entzündete ihn an den Kohlen in dem Becken und fuchtelte mit der Flamme dem Opfer vor dem Gesicht. Er solle gestehen, wer er sei -der Diener des Teufels! Er solle gestehen, er solle seinem Herrn absagen!

„Pater Lactance“, sagte Grandier mit ruhiger und sanfter Würde, welche seltsam von der fast hysterischen Böswilligkeit seiner Ankläger abstach, „ich bin daran, vor Gott zu treten, der mein Zeuge ist, daß ich die Wahrheit gesprochen habe.“

„Gestehe!“ Der Mönch kreischte es beinahe. „Gestehe! ...“

„Nur einen Augenblick“, wiederholte der Pfarrer langsam, „nur einen Augenblick noch – dann stehe ich vor dem gerechten und furchtbaren Gericht, vor das auch du, ehrwürdiger Vater, bald gerufen werden wirst.“

Ohne auf weitere Worte zu warten, schleuderte Pater Lactance seine Fackel auf das Stroh des Scheiterhaufens. In



dem hellen Nachmittagssonnenschein kaum sichtbar, erschien ein Flämmchen und kroch, immer größer werdend, auf die Bündel trockenen Reisis zu. (S. 198)

And all the time Father Lactance kept calling on the prisoner to confess.

„*Dicas!*” he shouted.

The word caught the fancy of the onlookers and for the brief and horrible remainder of his life the Recollet was always known in Loudun as Father *Dicas*.

„*Dicas! Dicas!*”

For the thousandth time Grandier answered that he had nothing to confess.

„And now,” he added, „give me the kiss of peace and let me die.”

At first Lactance refused; but when the crowd protested against such an un-Christian malignity, he climbed on to the pile of faggots and kissed the parson’s cheek.

„*Judas!*” cried a voice, and a score of others took up the refrain.

„*Judas, Judas....*”

Lactance heard them and, in a passion of uncontrollable rage, jumped down from the pyre, seized a twist of straw and, lighting it in the brazier, waved the flame in the victim's face. Let him confess who he was—the devil's servant! Let him confess, let him renounce his master!

„Father,” said Grandier with a calm and gentle dignity that contrasted strangely with the almost hysterical malice of his accusers, „I am about to meet the God who is my witness that I have spoken the truth.”

„Confess,” the friar fairly screamed. „Confess!... You have only a moment to live.”

„Only a moment,” the parson repeated slowly. „Only a moment—and then I go to that just and fearful judgment to which, Reverend Father, you too must soon be called.”

Without waiting to hear anything more, Father Lactance threw his torch on to the straw of the pyre. Hardly visible in the bright afternoon sunshine, a little flame appeared and began to

creep, growing larger as it advanced,  
towards the bundles of dry kindling.

Die Patres entzündeten den Scheiterhaufen vorzeitig von allen Seiten. So wird das Versprechen, das der Henker gegeben hat, nämlich Grandier zu erdrosseln, durch die Bosheit der Mönche zunichte.

Auf einmal wurden die Schreie von einem krampfhaften Husten erstickt. Der Elende versuchte, sie alle zu betrügen, indem er durch Ersticken starb! Um diese letzte List des Satans zu vereiteln, schleuderte Lactance ein Wedelvoll Weihwasser in den dichten Rauch.

*„Exorciso tey creaturafumi. Effugiat atque discedat a te nequitia omnis ac versutia diabolicae fraudis ...“*

Es wirkte! Das Husten hörte auf. Es folgte noch ein Schrei, dann Stille. Und plötzlich begann, zur Entgeisterung des Rekollekten und seiner Kapuzinerkollegen begann das geschwärzte Ding in der Mitte des Feuers zu sprechen.

„*Deus meus*“, sagte es, „*Miserere mei Deus*.“ Und dann auf französisch: „Vergib ihnen, vergib meinen Feinden!“

Das Husten begann abermals. Einen Augenblick später gaben die Stricke, die das Opfer an den Pfahl banden, nach, und es kollerte seitwärts zwischen die flammenden Scheite.

Das Feuer brannte fort, die frommen Patres sprengten und psalmodierten weiter. Mit einmal kam eine Schar Tauben von der Kirche herabgeflogen und begann um die sausende Säule von Flammen und Rauch zu kreisen. Die Menge schrie, die Hatschiere schwenkten ihre Hellebarden gegen die Vögel, Lactance und Tranquille besprengten sie im Flug mit Weihwasser. Vergebens! Die Tauben ließen sich nicht vertreiben. Rundum und rundum flogen sie, tauchten in den Rauch, versengten sich die Federn in den Flammen. Beide Parteien behaupteten, es sei ein Wunder. Für die Feinde des Pfarrers waren die Vögel ganz offenkundig eine Schar Teufel, die gekommen war, seine Seele hinwegzuholen. Für seine Freunde waren sie

Sinnbilder des Heiligen Geistes und ein lebendiger Beweis seiner Unschuld. (S. 200)

All at once the screams were strangled by a paroxysm of coughing. The wretch was trying to cheat them by dying of suffocation! To frustrate this latest of Satan's wiles, Lactance hurled a whiskful of holy water into the smoke.

*„Exorciso te, creatura fumi. Effugiat atque discedat a te nequitia omnis ac versutia diabolicae fraudis....”*

It worked! The coughing stopped. There was another cry, then silence. And suddenly, to the consternation of the Recollet and his Capuchin colleagues, the blackened thing at the centre of the bonfire began to speak.

*„Deus meus,”* it said, *„miserere mei Deus.”* And then, in French, „Forgive them, forgive my enemies.”

The coughing began again. A moment later the cords which bound him to the post gave way and the victim tumbled sideways among the blazing logs.

The fire burned on, the good fathers continued to sprinkle and intone. Suddenly a flock of pigeons came swooping down from the church and started to wheel around the roaring column of flame and smoke. The crowd shouted, the archers waved their halberds at the birds, Lactance and Tranquille splashed them on the wing with holy water. In vain. The pigeons were not to be driven away. Round and round they flew, diving through the smoke, singeing their feathers in the flames. Both parties claimed a miracle. For the parson's enemies the birds, quite obviously, were a troop of devils, come to fetch away his soul. For his friends, they were emblems of the Holy Ghost and living proof of his innocence. It never seems to have occurred to anyone that they were just pigeons, obeying the laws of their own, their blessedly other-than-human nature.

Der Pfarrer stirbt unter Anrufung Gottes, während die Patres durch Besprennung mit Weihwasser den Teufel davon abhalten,

Grandier zu Hilfe zu kommen. Nach dem Tod des Pfarrers erscheint eine Schar Tauben, als würden sie das selige Ende eines Heiligen begrüßen.

Nach dem Auskühlen des Feuers stürzen sich die Menschen auf den Aschehaufen, um nach Reliquien zu suchen.

Pater Lactance verliert den Verstand, hat Visionen des gefolterten Grandier, fühlt sich vom Teufel verfolgt und stirbt, nachdem er dem Priester, der ihm die letzte Ölung gab, das Kreuz aus der Hand geschlagen hat. Auch etliche andere an der Verfolgung Grandiers Beteiligte nehmen ein erschreckendes Ende.

Im Kloster der Ursulinerinnen gehen trotz des Feuertods des Zauberers die Teufelerscheinungen weiter, die von neuen Exorzisten mit aller Kraft bekämpft werden. Als altersbedingt die Kräfte der Oberin nachlassen, wird auch der Teufelsspuk geringer. Die Oberin Jeanne des Anges wird am Ende ihres Lebens wie eine Heilige verehrt, und nach ihrem Tod wird ihr Kopf konserviert und in der Klosterkirche als Relique bewahrt.

Aldous Huxley hat *Die Teufel von Loudun* ganz offensichtlich als Sachbuch begonnen. Historische Quellen konnte er zur Genüge nutzen, denn nicht nur die Protokolle des Prozesses gegen Urbain Grandier sind erhalten, sondern auch eine große Zahl von offiziellen und persönlichen Chroniken über die Ereignisse. Allerdings kann Huxley den Romancier in sich nicht bezwingen, und spätestens mit Prozessbeginn verwandelt sich das Buch in einen Roman, um später wieder zum Sachbuch zurückzukehren. Allerdings beruhen auch die romanhaften Abschnitte auf genauen historischen Belegen, die vom Autor jedoch dramatisch ausgeschmückt werden. Diese Teile sind es auch, die *Die Teufel von Loudun* zu einem so überaus bemerkenswerten Werk machen, denn dem Autor ist es gelungen, die Schrecken des Hexenprozesses derart eindringlich darzustellen, dass sie dem Leser lange Zeit nicht mehr aus dem Kopf gehen. Viel zu dieser erschütternden Chronik hat auch beigetragen, dass sich der Pfarrer Grandier während seiner Haft von einem leichtlebigen Menschen, der nur seinem Genuss fröhnt, in einen wahren, tiefgläubigen



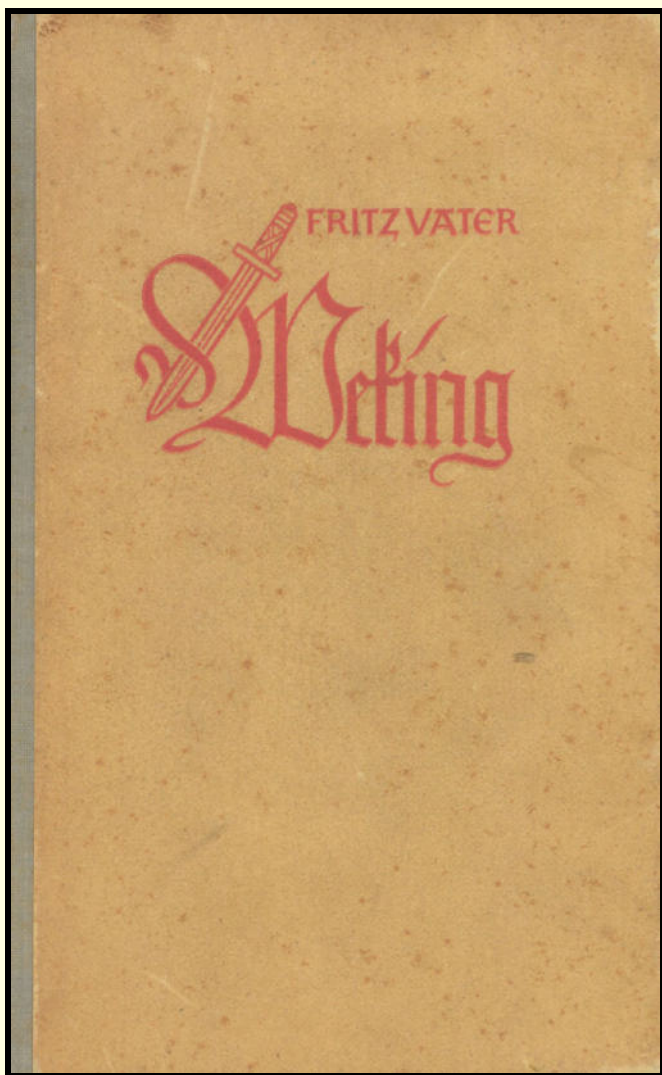
Christen verwandelt, der imstande ist, selbst die grässlichste Folter zu ertragen, ohne in seinem Glauben wankend zu werden. Die Darstellung seiner Folterer als monströse Unmenschen tut noch ein Übriges.

Bermerkenswerterweise versucht Huxley in *Die Teufel von Loudun* die Formen der Tragödie, der Komödie, der Geschichtsschreibung, des historischen Romans, der wissenschaftlichen Abhandlung und des psychologischen Romans zu vereinen, was ihm auch außergewöhnlich gut gelingt. *Die Teufel von Loudun* ist ein Buch, wie es nur Huxley schreiben konnte: Es ist unwahrscheinlich brilliant und informativ, und zugleich bewegend und spannend.

Insbesondere versucht Huxley in weiten Teilen des Werkes, die Ursachen für den Teufelswahn aufzuspüren und psychologisch zu erklären. Die Deutung ist aber vermutlich recht einfach: Eine Nonne ist zeitlebens gezwungen, ein Bild äußerster Demut und Frömmigkeit abzugeben. Es muss ihr notgedrungen gelingen, alle anderen Empfindungen zu unterdrücken und tief in ihrem Geist einzuschließen.

Dieses Haltung gerät jedoch ins Wanken, wenn eine andere Nonne, die vielleicht an einer schwerwiegenden psychischen Störung leidet, plötzlich gegen alle Regeln verstößt und sich in Worten und Taten lautstark und dramatisch höchst anstößig darbietet – ohne dass sie dafür getadelt oder gar bestraft wird, weil man ihr Verhalten einer teuflischen Besessenheit zuschreibt. Und schon wird auch in anderen Nonnen der Drang, es ihrer Schwester gleichzutun, übermächtig, der Drang, alle Fesseln von sich zu werfen und dem unterdrückten Ich den Weg nach außen zu bahnen. Logischerweise unterstützen Exorzismen diese Neigung sogar: Sieht eine andere Nonne die haarsträubenden Vorfälle bei der Teufelsaustreibung, kann sie nicht mehr widerstehen; ob sie will oder nicht, sie muss in den Chor der Verhexten einstimmen.





## **\*Vater, Fritz: Weking**

### **Fritz Vater []**

*Weking. Die Saga vom Heldenkampf der  
Niedersachsen (1938)*

**Franz Eher Nachf. (HC 416 S./RM 4,80)**

**München 1943, 3. Auflage**

**Genre: Historischer Roman**

„Schärft Sasse und Schwert!“ sagte einer dieser Reitenden, der mit seinen Begleitern im Hause Ortilos Lager nahm; „Windzeit ist und Wolfszeit kommt. Heut hört ich sie heulen, als ich am Teutmal vorüberritt.“

Es ist das Jahr 772. Karl der Große (Carolus Magnus, Charlemagne, 747–814) herrscht unumschränkt über ganz Gallen und die größten Teile Germaniens; Bayern, Kärnten und die Lombardei sind bereits abhängig; nur Sachsen ist noch zu unterwerfen.

Der Fremde, der hier am Godenhof Ortilos am Ostaraholz angekommen ist, nennt sich Tankred, Herzog im Gau der Albinger.

Es mußte schon seine besondere Bewandtnis mit diesem Hof haben, der da mitten in der Landesmark gelegen war, in nächster Nähe der heiligen Laue, von denen ihn nur ein paar hundert Schritte trennten.

Der „Godenhof“ wurde er genannt; er war eine Stätte, in der Aufnahme zu finden manchen jungen Mannes sehnlicher Wunsch und eifriges Bemühen war. Aber nur wenige Sachsen hatten seine Umhegung betreten dürfen, waren ein paar Jahre dort verblieben, ehe sie als Landeswalter oder Thingsprecher, als Meister der Sternörter und großen Heiligtümer oder auch als Führer der Volkswehren wieder in der Heimat tätig waren. Das waren aber immer die Besten des Volkes gewesen, Edeline von hervorragendem Mut und großer Tapferkeit, solche, die eiferten um ihres Volkes Wohl und Glück, oder solche, die zu singen und zu sagen verstanden von Verganem und Kommemdem, Gottes-Freunde, denen er besonders nahe stand. Der Herr des Godenhofes pflegte sie selber auszusü-

chen, die er sich zu Gast laden wollte, und gute Frennde blieben sie ihm ihr Leben lang. Die sich ihm verschrieben hatten, bildeten die Schwertgenossenschaft vom Godenhof, die den Herzögen in gelegentlichen Grenzkämpfen schon unschätzbare Dienste getan hatte.

Anch die vier Sachsenherzöge, von Westfalen und Engern, Ostfalen und dem Albingergau, waren vor Jahren bei Herrn Godwin zu Gaste gewesen. Sie standen anch jetzt noch in Verbindung mit ihm, und mindestens einmal im Jahre, beim Sommersonnwendfest, trafen sie mit ihm zusammen.

Die einmal dort gewesen waren, kamen als mannhafte Kämpfer zurück, die Schwert und Sasse zu führen verstanden, zu fechten wußten und das Roß zu regieren. Sie konnten auch berichten, daß man sie gelehrt hatte, die Runen zu deuten, den Willen der Waltenden zu begreifen, zu künden, was rechtens ist im Sachsenlande, Mannesrede zu formen, die jeder verstehen zu kann, zu wissen, wann Saatzeit gut ist und wie Mond und Wetter zusammentreffen; sie

kannten der Zahlen Bedeutung und wussten der Maße Brauch besser anzuwenden als ihre Landesgenossen; sie konnten helfen, fördern, beraten und weisen, und gern ließ sich von ihnen belehren, wem das eigene Tun missriet oder wen irgend Sorge traf. Frohe Menschen kamen vom Godenhof zurück, geschickt zu leben und zu schaffen. Mit einem Lied auf den Lippen wurden sie auch der härtesten Not Herr und konnten heiter lachend selbst dem Tod ins Auge sehen. (S. 11f)

Beim diesjährigen Treffen berät sich der greise Godwin mit den vier Sachsenherzögen: Weking von Westfalen (Widukind, Lebensdaten unbekannt), Tankred von Albin-ger, Brun von Egern und Hessi von Ostfalen. Godwin hat die Zusammenkunft einberufen, weil er gehört hat, dass König Karl von Franken nach dem Tod seines Bruders Karlmann im Jahr 771 dessen Söhne enterbt und das gesamte Reich an sich gerissen hat. Damit ist nach Ansicht von Godwin der Lehen-seid, den die Sachsen Karlmann geleistet haben, erloschen. Diesen hatten die



Sachsen und die mit ihnen verbündeten Friesen leisten müssten, als sie von Karl dem Hammer (Karl Martell, 690–741) besiegt wurden.

Von den Franken denkt man bei den Sachsen nur das Schlimmste, seit der fränkische Hausmeier Pippin der Kurze (768–768), der Vater von Karl dem Großen, den Lehenseid gegen seinen König Childerich III. (725–755) brach, diesen ins Kloster verbannte und sich selbst auf den Thron setzte. Ringsum haben die Germanen schon das Christentum angenommen, selbst in Angeland, in dem doch auch Sachsen herrschen – aber nein, Sachsen will sich niemals dem neuen Glauben hingeben.

Die vier Herzöge wollen Karl dem Großen die Gefolgschaft aufkündigen; allerdings können sie sich nicht einig werden, wie und wann; man müsse erst das Gauthing abwarten, meinen Brun und Hessi.

Ein halbes Jahr später haben die Herzöge der Einladung Karls nach Worms eine Absage erteilt. Weil Karl gegen die Langobarden rüstet, sehen die sächsischen Herzöge, Weking ausgenommen, keine Eile zur Rüstung.

Zur Lichtwende treffen sich die Sachsenstämme in der Mark am Osning. Hier liegt das Grab Sigfrieds, der die Legionen des Varus geschlagen hatte, hier steht der Eggesternstein. In der Westfalahalle soll der oberste Herzog gekürt werden, aber man kann sich nicht einigen.

Godwin ist nun so alt, dass er den jungen Ruotwalt zu seinem Nachfolger ernennen will. Dazu begeben sich die Beiden in die Erdmutterhöhle, wo das Schwert von Sigfried aufbewahrt wird, das dereinst dem übergeben wird, dem es gelingen wird, die Sachsen zu einigen und zu alter Größe zu führen. Etzilo, der König der Hunnen, soll es getragen haben, und Dietrich, der König der Goten. Beiden hat es große Siege gebracht, aber ihre Reiche hatten keinen Bestand. Mit dem Gotenhort soll das Schwert wieder nach Nordland gelangt sein.

Gegen die Tradition wendet sich Herzog Hessi bei der Lichtwendfeier an die versammelten Sachen, einen Oberherrn für den Krieg gegen die Franken zu benennen; gewählt wird Herzog Brun.

Die Feierlichkeiten und Spiele gehen somit glücklich zu Ende. Doch schon in der

nächsten Nacht sieht man vom Godenhof aus Feuer über der heiligen Stätte aufleuchten: Der Franke ist im Land, und die Herzöge Brun und Hessi sind bereits auf dem Heimweg und können daher nicht sogleich verständigt werden. Offenbar hat König Karl den Angriff zeitlich und örtlich exakt geplant, um die Sachsen unvorbereitet zu überraschen. Wenn es Karl gelingt, die Sachsenherzöge einzeln zu schlagen, ist die Sache verloren. Dass der König von Süden her angreifen konnte, ohne dass die Sachsen gewarnt wurden, zeigt, dass sie auf keine anderen Unterstützer südlich oder westlich von ihnen rechnen können.

Karl hat die Eresburg fast ohne auf Widerstand zu treffen eingenommen und zieht weiter nach Norden, während Brun ihn gegen den Rat Wekings noch auf der Burg vermutet. Karls Heer hat zwar mit Wassermangel zu kämpfen, erreicht aber den Eggesternstein intakt, wo ihm der größte Teil des Sachsenschatzes in die Hände fällt. Karls Hauptanliegen ist aber, das Heiligtum selbst zu zerstören, um die Moral der Sachsen zu untergraben und die Machtlosigkeit ihrer Götter zu beweisen.

Mit dem ersten Schwertschlag am Tor des Geheges vor dem Eggesternstein war die heilige Ruhe und fromme Stille gewichen, die der geweihten Stätte bis dahin eigen war und selbst an den großen Feiertagen nur durch den Jubelruf der Menge, durch Lied oder Lurenklänge unterbrochen worden war.

Jetzt aber tobte, schrie und kreischte es in einer unbeschreiblichen Sinfonie der Zerstörung um den Fels herum. Schon war die große Irminsul umgezogen worden, ein tiefes Loch gähnte im Boden, wo sie gestanden hatte; Axt und Säge zerrissen sie, spalteten sie in kleine und kleinste Stücke. Sie sollte zu Asche verbrannt werden, und selbst diese nicht übrig bleiben. (S. 98)

Am Sonnenfelsen schlugen schwere Hämmer auf Eisen. Metallkeile wurden in die Felsspalten getrieben, Löcher in den Stein gemeißelt, wo der todbringende Sprenghebel angesetzt werden konnte. Die Felsen stöhnten.

An Sigfrieds Grab war man bemüht, die Deckplatte abzusprengen. Vermute-

te Karl auch da noch Schätze? Als es endlich gelungen war, fand man eine Urne und Asche darin. Man schüttete sie in die Wiebeke und zerschlug das Gefäß zu Scherben; die Arbeit hatte sich nicht gelohnt. Erst aus dem Mund des Abtes, dem Karl nun auch Zutritt gestattet hatte, vernahm der König, daß er hier zum „Lob des Höchsten“ ein Heidengrab zerstört und unvergänglichen Ruhm vor dem Thron des All-Ewigen gewonnen habe. Die Wiebeke aber führt die Asche des Germanenbefreiers fort, hinweg von der Stätte, wo sie mehr als ein halbes Jahrtausend geruht hatte, fort zu einer Ruhe, die in aller Ewigkeit niemand mehr stören soll. (S. 99)

Karl gelingt es, den Felsen, der das Gewölbe deckt, einstürzen zu lassen, aber den Sonnenfelsen selbst kann er nicht mehr abstürzen lassen, denn seine Späher melden das Kommen der Sachsen, denen er sich in dieser unübersichtlichen Gegend nicht stellen will.

Auf dem Rückzug trifft Karl Heer auf die Sachsen Hassis, die ihm nicht gewachsen

sind und sich notgedrungen unterwerfen. Karl zieht weiter in Richtung Eresburg, weil ihn aus Italien die Nachricht erreicht hat, dass die Langobarden das Reich bedrohen.

Die Sachsenkrieger gehen nach Hause, um die Ernte einzubringen; nur die Herzöge treffen sich am Eggesternstein.

Sie trafen sich am Eggesternstein, ihrem Siegesfeld, wo sie jetzt den Triumph fremden Geistes erleben mussten, und sie erschranken, als sie die Stätte wieder-sahen und verstummten. Ihre Augen glitten über das zerschlagene Bild, den zerschmetterten Steintisch, das geschändete Grab. Sie blickten hinauf zu dem aufgespaltenen Sonnenweihtum; sie schauderten vor dem zur Kloake erniedrigen Raum der Erdmutter. Wie war das möglich! (S. 110f)

Fünf Jahre später ist Engern ganz unter der Gewalt der Franken; die Stadt Teuderi ist in Patersbrunna umbenannt worden, und Herzog Brun will sich allen Ernstes taufen lassen. Auch Herzog Hessi von Ostfalen hat sich König Karl ergeben, der Patersbrunna

zum Zentrum des Christentums in Sachsen machen möchte. Hier findet auch der Reichstag statt, dessen Krönung die Taufe von Brun und Hessi sein wird, die als Gegenleistung ihre Stellung behalten dürfen. Karl selbst ist zwar Christ, aber alles andere als fromm; die Taufe der Sachsen dient ihm nur dazu, deren Widerstand für immer zu brechen. Weking und Tankred allerdings fehlen und werden vom König für vogelfrei erklärt. Ganz ungeschoren kommen die Unterworfenen nicht davon: Sie müssen Land an den König und die Kirche abtreten, alle Sachsen müssen den Zehnten an die Priester abliefern, und den Zehnten an den König, und ihren Tribut an den Herzog, und fortan wird statt des Herzogs ein fränkischer Graf fränkisch Recht sprechen.

Weking, Tankred und Ruotwalt sind unterdessen in Haithabu zu Gast bei König Sigurd I. von Dänemark (765–807). Weking erklärt dem König, dass, wenn die Sachsen fallen, Karl direkt vor seinen Grenzen steht. Doch der noch ungefestigte Sigurd muss auch die Schweden bedenken, die im Falle eines von Kriegern entblößten Dänemarks einfallen würden. Immerhin, wenn

sich die Sachsen unter dänische Oberhoheit begeben würden, wäre an Unterstützung zu denken. Weking ist sich darüber im klaren, dass auch die Dänen nicht davor zurückschrecken würden, in ein von den Franken geschwächtes Westfalen einzufallen und würde daher den Plan König Sigurds billigen; doch Tankred widersetzt sich strikt jeder Unterwerfung unter eine Fremdherrschaft.

Die Tochter und einziges Kind Sigurds, Geva, hat ein Auge auf Weking geworfen, was ihrem Vater, der auf der Suche nach einem geeigneten Schwiegersohn ist, nicht missfällt. So kommt es, dass die Dänen für das nächste Frühjahr eine Schar kampferprobter Krieger versprechen.

Doch Dagmar, Ruotwalts Schwester, und Weking lieben sich und haben sich sogar versprochen. Am selben Tag, da Weking in Haithabu gelobt hatte, Geva zu heiraten, ohne seine Begleiter zu informieren, war Dagmar in eine niederwerfende Krankheit gefallen. Ruotwalt begreift plötzlich, wieso Weking so abweisend geworden ist. Dagmar weiß, warum Weking dieses Opfer gebracht hat, und verzeiht ihm; sie ermahnt



ihren Bruder, stets an der Seite des Herzogs zu stehen.

Im Herbst beginnt das Werben um Krieger für den Aufstand. Weking und die Seinen wenden sich nicht an die Edeling, die sich als unzuverlässig erwiesen haben, sondern direkt an die Freibauern. Selbst die Bauern unter der Herrschaft König Karls ächzen angesichts der Abgaben und der neuen, strengen Gesetze und sind daher nicht die zuverlässigen Untertanen, die sich der König gewünscht hätte.

Unvermutet erscheint Hessi am Godenhof und bittet um Gericht. Der fränkische Graf habe alle Macht an sich gerissen; die Bauern würden geknechtet und enteignet; die Edeling ließen es sich wohlergehen.

Im Frühjahr 778 wird das Mannenthing am geschändeten Sonnenfelsen einberufen, wo Hessi darum bittet, verurteilt zu werden, um Sühne zu tun. Der Schmachtod wird Hessi erspart; stattdessen soll er beim Kampf gegen die Franken beim Vortrupp stehen und dort den Tod suchen.

Der Krieg beginnt. Patersbrunna wird überrannt. Herzog Bun ist geflohen, hat aber Tyrs Schwert, das aus dem Erdmutter-

haus geraubt worden war, zurückgelassen. Die Eresburg wird zurückerobert. Die Sachsen ziehen weiter ins Hessenland, aber die Hessen wollen sich dem Aufstand nicht anschließen, sie seien treue Christen. Weking stößt bis zum Rhein vor, ohne dass ihm die Franken zu einer großen Schlacht stellen.

König Karl macht unterdessen einen Vorstoß nach Spanien, den er abbrechen will, weil er einen Aufstand aller germanischen Stämme befürchtet – doch als er hört, dass die Hessen treu zu ihm halten, zieht er weiter über die Pyrenäen.

Die Sachsen ziehen angesichts der bevorstehenden Ernte wieder nach Hause, ohne die Franken stellen zu können. Hessisch Nachhut wird jedoch von Rheinfranken und Alemannen angegriffen, wobei die Sachsen zwar siegen, aber Hessisch den gewünschten Tod findet.

Sie feierten das Siegesfest am Eggesternstein, ein stolzer Tag besonders für Herrn Godwin. Sein Leben verfloß nicht, ehe ihm nicht die Erfüllung kam. Der Eine war da, der Eine, auf den er gewar-

tet und nach dem er sich gesehnt hatte.  
(S. 187)

Herr Godwin sieht in Weking den vom Schicksal auserwählten Führer der Sachsen. Er übergibt ihm das wiedergefundene Schwert Tyrs. Weking ist nun Herzog von ganz Sachsen; Eckewart verwaltet Ostfalen, Abbio Westfalen und Ortilo Engern; neben Weking ist nur noch Tankred ein eigenständiger Herzog im Gau der Albinger.

Doch im Jahr 779 ist König Karl zurück aus dem wenig erfolgreichen Spanienfeldzug und kann sich wieder den Sachsen widmen. Die Westfalen unter Weking, die allein zu schwach sind, überrennt er, und die anderen Gaue ergeben sich ohne großen Widerstand, so dass der Süden Sachsens wieder fest in königlicher Hand ist. Herzog Brun verrät unterdessen die Namen aller Sachsenführer an Karl und wird von diesem an einem unbekannten Ort untergebracht. Weking steht vor der Wahl, den Kampf fortzusetzen oder aufzugeben: Früher oder später wird Karl auch nach dem Norden Sachsens greifen, mit den unerschöpflichen Ressourcen seines Riesenrei-

ches. Die freien Bauern stehen zwar fest zu Weking, aber was nützt ihr Widerstand, wenn sie alle getötet werden?

Man hält Rat in Verdi – Weking, Abbio, Eckewart, Tankred, Ortilo, Godwin und Ruotwalt. Hier offenbart Weking, dass er Geva, die Tochter des Dänenkönigs, heiraten will, und dass seine Verlobte Dagmar freiwillig auf ihn verzichtet.

König Sigurd wiederum will einen Sohn aus der Ehe seiner Tochter zu seinem Nachfolger ernennen. So vollziehen die Brautleute die Ehe in Haithabu.

Wekings Vorschlag, auch die Schweden um Unterstützung zu bitten, wird von Sigurd als sinnlos abgetan. Stattdessen reitet Sigurds Bruder Harald ins Frankenland, um mit Karl zu verhandeln. Unterdessen überfallen die Franken den Godenhof und schleppen Godwin, Ortilo, Dagmar und viele Männer mit sich; nur Ruotwald kann entkommen und Weking die schreckliche Nachricht überbringen.

König Karl, der mit seinem Heer gegen das nördliche Sachsen vorgerückt ist, spricht persönlich mit Godwin, der ihm vorhält, dass sein großes Haus auf Sand ge-

baut ist, weil es sich mit Rom verbündet hat.

„Ihr seid Heiden“, sagte er zu Godwin, „ihr versteht das nicht.“

„Was sind Heiden?“ fragte Godwin zurück. „Wir ehren die Waltenden, deren vormaleinst auch die Franken die Ehre gaben, das ist alles.“

„Das wird aufhören!“ sagte Karl wieder barsch. „Wir werden diese Narretei beenden.“

„Tritt vor die Gräber deiner Ahnen, König“, entgegnete Godwin, „ruf ihre Namen, und frage, ob sie Narren waren bei ihres Lebens Tagen.“

Karl erbleichte. Er hörte nicht gern von seinen Ahnen reden. (S. 217)

Godwin fährt fort.

„Du kannst uns töten, König, Felsen zersprengen, geweihte Stätten schänden, du wirst die Säule nicht stürzen, die den Bau der Welt trägt.“ Seine Hand wies auf Tyrs Rune. „Das Leben ist stär-

ker als du bist, König von Franken!“  
(S. 220)

Des Königs Heer stößt ohne Widerstand durch Ostfalen und Engern. Karl lässt die Sachsenführer und die einflussreichsten Freibauern als Geiseln nehmen, über vier-tausend an der Zahl. Die Westfalen, die bis-her verschont geblieben sind, murren ge-gen Weking, von dem sie sich im Stich ge-lassen fühlen. Nur der Albingergau scheint noch sicher. Weking kehrt nach Westfalen zurück und beruhigt das Volk; da der Win-ter naht, muss der Krieg bis in Frühjahr warten.

Anfang 781 schenkt Geva einem Sohn das Leben, der als Thronfolger des Däni-schen Reiches bestimmt wird. Sachsen und Dänen halten Kriegsrat in Haithabu. We-king gibt zu bedenken, dass das Franken-land zu groß sei, um darin vorzustoßen; man müsse daher abwarten, bis König Karl aus seinem verlustreichen Italienfeldzug gegen die aufständischen Langobarden zu-rück sei, damit man ihn auf sächsischem Boden schlagen könne.

Mitte 782, nach dem unerwarteten Tod König Sigurds, reist der dänische Reichsverweser Harald zum Reichstag des Frankenkönigs nach Patersbrunna, während sein Mitregent Eyrik Dänemark verwaltet. Karl gibt sich versöhnlich und will sogar Sachsen aufgeben, wenn sich diese nur verpflichten, das Frankenreich gegen die Slawen zu beschützen. Ganz nebenbei gelingt es dem König, in Harald Neid auf den Thronfolger zu wecken und selbst nach der Dänenkrone zu streben. Auch die Ratgeber, die Harald begleitet, halten es für besser, mit Karl Frieden zu schließen und Harald auf den Thron zu setzen.

Obwohl Eyrik für die Einhaltung des Eides eintritt, den man König Sigurd geschworen hat, kann er sich nicht durchsetzen, und so entzweien sich Harald und Weking, woraufhin die Dänen ihr Heer zurückziehen und Weking nur die Sachsen, und von ihnen auch nur den treu gebliebenen Teil, aufbieten kann. Nur Eyrik lässt einen Teil seiner Männer bei Weking zurück und kehrt mit dem Rest heim, um Geva und ihren Sohn vor dem Zugriff Haralds, der sich zum König ausrufen lässt, zu schützen.

Während Wekings Kriegsvorbereitungen vorzüglich gelingen, muss der fränkische Marschall Geilo feststellen, dass sich das Aufgebot der Ostfalen, das ihn unterstützten sollte, aufgelöst hatte. Weking will die Franken bis zum Süntel-Gebirge vordringen lassen, um ihnen in diesem für ihn günstigen Gelände eine Schlacht zu liefern. Die Ernte wurde in Sicherheit gebracht oder vernichtet, was die Verpflegung der Franken sehr erschwert.

Geilo erkennt, dass die Sachsen die Höhen links der Weser besetzt haben. Zum Kampf muss er sie stellen, aber er befiehlt seinem Gruppenführer Graf Theoderich, das Gebirge auf dem rechten Flussufer zu umgehen und die Sachsen von der nördlichen, flach ansteigenden Seite her anzugreifen, während er selbst sie von Süden her festhält. Der Plan Wekings ist dagegen, Geilos Hauptmacht durch langsames Zurückweichen auf die Höhen aufzuhalten, während man Theoderichs Streitmacht in die Zange nimmt und vernichtet; danach würde dieser Teil der Sachsen sich ebenfalls gegen Geilo wenden.

Vor der Schlacht hält Weking eine Rede.



„Es weiß ein jeder von euch“, schloß Weking, „daß man uns treulos im Stich gelassen hat. Wir haben keine Freunde mehr und müssen für uns allein stehen. Irgendwo da drüben liegen jetzt die vierzig mal hundert aus unsern Gauen und warten auf unsern Sieg. Denkt an sie, wenn ihr morgen früh das Schwert zieht und den Ger hebt. Denkt an eure Weiber und Kinder, eure Brüder und Schwestern, an die verbrannten Höfe, die zerstörten Thingörter, die geschändeten Weihestätten. Denkt daran, daß es nun zehn Jahre sind, daß wir ringen und kämpfen. Wofür, Freunde? – Um nichts, als daß man uns leben läßt, wie es unserer Väter und Ahnen Art war, frei, stolz und hochgemut. Wenn das nicht sein soll“, sagte Weking, „dann ist es besser, unser Leben endet, und wir sehen morgen die Sonne nicht mehr untergehen. Das aber soll niemand von uns sagen, daß wir vergingen wie faules Stroh in der Lache. Ruhmwürdig war der Sachsen Leben; rühmenswert sei dann auch ihr Ende. Ich aber weiß“, so

schloß er, „daß uns diesmal der Sieg winkt.“ (S. 261f)

Kaum haben die Franken Geilos die Furt überschritten, werden sie schon angegriffen. Doch die Sachsen weichen zurück; die Franken, kaum haben sie das andere Ufer gewonnen, setzen ihnen ohne Ordnung zu halten nach; Weking fällt ihnen in die Flanke. Die zurückgewichenen Sachsen kehren sich wider die Franken, die nun in die Zange genommen werden und vernichtet werden; Geilo fällt.

Unterdessen kämpfen im Norden Theoderichs Truppen in Übermacht gegen die Sachsen, die jedoch die höhere Stellung als Vorteil haben. Als Theoderich die Nachricht erreicht, dass Geilos Franken vernichtet sind, will er sich aus der verloren geglaubten Schlacht lösen, um wenigstens seinen Teil des Heeres zu retten. Doch da fällt ihm Weking mit seinen frei gewordenen Truppen in den Rücken. Allerdings gelingt es Theoderich, die Ordnung zu halten und seine Leute über den Fluss zu führen; die erschöpften Sachsen sind nicht mehr in der Lage, ihn zu verfolgen.

Als die Nachricht von der Niederlage König Karl erreicht, bricht dieser sofort mit einem Heer in Eilmärschen nach Sachsen auf, um die Rebellion im Keim zu ersticken. Theoderich ist es immerhin gelungen, in dem besetzten Teil Sachsens die Ordnung wiederherzustellen.

Der König lässt die Geiseln zur Eresburg führen.

„Ich will euch den Nacken beugen!“ brüllte er. Sie sahen seine Wut, ahnten den Grund und – reckten die Häupter noch höher.

Karl verzog das Gesicht zu einem hässlichen Grinsen. „Ihr werdet sterben“, sagte er und wollte sich weiden an ihrem Erschrecken. Aber sie erschranken nicht, sie wurden nur ernst, sehr ernst.

Dem König gegenüber stand Godwin, auf seinen Stab gestützt. Er sagte:

„Sterben muß ein jeder von uns, König Karl. Es fürchtet sich keiner den Weg zu gehen, der ihm von Anbeginn bestimmt ist.“ (S. 273f)

Die Gefangenen werden nach Patersbrunna gebracht. Dort spricht Dagmar, die Seherin.

„Siegvögel flogen, mein Auge sah sie,  
Über den Berg, den die Wasser durch-  
brechen.

Das Schwert schwingt der Sieger. Wer  
will sich mit ihm messen?

Herrlicher Helden Lob sang die Luft.“  
(S. 274)

Die Franken ziehen in drei Heeressäulen durch Sachsen, wobei Karl in der mittleren die Geiseln mit sich führt. Weking kann sich nicht zum Kampf stellen, weil die meisten seiner Krieger zu Hause die Ernte einbringen müssen, wenn es keine Hungersnot geben soll; aber er verfolgt die Franken und versetzt ihnen immer wieder kleine Stiche und erschwert insbesondere ihre Suche nach Verpflegung. Der Mangel an Nahrung zwingt die Karl, seinen Zug bei Verdi zu beenden.

Es tat ihm zwar leid, daß es zu keiner Schlacht gekommen war; einen Sieg konnte er nicht verzeichnen; aber ein

Mahnmal wollte er hier aufrichten als unvergessliches Zeichen für alle Rebellen und Widersacher seiner Herrschaft. Er befahl die Hinrichtung der viereinhalttausend Geiseln und Gefangenen auf dem freien Feld am Fluß vor der Stadt. (S. 280)

Die Gefangenen sind so zermürbt, dass ihnen der Tod mehr als Erlösung denn als Strafe erscheint.

Was soll ich noch sagen? Daß man im Heere König Karls suchen musste, bis sich die hundert Henker fanden, deren jeder einige vierzig Sachsen enthaupten sollte. Oder davon, wie sich die Krieger, die das weite Feld umstanden, abwandten, weil sie nicht länger ertragen konnten, das grausige Schauspiel mit anzusehen, dieses Abschlachten stummer Männer. Oder davon, wie einer der Henkersknechte plötzlich vom Wahnsinn gepackt, mit grauenvollem Geschrei auf den König einstürzte und sein Schwert nach ihm warf, das Theoderich zum Glück abfangen konnte; ihrer sechs

waren nötig, den vom Blutrausch Gepackten zu bändigen. Oder soll ich davon noch künden, daß keiner der hundert Henker Herrn Godwin morden wollte, der als letzter übriggeblieben war.

„Macht ein Ende“, rief der Greis flehentlich und legte den Kopf mit den schneeweißen Locken auf den blutigen Block. Aber niemand hob das Schwert.

„Macht doch ein Ende“, schrie er noch einmal, „sie warten ja auf mich.“

Da stieß ihm ein junger Fant das Messer von der Seite her ins Herz.

„Dank!“ war sein letztes Wort, ehe er zusammenfiel. (S. 281)

Karl zieht wieder ins Winterlager ab, während Weking die unbestatteten Toten nach alter Sitte verbrennen lässt, wobei er mit Dagmar, die überlebt hat, trauert.

Gegen Ende des Jahres 782 erscheint der ehemalige dänische Reichsverweser Eyrik und berichtet, dass sich Harald nicht nur zum König habe ausrufen lassen, sondern auch Wekings Sohn von der Thronfolge habe ausschließen lassen. Er, Eyrik, habe Dä-

nemark verlassen und Geva mit Kind in den Albingergau gebracht.

Weking besucht seine Frau und äußert die Hoffnung, dass sein Sohn seinen Kampf weiterführen wird.

„Er wird's vollenden“, sagte Weking einmal mit dem Blick auf das Kind zu Frau Geva.

„Er wird kämpfen und leiden – wie wir“, entgegnete Geve, und leise setzte sie hinzu: „ein Erbe ohne Reich.“  
(S. 287f)

Auf dem Dittmarhofe, wo Ruotwalt und Dagmar leben, erscheint Herzog Tankred und wirbt um die Frau. Doch Dagmar entgegnet, dass sie zwar Weking von seinem Eid entbunden habe, dass dieser aber für sie noch immer gelte.

Unterdessen ist Geva in der Fremde trübsinnig geworden; Dagmar ist auf Wekings Bitte hin bereit, sie und ihr Kind aufzunehmen.

Im Frühjahr ist ein neuer Feldzug König Karls zu befürchten, der sich Sachen Jahr für Jahr mehr aneignet. Selbst die Edeling

in Westfalen sollen schon mit Karl sympathisieren, hört man.

„Warum lassen die Waltenden uns im Stich? fragte man Weking hier und da. „Ist der Christengott stärker als sie? Oder sind wir ihres Segens unwert geworden?“ (S. 296)

In Verdi treffen sich die Volksführer, und Weking hält eine traurige Rede.

„Wir werden vielleicht noch einmal siegen; vielleicht auch ein zweites Mal noch. Wir werden es noch einen Jahreslauf aushalten oder zwei. Dann sind wir am Ende. Wir haben keine Hilfe zu erhoffen und keinen Beistand von anderen“, sagte er, „wir stehen allein, ganz allein. Das muß ich euch sagen, Freunde, ehe wir wägen, was wir beginnen. Vielleicht“, fuhr er fort, „daß, wer sich jetzt dem Franken unterwirft, einen gültigen Herrn an ihm findet.“ Er schwieg, als wolle er ihnen Zeit lassen, diese Möglichkeit in aller Ruhe prüfend zu bedenken. Dann setzte er hinzu: „Nur ich –



ich kann mich nicht unterwerfen. Ich kann sterben, aber ich kann nicht leben in Schande und Schmach.“ (S. 298f)

Weking sieht die Niederlage kommen, will sich aber trotzdem nicht unterwerfen; lieber will er kämpfend sterben. Die Gefährten stimmen ihm zu.

Wekings Plan ist, ein stehendes Heer zu schaffen, wie es bei den Franken üblich ist; seine Gefolgsleute reiten aus, um Krieger dafür zu werben.

Unterdessen stirbt Frau Utta, Wekings greise Mutter.

Auch ein Westfalen fallen die Edeling von Weking ab.

Es konnte kein Zweifel sein, daß in Westfalen gerade die Edeling die Unzufriedensten waren. Rasch hatte Wekings sicherer Blick auch den Quell erkannt, aus dem die trüben Wasser sprangen, die das Leben zu vergiften drohten. Es war der Sippenherr Lugwalt, einer, der ewig unzufrieden war, seit er in jungen Jahren einmal ins Frankenland und nach Italien hatte rei-

sen können. Weking hatte ihn schon lange im Verdacht, daß er nur mit halbem Herzen bei der Sachsen Sache stand. Als er jetzt erfuhr, daß Lugwalt schon begonnen hatte, nach Frankenart mit den Freibauern umzuspringen, sie zu Herrendienst zu befehlen, ihre Rechte zu missachten und ihnen zu nehmen, was ihm behagte, ja, daß er zudem auch andere Edeling e aufzuwiegeln suchte und offen davon sprach, daß man zu König Karl übergehen müsse, da fasste der Herzog einen kurzen Entschluß. (S. 301)

Hier wird die Faszination deutlich, die das Regime der Franken auf die sächsischen Edeling e ausübt: Im Frankenland werden die zuvor freien germanischen Bauern systematisch zu Leibeigenen gemacht, zum Nachteil des breiten Volkes und zum Vorteil der kleinen adeligen Schicht.

Zur Abschreckung vertreibt Weking den abtrünnigen Lugwalt aus Sachsen und verbrennt seinen Hof. Anschließend versammelt Weking die Edeling e von Westfalen, von denen er sich vorhalten lassen muss,

dass er gegen Recht und Gesetz gehandelt hat, weil er das Thing nicht einberufen hat, und dass er die Sitten eines Königs anzunehmen beginne. Weking entgegnet, dass er unter dem Zwang der Umstände so handeln musste. Die Edeling e beteuern zwar ihre Treue, geben den jetzt schon zehn Jahre dauernden Krieg gegen die Franken aber für verloren. Doch Weking erinnert an Karls Morden der Geiseln und dass er die Bauern nicht mehr zum Wehrdienst rufen werden, sondern ein festes Heer aufstellen werde; damit gewinnt er die Edeling e noch einmal für sich. Weking verspricht, dass er, wenn nach zwei Jahren Sachsen noch nicht gerettet ist, Tyrs Schwert ablegen, Frieden schließen und als Herzog zurücktreten werde.

Karls geliebte Frau Hildegard stirbt, weshalb er im Frühjahr 783 nicht wie gewohnt ins Feld zieht. Umso dringender wird der Kampf, als er im Sommer von Aufständen im Sachsenland hört. Vor allem Ruotwalt war es, der in den unterworfenen Gauen Männer gesammelt und ins freie Sachsen geschmuggelt hatte.

Schließlich versammelt Weking seine Krieger auf dem Blutfeld von Verdi. Die Franken will er nicht in einer großen Schlacht schlagen, was er nicht vermag, sondern er tötet sie in kurzen, schnellen Reitervorstößen im Grenzbereich wie auch tief im fränkisch gewordenen Sachsen. Der fränkische Heerführer Theoderich ist gegen diese Taktik machtlos, denn treu gebliebene Sachsen tragen Weking alle wichtigen Informationen über die Bewegungen des Frankenheers zu.

Als aber König Karl mit einem Heer am Theotmal erscheint, greift es Weking in offener Schlacht an. Den geübten und disziplinierten sächsischen Kriegern und der klugen Kriegstaktik Wekings sind die Franken nicht gewachsen; mit Müh und Not kann Karl einen Teil seines Heeres noch zurückziehen und retten. Aber auch die Sachsen und Eyriks Dänen haben große Verluste zu beklagen; insbesondere Tankred, Herzog der Albinger, ist gefallen. Nun ist Weking der letzte von den sächsischen Herzögen, die einst am Godenhof zusammengekommen waren.

Weking fühlt sich von den Toten angezogen.

„Laßt mich“, sagte er, „lasst mich. Ich muß noch leben. Noch ist das Ende nicht da. Ihr habt kein Recht auf mich, ihr Toten, noch nicht – oder – oder?“  
(S. 321)

Während Weking bewusstlos zusammenbricht, entzündet Ruotwalt auf dem Berg ein Feuer, um den Sieg zu verkünden und den Aufstand nach Engern und Ostfalen zu tragen. Und tatsächlich werden hier und da Mönche und Priester erschlagen und Edelfinge, die sich auf Karls Seite geschlagen hatten, umgebracht.

Karl schlägt mörderisch zurück und lässt Aberhunderte töten. Außerdem erlässt er neue Gesetze, die für jede Art von Vergehen die Todesstrafen vorsehen, selbst dann, wenn man ungetauft bleibt.

Des Todes sterben! Des Todes sterben!  
Des Todes sterben! schrie es in ihnen.  
Wir alle werden noch dieses Todes sterben. (S. 325)

Die Gesetze sind extrem streng, lassen dem Beschuldigten aber einen Ausweg: Wenn er einem Priester seine Sünde beichtet, ist ihm das Leben geschenkt. Mit dieser Taktik und mit seinen gewaltbereiten Kriegern zwingt König Karl den Aufstand, so dass Weking vergeblich auf einen passenden Zeitpunkt für den Angriff wartet.

Furcht und Schrecken hatten die Sachsen gepackt und gelähmt.

„Die Waltenden sind tot“, sagten sie.  
„Wehe uns, sie sind gestorben. Was vermögen wir noch ohne sie.“ (S. 326)

Man hört von einem Aufstand in Thüringen und überredet den nach Tankred Tod schier mutlos gewordenen Weking, mit seinem Heer nach Norden zu ziehen, um Karls Truppen hinter sich her zu locken, während Ruotwalt den Aufstand in Thüringen anheizen will.

Weking ist aber nicht zügig genug, so dass ihn Karl an der oberen Hase stellen kann. Weking findet wieder zu sich selbst; auch wenn er weiß, dass er Karl nicht besiegen kann, will er ihn dennoch so lange

aufhalten, bis der Aufstand in Thüringen gelingen kann. Doch während der Schlacht vergisst Weking darauf, seine Krieger rechtzeitig wieder zu lösen, sondern stürzt sich mit Todesverachtung in den Kampf.

„Er sucht den Tod“, rief Abbio Eyrik zu, als Weking wieder einmal sich so in den Kampf gestürzt hatte und sein Schwert breite Gassen in die Reihen der Franken mähte.

„Und rennt uns ins Verderben“, antwortete der Däne. „Wir müssen ihn zur Besinnung bringen.“ – (S. 331)

Weking wird im Kampf schwer verwundet und bewusstlos vom Schlachtfeld getragen; Abbio und Eyrik versuchen, vom Sachsenheer zu retten, was noch zu retten ist. Der Rückzug gelingt unter Zurücklassung der Verwundeten, da auch die Franken schon völlig erschöpft sind.

„Warum laßt ihr mich nicht sterben! Ich will nichts hören – gar nichts hören.“  
(S. 333)

Weking leidet unter Schmerzen und Fieber und ist nicht bei Sinnen, während Abbio und Eyrik den Feldzug abbrechen und das Heer in kleinen Abteilungen übers Land verteilen. Weking wird nach Wildeshaben gebracht, wo die schwermütige Geva schon vor seiner Ankunft gestorben ist.

Weking wird wieder gesund, begreift aber, dass ein weiterer Kampf gegen Karl nicht möglich ist, weil zu viele Männer gefallen sind. Hoffnung besteht nur noch in dem möglichen Aufstand in Thüringen; auch in Friesland und Norwegen soll es gären. Ruotwalt kehrt heim und berichtet, dass wegen der Niederlage der Sachsen der Aufstand der Thüringer auf nächstes Frühjahr verschoben worden sei.

Es kommt das Jahr 784.

So ging der Winter hin, und es kam der Lenz, das letzte Jahr des Kampfes.

Es ist darüber nicht mehr viel zu sagen. Es gab Aufstände gegen die Franken in Westfalen und in Thüringen. Die Friesen empörten sich gegen die Romkirche, sodaß die christlichen Sendboten fliehen mussten. Die Wekinge in



Sachsen ritten und kämpften in hundert kleinen Gefechten, zuweilen war der Vorteil auf ihrer Seite, dann wieder bei den Fränkischen. Wenn sie fielen, waren sie für Sachsens Sache endgültig verloren; Karl dagegen hatte ungeheuren Nachschub an Menschen aus seinem Riesenreich. Für ihn war der Ausgang nicht mehr zweifelhaft. Das Gesetz von Patersbrunna tat das Seine. (S. 348)

Karl geht sogar so weit, ganze sächsische Dörfer ins Frankenreich umzusiedeln.

Die Wekinger kämpften um ein anständiges Sterben, mehr war nicht mehr zu gewinnen. (S. 349)

Karl schlägt den Aufstand in Thüringen nieder und bringt immer größere Teile Sachsens unter seine Kontrolle. Der Winter bringt eine Pause, aber es ist abzusehen, dass auch Albingen nicht mehr zu halten sein wird. Wekings zwei Jahre sind abgelaufen, und er hält vor seinen Kampfgefährten eine letzte Rede.

„Wir haben getan, was möglich war“, sagte er zum Schluß. „Wir brauchen uns nicht zu schämen, und niemand kann uns schelten. Unser Tun ist nicht gesegnet worden, die Waltenden allein wissen warum. Unser Volk hat Unsagbares erduldet und Unglaubliches geleistet. Ein kleines Volk hat gegen das Riesenreich König Karls gekämpft wie der Bach, der das Meer ersäufen will. Zwölf Jahre haben wir standgehalten“, sagte Weking, „nun sind wir fertig. Niemand soll auf das Ende sehen, wer in Wahrheit ermessen will, was geschah.“ (S. 351)

Weking will nicht mehr weiter kämpfen.

„Warum das Schicksal uns aufgespart hat“, sagte er weiter, „ich weiß es nicht. Aber wir werden es schon erfahren. Darum, meine Freunde sollt ihr nicht traurig sein und nicht verzagen. Noch leben in Sachsen Männer und Frauen – nicht viele mehr, ich weiß es – aber es leben auch Kinder, und sie werden heranwachsen und stark werden. Einst

zogen wir aus, damit unser Volk leben können. Heute legen wir die Waffe hin, auch damit es leben bleibt; es stürben sonst die letzten Männer und Weiber und, die unsere Hoffnung sind, die Kinder, unterm Hunger oder dem Schwert des Franken. Was einmal sein wird, können wir nicht ahnen. Aber untergehen wird unser Volk nicht und auch nicht – unser Ruhm.“ (S. 352)

Auf Dagmars Hof treffen sich Weking, Abbio, Eyrik, Ruotwalt und Dagmar, die Seherin. Ruotwalt meint, dass die Sachsen vor dem Krieg Sippen und Geschlechter waren, dass sie aber jetzt erst zu einem Volk geworden wären. Abbio hält dagegen, dass ja die Franken herrschten. Ruotwalt aber meint, dass Karl seine drei Söhne schon zu Königen hat ernennen lassen und dass nach seinem Tod sein Reich zerfallen wird.

Abbio entgegnet, dass die Sachsen den Christenglauben aufgezwungen bekämen, aber Ruotwalt erklärt, dass in den Sachsen das weiterbestehe, was die Kraft ihres Blutes ausmache und dass man eines Tages ihren Namen wieder preisen werde.

Weking schwieg und die Seherin schwieg. Ihr Auge tastete in die Fernen; es mußte eine lange, lange Zeit sein, bis solche Sehnsucht sich erfüllen möchte.  
(S. 354)

Karl aber schickt seinen Kämmerer Amalwein zu Weking, um Frieden zu schließen.

Ruotwalt misstraut den Franken, aber Weking plädiert für den Frieden, bevor noch der letzte Sachse ausgerottet ist. Er selbst will sich jedoch nicht taufen lassen. Aber was wird aus Dagmar und seinem Sohn?

„Wartet Dagmar?“ fragte er Ruotwalt.

Ruotwalt blickte den Freund an. Er schwieg. Sein Schweigen war die Erkenntnis: Das Gelöbnis vom Hügel der Erdmutter war nicht mehr einzulösen, von Weking nicht und nicht von Dagmar mehr. Stumm senkte er da den Kopf. (S. 358)

Weking läßt Dagmar über Ruotwalt bitten, für seinen Sohn zu sorgen. Er und Abbio wollen zu Karl gehen und sich unterwerfen,

während Eyrik das Handwerk des Seeräubers wieder aufnehmen will. Ruotwalt will in Sachsen bleiben und das heilige Erbe Godwins bewahren.

Weking und Abbio versprechen dem Kämmerer, nach Patersbrunna zu reisen und sich zu beugen; gegen ihren Willen taufen lassen müssen sie sich nicht, verspricht Amalwin.

Bischof Gregorius kommt aus Rom und verlangt die Taufe Wekings, die ihm Karl vor Jahren einmal halb im Scherz versprochen hatte. Der König ist empört über die Anmaßung des Bischofs, aber dieser ködert Karl mit der Aussicht, vom Bischof von Rom zum Impertator Romaniae gekrönt zu werden. Die Nordmänner haben vor, im Frankenland zu heeren, erzählt Gegorius, und sie würden sich ausgerechnet Wekinger nennen, weshalb einer Namensänderung des Sachsenherzogs dringend geboten wäre.

Auf dem Ritt nach Paterbrunna verehrt das Volk seinen Herzog, der sich nun sicher ist, dass der feste Wille zur Freiheit im Volk überlebt. Bei einem Halt am Eggesternstein treffen sich die Gefährten Abbio, Weking

und Ruotwalt noch einmal. Ruotwalt hält im Heiligtum der Erdmutter eine Rede.

„Was ist das Höchste, was wir einem Manne nachrühmen können, meine Freunde, und was zugleich das Tiefste und Innigste seines Lebens? Daß er treu gewesen ist und tapfer und unerschrocken. Daß er nie der Ehre vergaß und sein Dasein gering achtete, wenn Notzeit kam. Daß er eifrig und bedachtsam das Seine tat an der Stelle, die ihm die Waltenden zugewiesen haben, und sein Werk schuf mit der Glut seines Herzens und der Kraft seines Könnens. Wer das tat, meine Freunde, der mag aus unserer Mitte gehen, wenn seine Stunde gekommen ist, er mag sterben, wenn es der Wille der Waltenden fordert; er bleibt dennoch uns gegenwärtig, und nichts scheidet ihn von uns. Darum klagen wir nicht, wenn er starb, und halten unser Herz fest in Händen, wenn wir ihn geleiten auf seinem letzten Gang. Aber wir rühmen seinen Namen, indem wir ihm treu bleiben, und wahren seine Ehre mit der Kraft, die wir

seinem Werk und Wollen leihen. Gesegnet ist der Mann, der seines Lebens Tage so vollendete, gesegnet sind wir, die wir ihm folgten und Zeugen waren seines Willens; gesegnet sind die Erben, die sich seiner rühmen, und vollenden, was er begann.“ (S. 372f)

Ruotwalt spricht vom Nachruhm der Toten: Er meint damit vor allem Godwin, aber auch die vielen Gefallenen, und nicht zuletzt spielt er wohl auch auf Weking an, der einem ungewissen Schicksal entgegengeht. Anschließend wird die Asche Godwins in den Lauen begraben.

Weking aber löst Tyrs Schwert aus dem Gehänge.

Er blickte noch einmal auf Tyrs Rune, ernst und sinnend. Dann reichte er es Ruotwalt.

„Nimm's“, sagte er, „und heb es auf – für den Nächsten.“ (S. 375)

Drei reisen ab, und Ruotwalt setzt die zerstörten Reste des Godenhofes in Brand. An-

schließlich sucht er mit Dagmar und dem Kind eine neue Heimat.

„Wir herrlich ist die Erde, wie groß und schön“, sagte sie, „wenn das Leben darüber hingeht, das schaffende Leben.“

„Ihm wollen wir uns geloben“, antwortete der Mann.

„Und aus unserem Glauben die Erde neu schaffen“, schloß das Weib.

Über ihnen stand Tyrs Stern, der nicht mehr der Mittelpunkt der Welt sein sollte, und dennoch leuchtete mit unverminderter Kraft und strahlendem Licht. (S. 377)

Im Jahr 795 erleben wir Dagmar und den heranwachsenden Knaben Wiebert, der sie Mutter nennt, auf einem einsamen Gehöft in der Heide. Mit ihnen lebt ein Mann, den der Knabe Ohm nennt, der vielleicht einzige Sachse, der noch ungetauft ist: Ruotwalt.

Machmal kommt Ruotwalt unerkannt nach Patersbrunna, wo er bei einer Gelegenheit hören muss, dass Herzog Weking getauft wurde und jetzt Widukind heißt.



Ruotwalt ist aufgetanden und tritt heran.

„Warst du dabei, als der Weking getauft wurde?“ fragt er den Krieger.

Seine mächtige Gestalt bleibt nicht ohne Eindruck auf den Franken.

„Das nicht“, gibt der Haudegen zur Antwort, „Aber irgendeiner von den Pfaffen hat uns das erzählt.“

„So sag deinem Pfaffen, daß er lügt“, spricht Ruotwalt. „Ein Herzog Weking hat sich nicht taufen lassen. – Wenn sie so lügen“, sagt Ruotwalt und wird starr und ernst unter der Erkenntnis, „wenn sie so lügen können, dann – muß Weking – – tot sein.“ (S. 386)

Der Bauer Ruotwalt kehrt heim um zu pflügen.

„Saatzeit ist“, sagt Ruotwalt, „und säen muß, wer Reife und Ernte will.“

Als er hinweggeht und den Heimweg antritt, bricht die Sonne durch das Gewölk. –

Und diese Sonne sieht hoch im Norden zur selben Stunde die Drachenschiffe der Nordmannen ausfahren. Am Steuer des einen steht Eyrik. Stahlhart blickt sein blaues Auge, und mit mächtiger Stimme gibt er den Befehl:

„Selge auf, Wekinger! Gegen Süd die Fahrt! Hei ho!“

– Ende – (S. 388)

*Weking* erzählt vom Kampf eines Volkes um seine Freiheit, seine Unabhängigkeit und um seine kulturelle Identität. Der Roman ist 1938 erstmals erschienen und steht allem Anschein nach unter dem Eindruck des für Deutschland katastrophal geendigten Weltkriegs: Die Deutschen und ihre einzigen Verbündeten neben den Türken, die wenig kampfstarken Österreicher, stehen gegen eine Übermacht: die Franzosen, die Russen, die Engländer, die Amerikaner, nicht zu vergessen die Serben. Der Kampf war lang und entbehrungsreich, ein nie gesehenes Blutbad, aber am Ende stand der völlige Zusammenbruch und der Zwang, sich mit der Niederlage und der Håme der Sieger abzufinden.

In dem „Heldenkampf der Niedersachsen“ – ein Untertitel, der wohl eher nicht vom Autor stammt – findet Fritz Vater eine Vorlage, anhand derer er einen historischen Roman mit ähnlichem Kriegsverlauf schreiben kann: Die freiheitsliebenden und opferbereiten Sachsen stehen einem übermächtigen Gegner, dem riesigen Frankenreich, gegenüber.

Wie es nur zu deutlich wird, ist der Autor mit der Absicht an sein Werk gegangen, die Gesinnung der Leser mit einem heroischen Vorbild zu heben. Aber zugleich konterkariert er seine eigenen Intentionen, indem er ausgerechnet ein historisches Vorbild wählt, das in einer Katastrophe endet – es hätte auch doch auch andere Beispiele mit glücklichem Ausgang gegeben. Aber es ist offenbar der Autor selbst, der seinen eigenen Parolen vom Widerstand bis zum Letzten nicht glaubt, denn er unterminiert vor allem in den zwei letzten von vier Teilen – „Die Weltwende“; „Der Eine“; „Der Opfergang“; „Die Wekinger“ – seine eigenen Thesen.

Fritz Vaters Geschichte beginnt in einem erhebenden, geradezu hymnischen Tonfall,

der die überkommenen Werte der Nordgermanen preist, wendet sich dann aber zu einer verstörend deprimierenden Erzählung von Vernichtung, Untergang, Hoffnungslosigkeit und Vergeblichkeit. Dies wird nicht nur durch den Erzählstil des Autors deutlich, sondern auch durch die Person des heldenhaften Anführers Weking selbst, der anfangs mit grenzenlosem Mut, Siegeswillen und Opferbereitschaft den Franken entgentritt – ein zweiter Hermann der Cherusker, ein zweiter Siegfried, ein vom Kriegsgott Tyr Gesegneter, dessen Schwert zu führen er berufen ist.

Aber Tyrs Schwert ist in den alten Sagen mit einem fatalen Fluch beschwert: Es führt den Träger von Sieg zu Sieg und lässt ihn über Alle erstrahlen – bis es ihn dann eines Tages im Stich lässt und ihm eine nicht wiedergutzumachende Niederlage und den Tod beschert. Das muss auch Weking erfahren, der nach dem Ende der anfänglichen Erfolge in Schwermut versinkt und schließlich erkennen muss, dass er den Kampf nicht weiterführen darf, wenn er nicht sein ganzes Volk vernichten soll.

Einen Hoffnungsschimmer zeigt uns der Autor gegen Schluss in Gestalt von Wekings Sohn auf, für den der Priester Tyrs Schwert bewahrt – aber wir wissen, dass die Sachsen ihre Unabhängigkeit nie wieder erlangt haben; immerhin konnte einer der Ihren ein Jahrhundert später den Kaiserthron besteigen, was aber dem Autor kein erstrebenswertes Ziel zu sein scheint.

Fritz Vater ist zerrissen zwischen der Absicht, mit der er seinen Roman begonnen hat, und der Ausführung, die dieser schließlich genommen hat. Auch ideologisch ist *Weking* nicht eindeutig einzuordnen: Mein er mit dem „Einen“, der kommen wird, das Volk zu retten, den Führer? Aber der ist nicht angetreten, den deutschen Stämmen ihre Unabhängigkeit zurückzugeben, sondern im Gegenteil, alle Volksgenossen in einem Reich zu vereinen. Hier hat der Führer eine fatale Ähnlichkeit mit König Karl, der um jeden Preis sämtliche germanischen Stämme in sein Frankenreich integrieren will. So sehr der Autor auch König Karl hasst, so sehr ist dieser als Franke doch auch Germane, und der Führer eifert ihm in

seinem Versuch der Einigung Germaniens – und später Europas – definitiv nach.

Wenn sich der Autor in einem sicher ist, dann in seiner Abneigung gegen Rom. Der Bischof von Rom ist für ihn die Verkörperung allen Übels. König Karl ist ein vollendeter Machtpolitiker, der persönlich an keine himmlische Macht glaubt; er nutzt die Christianisierung zur, um seine Position zu festigen: Sind die Sachsen erst einmal bekehrt, dann gehören sie ihm für alle Zeiten. Auch der Bischof von Rom, dem seine eigene Lehre offenbar wenig bedeutet, weiß das zu nutzen, um wiederum König Karl in seine Fänge zu bekommen; dass die Nachfolger des Bischofs von Rom schließlich die Überhand bekommen, weiß der Leser aus der Geschichte.

Über die Lehre des Christentums erfährt man in dem Roman nichts; diese Religion ist nur ein Instrument der Unterdrückung und der Ausbeutung. Doch seltsamerweise versäumt es der Autor, auch den Gegenpol, das germanische Glaubensgebäude, darzustellen. Die „Waltenden“ werden zwar immer wieder erwähnt, aber dieser Begriff ist ahistorisch, denn damals verehrte man die

Asen und Wanen und nicht das waltende Schicksal. Als einziger Waltender wird der Kriegsgott Tyr des öfteren genannt, aber auch das bleibt bloße Floskel, denn wir erfahren nichts über den Asen, über seine Anhänger, über den Gottesdienst, über die Opfer, von einer einzigen volksfestartigen Versammlung abgesehen. Die germanische Religion findet in dem Roman nicht statt, obwohl der Autor ständig beteuert, wie sehr die Sachsen an den alten Göttern hängen.

Was nun die Lektüre des Romans angeht, so übertreibt der Autor in den ersten beiden Abschnitten seine Hymnen an das reine, wahre Leben der Sachsen und ihre althergebrachten Sitten. Umso eindringlicher, ja geradezu deprimierend gelingt ihm dann der Teil über den Niedergang des Widerstands, die Demütigungen, die Leiden, die Opfer, die Toten. Wo sich der Autor in der ersten Hälfte über seine Kräfte hinaus bemüht, den richtigen Ton zu finden, da gelingt ihm in der zweiten Hälfte die niederschmetternde Schildung eines verlorenen Krieges.

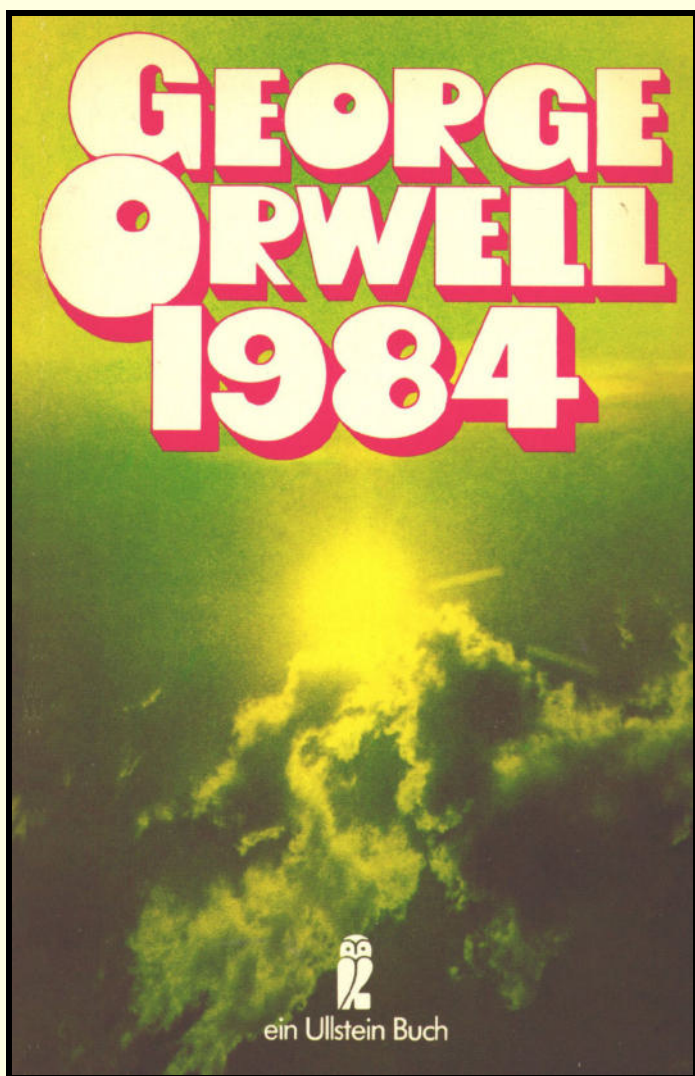
Vom Zweiten Weltkrieg, der ein Jahr nach Erscheinen des Romans beginnen sollte, konnte der Autor nichts wissen, und dennoch liest sich *Weking* wie eine Prophezeiung der künftigen Ereignisse und ihres schrecklichen Ausgangs.

Was die reale Geschichte angeht, so hält sich Fritz Vater im Großen recht eng an die verbürgten Ereignisse. Der Aufstand der Sachsen soll mit der Taufe ihres Anführers Widukind geendet haben. Nun ist Widukind, was so viel wie Waldkind bedeuten soll, sicherlich kein Eigenname, sondern bestenfalls ein Beiname. Wie der Sachsenführer wirklich hieß, wissen wir nicht, und ebensowenig kennen wir seine Lebensdaten und sein Schicksal – dass er Weking hieß, ist eine Erfindung des Autors.

Auch die Hinrichtung der viertausendfünfhundert Geiseln auf Befehl König Karls ist in zeitgenössischen Quellen verbürgt. Heutige Historiker gehen davon aus, dass das Ereignis zwar stattgefunden hat, die Zahl der Opfer allerdings stark übertrieben ist.







**\*Orwell, George:**  
**Neunzehnhundertvierundachtzig**

**George Orwell [Eric Arthur Blair, 1903–1950]**

**Neunzehnhundertvierundachtzig**

**(Nineteen Eighty-four, 1949)**

**Ullstein 03 253 (TB 282 S./DM 7,80)**

**Frankfurt/M Berlin Wien 1977, 2.**

**Auflage**

**Aus dem Englischen von Kurt**

**Wagenseil**

**Genre: Science Fiction**

Es war ein klarer, kalter Tag im April, und die Uhren schlugen gerade dreizehn, als Winston Smith, das Kinn an die Brust gepreßt, um dem rauhen Wind zu entgehen, rasch durch die Glastüren eines der Häuser des Victory-Blocks schlüpfte, wenn auch nicht rasch genug, als daß nicht zugleich mit ihm ein Wirbel griesigen Staubs eingedrungen wäre.

Im Flur roch es nach gekochtem Kohl und feuchten Fußmatten. An der Rückwand war ein grellfarbiges Plakat, das

für einen Innenraum eigentlich zu groß war, mit Reißnägeln an der Wand befestigt. Es stellte nur ein riesiges Gesicht von mehr als einem Meter Breite dar: das Gesicht eines Mannes von etwa fünfundvierzig Jahren, mit dickem schwarzen Schnauzbart und ansprechenden, wenn auch derben Zügen. Winston ging die Treppe hinauf. Es hatte keinen Zweck, es mit dem Aufzug zu versuchen. Sogar zu den günstigsten Stunden des Tages funktionierte er nur selten, und zur Zeit war tagsüber der elektrische Strom abgestellt. Das gehörte zu den wirtschaftlichen Maßnahmen der in Vorbereitung befindlichen *Haß-Woche*. Die Wohnung lag sieben Treppen hoch, und der neununddreißigjährige Winston, der über dem rechten Fußknöchel dicke Krampfaderknoten hatte, ging sehr langsam und ruhte sich mehrmals unterwegs aus. Auf jedem Treppenabsatz starrte ihn gegenüber dem Liftschacht das Plakat mit dem riesigen Gesicht an. Es gehörte zu den Bildnissen, die so gemalt sind, daß einen die Augen überallhin

verfolgen. „*Der Große Bruder sieht dich an!*“ lautete die Schlagzeile darunter.

Drinnen in der Wohnung verlas eine klangvolle Stimme eine Zahlenstatistik über die Roheisenproduktion. Die Stimme kam aus einer länglichen Metallplatte, die einem stumpfen Spiegel ähnelte und rechter Hand in die Wand eingelassen war. Winston drehte an einem Knopf, und die Stimme wurde daraufhin etwas leiser, wenn auch der Wortlaut noch zu verstehen blieb. Der Apparat, ein sogenannter Televisor oder Hörsehschirm, konnte gedämpft werden, doch gab es keine Möglichkeit, ihn völlig abzustellen. (S. 5)

It was a bright cold day in April, and the clocks were striking thirteen. Winston Smith, his chin nuzzled into his breast in an effort to escape the vile wind, slipped quickly through the glass doors of Victory Mansions, though not quickly enough to prevent a swirl of gritty dust from entering along with him.

The hallway smelt of boiled cabbage and old rag mats. At one end of it a coloured poster, too large for indoor display, had been tacked to the wall. It depicted simply an enormous face, more than a metre wide: the face of a man of about forty-five, with a heavy black moustache and ruggedly handsome features. Winston made for the stairs. It was no use trying the lift. Even at the best of times it was seldom working, and at present the electric current was cut off during daylight hours. It was part of the economy drive in preparation for Hate Week. The flat was seven flights up, and Winston, who was thirty-nine and had a varicose ulcer above his right ankle, went slowly, resting several times on the way. On each landing, opposite the lift shaft, the poster with the enormous face gazed from the wall. It was one of those pictures which are so contrived that the eyes follow you about when you move. BIG BROTHER IS WATCHING YOU, the caption beneath it ran.

Inside the flat a fruity voice was reading out a list of figures which had something to do with the production of pig-iron. The voice came from an oblong metal plaque like a dulled mirror which formed part of the surface of the right-hand wall. Winston turned a switch and the voice sank somewhat, though the words were still distinguishable. The instrument (the telescreen, it was called) could be dimmed, but there was no way of shutting it off completely.

Wir befinden uns im Jahr 1984, einer fernen Zukunft. Die Welt ist in drei große Machtblöcke unterteilt: Ozeanien, das die Amerikas, die britischen Inseln – genannt Luftstützpunkt Nr. 1 –, Australien und Südafrika umfasst; das Kalifat von Eurasien; und Ostasien. Ozeanien befindet sich fortwährenden Krieg mit den anderen Mächten, und eilt angeblich von Sieg zu Sieg. Da die in jeder Wohnung fest installierten und nicht abschaltbaren Televisoren ausschließlich Regierungspropaganda ausstrahlen, darf man dieser Aussage nicht vertrauen; ja, man weiß nicht einmal sicher, ob über-

haupt Krieg geführt wird, da es keine vertrauenswürdige Quelle gibt. Nebenbei erfahren wir, dass der Televisor nicht nur ausstrahlt, sondern auch aufnimmt, so dass es geraten ist, in seiner Wohnung stets einen zufriedenen Gesichtsausdruck anzunehmen.

Hier lebt Winston Smith, Mitglied der Sozialistischen Partei Englands, die von einem Großen Bruder gelenkt wird, wobei auch dessen Existenz nicht verifiziert werden kann. Winston arbeitet für das Ministerium der Wahrheit, kurz Miniwahr genannt, in London und ist damit beschäftigt, alte Zeitungsberichte an die jeweilige, sich immerfort ändernde Parteilinie anzupassen.

Die Wahlsprüche des Ministeriums stehen in Beton eingemeißelt auf dem Gebäude.

KRIEG BEDEUTET FRIEDEN  
FREIHEIT IST SKLAVEREI  
UNWISSENHEIT IST STÄRKE (S. 7)

WAR IS PEACE  
FREEDOM IS SLAVERY  
IGNORANCE IS STRENGTH.



Vier solche großartige Gebäude gibt es in London, entsprechend den vier einzigen Ministerien.

Sie waren der Sitz der vier Ministerien, unter die der gesamte Regierungsapparat aufgeteilt war, des Wahrheitsministeriums, das sich mit dem Nachrichtenwesen, der Freizeitgestaltung, dem Erziehungswesen und den schönen Künsten befaßte, des Friedensministeriums, das die Kriegsangelegenheiten behandelte, des Ministeriums für Liebe, das Gesetz und Ordnung aufrechterhielt, und des Ministeriums für Überfluß, das die Rationierungen bearbeitete. Ihre Namen in der Neusprache lauteten: *Miniwahr*, *Minipax*, *Minilieb*, *Minifluß*. (S. 7f)

They were the homes of the four Ministries between which the entire apparatus of government was divided. The Ministry of Truth, which concerned itself with news, entertainment, education and the fine arts. The Ministry of Peace, which concerned itself with war.

The Ministry of Love, which maintained law and order. And the Ministry of Plenty, which was responsible for economic affairs. Their names, in Newspeak: Minitrue, Minipax, Miniluv and Miniplenty.

Die Namensgebung entspricht dem Neusprech, jener von der Regierung angeordneten neuen Sprache, in der alle politisch bedeutsamen Begriffe mit neuen Inhalten gefüllt sind.

Winston hat das ungewöhnliche Glück, dass sein Televisor so angebracht ist, dass er nicht sein gesamtes Zimmer im Blickfeld hat, weshalb er in der Lage ist, in einer nicht einsehbaren Ecke ein Tagebuch, gefertigt aus echtem Papier und nicht ganz legal erworben, zu beginnen. Der Anlaß war, dass er während der Haß-Woche ein Mädchen kennengelernt hat, das trotz ihrer Zugehörigkeit zur Jugendliga gegen Sexualität einen sympathischen Eindruck auf ihn machte. O'Brien, ein hohes Tier bei der Inneren Partei – Winston gehört nur zur Äußeren Partei – zeigt eine Sendung, in der der Volksfeind Immanuel Goldstein, der Re-

negat, der Große Abtrünnige, der Konterrevolutionär, der Volksschädling, vorgeführt wird.

Er schmähte den Großen Bruder, klagte die Diktatur der Partei an, forderte sofortigen Friedensschluß mit Eurasien, trat für Rede-, Presse-, Versammlungs- und Gedankenfreiheit ein, schrie hysterisch, die Revolution sei verraten worden – und alles das in einer überstürzten, vielsilbigen Ansprache, die eine Art Parodie des üblichen Stils der Parteiredner war und sogar einige Worte der Neusprache enthielt: praktisch mehr Neusprach-Worte, als irgendein Parteimitglied normalerweise im wirklichen Leben angewendet hätte. (S. 15)

He was abusing Big Brother, he was denouncing the dictatorship of the Party, he was demanding the immediate conclusion of peace with Eurasia, he was advocating freedom of speech, freedom of the press, freedom of assembly, freedom of thought, he was crying hysterically that the revolution had been be-

trayed – and all this in rapid polysyllabic speech which was a sort of parody of the habitual style of the orators of the Party, and even contained Newspeak words: more Newspeak words, indeed, than any Party member would normally use in real life.

Die Vorführung zeigt die erwünschte Wirkung.

Ehe die Haßovation dreißig Sekunden gedauert hatte, brachen von den Lippen der Hälfte der im Raum versammelten Menschen unbeherrschte Wutschreie. (S. 15)

Before the Hate had proceeded for thirty seconds, uncontrollable exclamations of rage were breaking out from half the people in the room.

In der zweiten Minute steigerte sich die Haßovation zur Raserei. Die Menschen sprangen von ihren Sitzen auf und schrien mit vollem StimmAufwand, um die zum Wahnsinn treibende Blöckstim-

me, die aus dem Televisor kam, zu über-  
tönen. Die kleine aschblonde Frau war  
im Gesicht rot angelaufen, und ihr  
Mund öffnete und schloß sich wie bei  
einem an Land geworfenen Fisch. Sogar  
O'Briens großes Gesicht war gerötet. Er  
saß sehr gerade aufgerichtet auf seinem  
Stuhl, seine mächtige Brust hob und  
senkte sich, als stemme er sich dem An-  
prall einer Woge entgegen. Das dunkel-  
haarige Mädchen hinter Winston hatte  
angefangen „Schwein! Schwein!  
Schwein!“ hinauszuschreien und ergriff  
plötzlich ein schweres Wörterbuch der  
Neusprache und schleuderte es gegen  
den Sehschirm. Es traf Goldsteins Nase  
und prallte von ihm ab; die Stimme re-  
dete unerbittlich weiter. In einem lich-  
ten Augenblick ertappte sich Winston,  
wie er mit den anderen schrie und  
trampelte. Das Schreckliche an der *Zwei-  
Minuten-Haß-Sendung* war nicht, daß  
man gezwungen wurde mitzumachen,  
sondern im Gegenteil, daß es unmög-  
lich war, sich ihrer Wirkung zu entzie-  
hen. Eine schreckliche Ekstase der  
Angst und der Rachsucht, das Verlan-

gen zu töten, zu foltern, Gesichter mit einem Vorschlaghammer zu zertrümmern, schien die ganze Versammlung wie ein elektrischer Strom zu durchfluten, so daß man gegen seinen Willen in einen Grimassen schneidenden, schreienden Verrückten verwandelt wurde. (S. 16)

In its second minute the Hate rose to a frenzy. People were leaping up and down in their places and shouting at the tops of their voices in an effort to drown the maddening bleating voice that came from the screen. The little sandy-haired woman had turned bright pink, and her mouth was opening and shutting like that of a landed fish. Even O'Brien's heavy face was flushed. He was sitting very straight in his chair, his powerful chest swelling and quivering as though he were standing up to the assault of a wave. The dark-haired girl behind Winston had begun crying out 'Swine! Swine! Swine!', and suddenly she picked up a heavy Newspeak dictionary and flung it at the screen. It

struck Goldstein's nose and bounced off: the voice continued inexorably. In a lucid moment Winston found that he was shouting with the others and kicking his heel violently against the rung of his chair. The horrible thing about the Two Minutes Hate was not that one was obliged to act a part, but that it was impossible to avoid joining in. Within thirty seconds any pretence was always unnecessary. A hideous ecstasy of fear and vindictiveness, a desire to kill, to torture, to smash faces in with a sledgehammer, seemed to flow through the whole group of people like an electric current, turning one even against one's will into a grimacing, screaming lunatic.

Selbst Winston, der insgeheim den Großen Bruder verabscheut, wird von der Haßschwemme gegen den Verräter mitgerissen.

Darauf folgt eine unglaubliche Welle der Begeisterung, als das Gesicht des Großen Bruder auf dem Televisor erscheint. Nur Winston lässt seine Gesichtszüge für einen

Augenblick seine Abneigung den den G-B erkennen – und er meint, in einem anderen Zuschauer namens O'Brien einen Gesinnungsgenossen erblickt zu haben. Existiert die Untergrundbewegung „Die Bruderschaft“ wirklich, mutmaßt Winston.

Und so schreibt Winston, in der nicht einsehbaren Ecke seines Zimmers, immer wieder „Nieder mit dem Großen Bruder“ in sein Tagebuch. Infolgedessen hat er ein Gedankenverbrechen begangen, das von der Gedankenpolizei strengstens verfolgt wird.

Winston wird von einer Nachbarin, die ebenso wie er in erbärmlichen Verhältnissen lebt, geholt, um ihr bei der Reparatur des Abflusses behilflich zu sein. Ihre beiden Kinder spielen leidenschaftlich Kämpfer gegen die Renegaten.

Mit diesen Kindern, dachte Winston, mußte die arme Frau ein Höllenleben haben. Noch ein, zwei Jahre, und sie würden sie Tag und Nacht nach Anzeichen nachlassender Parteitreu bespitzeln. Fast alle Kinder waren heutzutage schrecklich. Am schlimmsten von allem war jedoch, daß sie mit Hilfe von sol-



chen Organisationen wie den *Spähern* systematisch zu unbezähmbaren kleinen Wilden erzogen wurden. Und doch weckte das in ihnen keineswegs die Neigung, sich gegen die Parteidisziplin aufzulehnen. Die Marschlieder, die Umzüge, die Fahnen, die Wanderungen, das Exerzieren mit Holzgewehren, das Brüllen von Schlagworten, die Verehrung des Großen Bruders – alles das war für sie ein herrliches Spiel. Ihre ganze Wildheit wurde nach außen gelenkt, gegen die Staatsfeinde, gegen Ausländer, Verräter, Saboteure, Gedankenverbrecher. Es war für Leute über dreißig nahezu normal, vor ihren eigenen Kindern Angst zu haben. Und das mit gutem Grund, denn es verging kaum eine Woche, in der nicht in der *Times* ein Bericht stand, wie ein lauschender kleiner Angeber – „Kinderheld“ lautete die gewöhnlich gebrauchte Bezeichnung – eine kompromittierende Bemerkung mit angehört und seine Eltern bei der Gedankenpolizei angezeigt hatte. (S. 25)

With those children, he thought, that wretched woman must lead a life of terror. Another year, two years, and they would be watching her night and day for symptoms of unorthodoxy. Nearly all children nowadays were horrible. What was worst of all was that by means of such organisations as the Spies they were systematically turned into ungovernable little savages, and yet this produced in them no tendency whatever to rebel against the discipline of the Party. On the contrary, they adored the Party and everything connected with it. The songs, the processions, the banners, the hiking, the drilling with dummy rifles, the yelling of slogans, the worship of Big Brother – it was all a sort of glorious game to them. All their ferocity was turned outwards, against the enemies of the State, against foreigners, traitors, saboteurs, thought-criminals. It was almost normal for people over thirty to be frightened of their own children. And with good reason, for hardly a week passed in which the Times did not carry a para-

graph describing how some eavesdropping little sneak – ‘child hero’ was the phrase generally used – had overheard some compromising remark and denounced his parents to the Thought Police.

Im weiteren Verlauf trifft Winston das Mädchen von der Jugendliga, in der er eine Spionin der Gedankenpolizei vermutet, öfter wieder. Eines Tages steckt sie ihm einen Zettel mit dem Text „Ich liebe dich“ zu. Die Beiden treffen sich gelegentlich auf dem Land und mieten schließlich ein ungewöhnliches Zimmer ohne Televisor, wo sie sich lieben können, was ein schweres Verbrechen darstellt. Sexualität unter Parteimitgliedern ist nämlich nur zum Zweck der Fortpflanzung erlaubt und wird sogar schrittweise durch künstliche Befruchtung ersetzt.

Winston und Julia vertrauen sich O’Brien an, der ein Mitglied der Brüderschaft ist und sogar über Goldsteins Buch „Theorie und Praxis des oligarchischen Kollektivismus“ verfügt. Darin erläutert Goldstein nicht nur die Geschichte und Organisation

der drei Großreiche, sondern auch den Zweck des Krieges.

Das Hauptziel der modernen Kriegführung (in Übereinstimmung mit den Prinzipien des *Zwiedenkens* wird dieses Ziel von den leitenden Köpfen der Inneren Partei gleichzeitig anerkannt und nicht anerkannt) besteht in dem Verbrauch der maschinellen Erzeugnisse, ohne den allgemeinen Lebensstandard zu heben. Seit Ende des neunzehnten Jahrhunderts war in der industriellen Gesellschaftsordnung das Problem immer latent, was man mit der Überproduktion von Verbrauchsgütern anfangen sollte. Gegenwärtig, da wenige Menschen auch nur genug zu essen haben, ist dieses Problem offensichtlich nicht dringlich und wäre es vielleicht auch ohne das Einschalten von künstlichen Vernichtungsprozessen nicht geworden. (S. 173)

The primary aim of modern warfare (in accordance with the principles of *doublethink*, this aim is simultaneously rec-

ognised and not recognised by the directing brains of the Inner Party) is to use up the products of the machine without raising the general standard of living. Ever since the end of the nineteenth century, the problem of what to do with the surplus of consumption goods has been latent in industrial society. At present, when few human beings even have enough to eat, this problem is obviously not urgent, and it might not have become so, even if no artificial processes of destruction had been at work.

Doch das von Winston und Julia gemietete Zimmer verfügt durchaus über einen Televisor, der nur hinter einem Wandschirm verborgen ist. Folgerichtig werden die Beiden verhaftet und getrennt.

Winston weiß nicht, wohin er gebracht wurde, aber er vermutet, in das Ministerium der Liebe. Er bekommt nicht genug zu essen und wird täglich gefoltert.

Alles, wofür er Augen hatte, war der Gummiknüppel in der Hand des Wach-

soldaten. Er konnte überallhin treffen: auf den Scheitel, die Ohrspitze, den Oberarm, den Ellbogen –

Den Ellbogen! Er war, fast gelähmt, auf die Knie gesunken, während er mit seiner anderen Hand den getroffenen Ellbogen umklammerte. Alles war zu gelbem Licht explodiert. Unfäßlich, einfach unfäßlich, daß ein Schlag solchen Schmerz verursachen konnte! Es wurde lichter, und er konnte die beiden anderen sehen, wie sie auf ihn herabblickten. Der Wachmann lachte über seine Verkrümmungen. Eine Frage jedenfalls war beantwortet. Nie, aus keinem Grunde der Welt, konnte man eine Vergrößerung des Schmerzes wünschen. Von dem Schmerz konnte man nur eines hoffen: nämlich, daß er aufhörte. Nichts auf der Welt war so schlimm wie körperlicher Schmerz. Angesichts des Schmerzes gibt es keine Helden ... gibt es keine Helden ... dachte er wieder und immer wieder, während er sich auf dem Boden wand und vergeblich seinen kraftlos herunterbaumelnden Arm streichelte. (S. 220f)

All he had eyes for was the truncheon in the guard's hand. It might fall anywhere: on the crown, on the tip of the ear, on the upper arm, on the elbow –

The elbow! He had slumped to his knees, almost paralysed, clasping the stricken elbow with his other hand. Everything had exploded into yellow light. Inconceivable, inconceivable that one blow could cause such pain! The light cleared and he could see the other two looking down at him. The guard was laughing at his contortions. One question at any rate was answered. Never, for any reason on earth, could you wish for an increase of pain. Of pain you could wish only one thing: that it should stop. Nothing in the world was so bad as physical pain. In the face of pain there are no heroes, no heroes, he thought over and over as he writhed on the floor, clutching uselessly at his disabled left arm.

Sein ärgster Peiniger ist ausgerechnet O'Brien, den er für einen Gesinnungsgenos-

sen gehalten hat, der in Wirklichkeit aber zur Parteispitze gehört.

Winston widersteht, so lange er es vermag – dann bekennt er alles, was er getan hat, und alles, was er getan haben könnte.

Die meiste Zeit schrien sie ihn mit Schimpfnamen an und drohten ihm bei jedem Zögern, ihn wieder den Wachen auszuliefern. Manchmal aber änderten sie plötzlich ihre Tonart, nannten ihn Genosse, ermahnten ihn im Namen von Engsoz und dem Großen Bruder und fragten ihn kummervoll, ob er denn sogar jetzt noch nicht genügend Treue der Partei gegenüber aufbringen könnte, um zu wünschen, das getane Unrecht wiedergutzumachen. Wenn seine Nerven nach stundenlangem Verhör in Fetzen waren, dann konnte ihn sogar diese Mahnung zu triefenden Tränen bringen. Am Schluß erledigten ihn die quälenden Stimmen gründlicher als die Stiefel und Fäuste der Wachen. Er wurde nur noch zu einem Mund, der etwas stammelte, und einer Hand, die unterschrieb, was man von ihm wollte. Er hatte nur noch



einen Wunsch, nämlich herauszufinden, was sie wollten, das er gestehen sollte, um es dann rasch zu gestehen, ehe die Quälerei von neuem anfing. Er bekannte sich schuldig der Ermordung führender Parteimitglieder, der Verbreitung auf-rührerischer Flugschriften, der Unter-schlagung öffentlicher Mittel, des Ver-rats militärischer Geheimnisse und der Sabotage aller Art. Er bekannte, bereits im Jahre 1968 ein von der Regierung Ostasiens bezahlter Spion gewesen zu sein. Er bekannte sich als einen religiös Gläubigen, einen Bewunderer des Kapi-talismus und eines sexuell Pervertier-ten. Er bekannte, seine Frau ermordet zu haben, obwohl er wußte – und seine Befrager wissen mußten –, daß seine Frau noch am Leben war. Er bekannte, seit Jahren in persönlicher Verbindung mit Goldstein gestanden zu haben und das Mitglied einer Untergrundorganisa-tion gewesen zu sein, der fast jeder Mensch, den er nur je gekannt hatte, angehört hatte. Es war leichter, alles zu gestehen und Gott und die Welt mit hi-neinzuver-wickeln. Außerdem war in

gewisser Weise alles wahr. Es war wahr, daß er ein Feind der Partei gewesen war, und in den Augen der Partei bestand kein Unterschied zwischen Gedanken und Taten. (S. 223f)

Most of the time they screamed abuse at him and threatened at every hesitation to deliver him over to the guards again; but sometimes they would suddenly change their tune, call him comrade, appeal to him in the name of Ing-soc and Big Brother, and ask him sorrowfully whether even now he had not enough loyalty to the Party left to make him wish to undo the evil he had done. When his nerves were in rags after hours of questioning, even this appeal could reduce him to snivelling tears. In the end the nagging voices broke him down more completely than the boots and fists of the guards. He became simply a mouth that uttered, a hand that signed, whatever was demanded of him. His sole concern was to find out what they wanted him to confess, and then confess it quickly, before the bully-

ing started anew. He confessed to the assassination of eminent Party members, the distribution of seditious pamphlets, embezzlement of public funds, sale of military secrets, sabotage of every kind. He confessed that he had been a spy in the pay of the Eastasian government as far back as 1968. He confessed that he was a religious believer, an admirer of capitalism and a sexual pervert. He confessed that he had murdered his wife, although he knew, and his questioners must have known, that his wife was still alive. He confessed that for years he had been in personal touch with Goldstein and had been a member of an underground organisation which had included almost every human being he had ever known. It was easier to confess everything and implicate everybody. Besides, in a sense it was all true. It was true that he had been the enemy of the Party, and in the eyes of the Party there was no distinction between the thought and the deed.

Schließlich wird Winston von O'Brien mit Elektroschocks unterschiedlicher Stärke gefoltert.

„Ich gebe mir Mühe mit Ihnen, Winston“, sagte er, „denn bei Ihnen lohnt sich die Mühe. Sie wissen sehr wohl, was mit Ihnen los ist. Sie wußten es seit Jahren, wenn Sie es auch nicht wissen wollten. Sie sind geistesgestört. Sie leiden an einem Gedächtnisdefekt. Sie sind außerstande, sich wirklicher Geschehnisse zu erinnern, und reden sich ein, sich an andere Geschehnisse zu erinnern, die nie stattfanden. Zum Glück ist das heilbar. Sie haben sich nie davon geheilt, weil Sie es nicht wollten. Es bedurfte einer kleinen Willensanstrengung, die zu machen Sie nicht willens waren. Sogar jetzt halten Sie an Ihrer moralischen Krankheit fest in dem Wahn, sie sei eine Tugend. [...]“ (S. 226)

‘I am taking trouble with you, Winston,’ he said, ‘because you are worth trouble. You know perfectly well what is the matter with you. You have known it for

years, though you have fought against the knowledge. You are mentally deranged. You suffer from a defective memory. You are unable to remember real events, and you persuade yourself that you remember other events which never happened. Fortunately it is curable. You have never cured yourself of it, because you did not choose to. There was a small effort of the will that you were not ready to make. Even now, I am well aware, you are clinging to your disease under the impression that it is a virtue. [...]

Winston kennt den Wahlspruch der Partei, hat ihn aber noch nicht wirklich verinnerlicht.

„Wer die Vergangenheit kontrolliert, der kontrolliert die Zukunft; wer die Gegenwart kontrolliert, der kontrolliert die Vergangenheit“, wiederholte Winston folgsam. (S. 228)

‘„Who controls the past controls the future: who controls the present controls

the past,”“ repeated Winston obediently.

Wirklich verinnertlicht hat Winston diese Maxime aber noch nicht, denn er erinnert sich an Vorgänge, die es laut neuester Parteirichtlinie nie gegeben hat.

O'Brien belehrt ihn geduldig.

„[...] Aber ich sage Ihnen, Winston, die Wirklichkeit ist nicht etwas an sich Vorhandenes. Die Wirklichkeit existiert im menschlichen Denken und nirgendwo anders. Nicht im Denken des einzelnen, der irren kann und auf jeden Fall bald zugrunde geht: nur im Denken der Partei, die kollektiv und unsterblich ist. Was immer die Partei für Wahrheit hält, *ist* Wahrheit. Es ist unmöglich, die Möglichkeit anders als durch die Augen der Partei zu sehen. [...]“ (S. 229)

‘[...] But I tell you, Winston, that reality is not external. Reality exists in the human mind, and nowhere else. Not in the individual mind, which can make mistakes, and in any case soon perishes:

only in the mind of the Party, which is collective and immortal. Whatever the Party holds to be truth, is truth. It is impossible to see reality except by looking through the eyes of the Party. [...]

Winston ist noch immer nicht bereit, die Wahrheit der Partei anzuerkennen, aber O'Brien bemüht sich redlich, ihm zur Einsicht zu verhelfen.

„Erinnern Sie sich“, fuhr er fort, „in Ihr Tagebuch geschrieben zu haben: ‚Freiheit ist die Freiheit zu sagen, daß zwei und zwei vier ist?‘“

„Ja“, sagte Winston.

O'Brien hob seine linke Hand hoch, den Handrücken Winston zugekehrt, den Daumen versteckt und die vier Finger ausgestreckt.

„Wie viele Finger halte ich empor, Winston?“

„Vier.“

„Und wenn die Partei sagt, es seien nicht vier, sondern fünf -wie viele sind es dann?“

„Vier.“

Das Wort endete mit einem Schmerzensschrei. Der Zeiger der Zahlenscheibe schnellte auf fünfundfünfzig hoch. Winston war am ganzen Leib der Schweiß aus allen Poren getreten. Die Luft drang in seine Lungen und brach als dumpfes Stöhnen wieder daraus hervor, dem er sogar nicht durch Zusammenbeißen der Zähne Einhalt gebieten konnte. O'Brien beobachtete ihn, noch immer die vier Finger erhoben. Er zog den Hebel zurück. Diesmal wurde der Schmerz nur um ein geringes gemildert.

„Wie viele Finger, Winston?“

„Vier.“

Die Nadel stieg auf sechzig.

„Wie viele Finger, Winston?“

„Vier, vier! Was kann ich denn anderes sagen? Vier!“

Die Nadel mußte noch einmal geklettert sein, aber er sah nicht hin. Er hatte nur das ernste, strenge Gesicht und die vier Finger vor Augen. Die Finger erhoben sich vor seinen Augen wie Säulen, riesig, verschwommen und scheinbar schwankend, aber unverkennbar vier.



„Wie viele Finger, Winston?“

„Vier! Hören Sie auf, hören Sie auf!  
Nicht mehr weiter! Vier!“

„Wie viele Finger, Winston?“

„Fünf! Fünf! Fünf!“

„Nein, Winston, das hat keinen Zweck.  
Sie lügen. Sie glauben noch immer, es  
seien vier. Wie viele Finger, bitte?“

„Vier! Fünf! Vier! Was Sie wollen. Nur  
hören Sie auf, hören Sie auf mit der  
Quälerei!“ (S. 230)

‘Do you remember,’ he went on, ‘writing in your diary, „Freedom is the freedom to say that two plus two make four”?’

‘Yes,’ said Winston.

O’Brien held up his left hand, its back towards Winston, with the thumb hidden and the four fingers extended.

‘How many fingers am I holding up, Winston?’

‘Four.’

‘And if the Party says that it is not four but five – then how many?’

‘Four.’

The word ended in a gasp of pain. The needle of the dial had shot up to fifty-five. The sweat had sprung out all over Winston's body. The air tore into his lungs and issued again in deep groans which even by clenching his teeth he could not stop. O'Brien watched him, the four fingers still extended. He drew back the lever. This time the pain was only slightly eased.

'How many fingers, Winston?'

'Four.'

The needle went up to sixty.

'How many fingers, Winston?'

'Four! Four! What else can I say? Four!'

The needle must have risen again, but he did not look at it. The heavy, stern face and the four fingers filled his vision. The fingers stood up before his eyes like pillars, enormous, blurry and seeming to vibrate, but unmistakably four.

'How many fingers, Winston?'

'Four! Stop it, stop it! How can you go on? Four! Four!'

'How many fingers, Winston?'

‘Five! Five! Five!’

‘No, Winston, that is no use. You are lying. You still think there are four. How many fingers, please?’ ‘Four! Five! Four! Anything you like. Only stop it, stop the pain!’

Wirklich überzeugt ist Winston noch immer. Vor allem begreift er nicht, was das Ziel der Folter ist. O’Brien erklärt ihm deren gütigen Zweck.

„Wissen Sie, wo Sie sich befinden, Winston?“ fragte er.

„Nein, ich weiß es nicht. Aber ich kann es mir denken. Im Ministerium der Liebe.“

„Wissen Sie, wie lange Sie hiergewesen sind?“

„Ich weiß es nicht. Tage, Wochen, Monate – ich glaube, es sind Monate.“

„Und warum, glauben Sie, bringen wir die Menschen hierher?“

„Um sie zu einem Geständnis zu zwingen.“

„Nein, das ist nicht der Grund. Versuchen Sie’s noch einmal.“

„Um sie zu bestrafen.“

„Nein!“ rief O’Brien. Seine Stimme hatte sich plötzlich verändert, und sein Gesicht war plötzlich ernst und eifrig geworden. „Nein! Nicht nur, um Ihr Geständnis zu erpressen, sowenig um Sie zu bestrafen. Soll ich Ihnen sagen, warum wir Sie hierhergebracht haben? Um Sie zu heilen! Um Sie geistig gesund zu machen! Merken Sie sich, Winston, daß niemals ein Mensch, den wir hier an diesen Ort bringen, unsere Hände ungeheilt verläßt. Uns interessieren nicht diese dummen Verbrechen, die Sie begangen haben. Die Partei kümmert sich nicht um die offene Tat: nur der Gedanke ist uns wichtig. Wir vernichten nicht nur unsere Feinde, sondern machen andere Menschen aus ihnen. Verstehen Sie, was ich damit meine?“ (S. 232f)

‘Do you know where you are, Winston?’ he said.

‘I don’t know. I can guess. In the Ministry of Love.’

‘Do you know how long you have been here?’

‘I don’t know. Days, weeks, months – I think it is months.’

‘And why do you imagine that we bring people to this place?’

‘To make them confess.’

‘No, that is not the reason. Try again.’

‘To punish them.’

‘No!’ exclaimed O’Brien. His voice had changed extraordinarily, and his face had suddenly become both stern and animated. ‘No! Not merely to extract your confession, nor to punish you. Shall I tell you why we have brought you here? To cure you! To make you sane! Will you understand, Winston, that no one whom we bring to this place ever leaves our hands uncured? We are not interested in those stupid crimes that you have committed. The Party is not interested in the overt act: the thought is all we care about. We do not merely destroy our enemies, we change them. Do you understand what I mean by that?’

Der nächste Elektroschock dient nicht der Folter, sondern wird auf Winstons Gehirn

angewandt, um seine Erinnerungen zu löschen.

„Ihre Umschulung geht in drei Etappen vor sich“, sagte O’Brien. „Lernen, verstehen und bejahen. Es ist an der Zeit für Sie, in die zweite Etappe einzutreten.“ (S. 240)

‘There are three stages in your re-integration,’ said O’Brien. ‘There is learning, there is understanding, and there is acceptance. It is time for you to enter upon the second stage.’

Tatsächlich hat Winston schon bedeutende Fortschritte im Abschnitt „Lernen“ gemacht.

O’Brien erklärt Winston das höhere Ziel, dem die Partei entgegenarbeitet.

„[...] Die Partei strebt die Macht lediglich in ihrem eigenen Interesse an. Uns ist nichts am Wohl anderer gelegen; uns interessiert einzig und allein die Macht als solche. Nicht Reichtum oder Luxus

oder langes Leben oder Glück: nur Macht, reine Macht. [...]“ (S. 242)

‘[...] The Party seeks power entirely for its own sake. We are not interested in the good of others; we are interested solely in power. Not wealth or luxury or long life or happiness: only power, pure power. [...]’

Noch ist Winston nicht ganz gebrochen.

„Sagen Sie mir“, fragte Winston, „wie bald wird man mich erschießen?“

„Es kann noch lange dauern“, sagte O’Brien. „Sie sind ein schwieriger Fall. Aber geben Sie die Hoffnung nicht auf. Jeder wird früher oder später geheilt. Am Schluß erschießen wir Sie.“ (S. 252)

‘Tell me,’ he said, ‘how soon will they shoot me?’

‘It might be a long time,’ said O’Brien. ‘You are a difficult case. But don’t give up hope. Everyone is cured sooner or later. In the end we shall shoot you.’

Winston wird am Ende erschossen werden, das steht fest. Aber er muss vorher nicht nur gestehen, sondern er muss auch vollständig geheilt, also bekehrt werden, bis in den innersten Kern seines Wesens.

Der völlig abgemagerte Winston wird nun über Wochen wieder aufgefüttert, damit er reif ist für das Zimmer 101, wo er laut O'Brien mit dem Schlimmsten, was er auf der Welt kennt, konfrontiert werden soll.

„Das Schlimmste auf der Welt“, sagte O'Brien, „ist individuell verschieden. Es kann lebendig begraben werden sein oder Tod durch Verbrennen, durch Ertränken, durch Aufpfählen, oder fünfzig andere Todesarten. Es gibt Fälle, bei denen es eine ganz nichtssagende, nicht einmal todbringende Sache ist.“ (S. 260)

'The worst thing in the world,' said O'Brien, 'varies from individual to individual. It may be burial alive, or death by fire, or by drowning, or by impalement, or fifty other deaths. There are



cases where it is some quite trivial thing, not even fatal.'

Winston bekommt einen eisernen Käfig aufgesetzt, der mit einem Rattenbehälter verbunden ist.

„Ich habe auf den ersten Hebel gedrückt“, erklärte O'Brien. „Sie verstehen die Konstruktion dieses Käfigs. Die Maske paßt über Ihren Kopf, so daß kein Durchschlupf bleibt. Wenn ich auf diesen anderen Hebel drücke, schiebt sich die Käfigtüre auf. Diese vor Hunger fast wahnsinnigen Scheusale werden wie Geschosse daraus hervorschießen. Haben Sie je eine Ratte durch die Luft springen sehen? Sie werden Ihnen ins Gesicht springen und sich sofort einen Weg hindurch bahnen. Manchmal greifen sie als erstes die Augen an. Manchmal wühlen sie sich durch die Wangen und zerfressen die Zunge.“ (S. 262)

'I have pressed the first lever,' said O'Brien. 'You understand the construction of this cage. The mask will fit over

your head, leaving no exit. When I press this other lever, the door of the cage will slide up. These starving brutes will shoot out of it like bullets. Have you ever seen a rat leap through the air? They will leap onto your face and bore straight into it. Sometimes they attack the eyes first. Sometimes they burrow through the cheeks and devour the tongue.'

Winston wird von einer unbezwingbaren Urangst erfüllt, die seine gesamte Persönlichkeit zerbricht.

Und außer sich schrie er, wieder und immer wieder:

„Nehmen Sie Julia! Nehmen Sie Julia! Nicht mich! Julia! Mir ist's gleich, was Sie mit ihr machen. Zerreißen Sie ihr das Gesicht, ziehen Sie ihr das Fleisch von den Knochen. Nicht mich! Julia! Nicht mich!“

Er fiel zurück, in riesige Tiefen, fort von den Ratten. Er war noch immer auf dem Stuhl festgeschnallt, aber er war durch den Fußboden, durch die Mauern

des Gebäudes, durch die Erde, durch die Meere, durch die Atmosphäre in den freien Raum, in die Abgründe zwischen den Sternen gestürzt – immer weiter, weiter und weiter weg von den Ratten. Er war Lichtjahre entfernt, aber O'Brien stand noch immer an seiner Seite. Noch war die kalte Berührung eines Drahtes an seiner Wange. Aber durch die ihn einhüllende Dunkelheit vernahm er ein nochmaliges metallisches Klinken und wußte, daß die Käfigtür ins Schloß gefallen war und sich nicht geöffnet hatte. (S. 263)

And he was shouting frantically, over and over:

'Do it to Julia! Do it to Julia! Not me! Julia! I don't care what you do to her. Tear her face off, strip her to the bones. Not me! Julia! Not me!'

He was falling backwards, into enormous depths, away from the rats. He was still strapped in the chair, but he had fallen through the floor, through the walls of the building, through the earth, through the oceans, through the

atmosphere, into outer space, into the gulfs between the stars – always away, away, away from the rats. He was light-years distant, but O'Brien was still standing at his side. There was still the cold touch of a wire against his cheek. But through the darkness that enveloped him he heard another metallic click, and knew that the cage door had clicked shut and not open.

Winston wird nicht hingerichtet, sondern als geheilt entlassen. Er trifft Julia wieder, die ebenso wie er behandelt worden ist; die Beiden haben sich nicht mehr viel zu sagen und trennen sich wieder.

In einem Café hört Winston eine grandiose Siegesnachricht.

Er konnte gerade genug von dem, was der Televisor verkündete, hören, um zu merken, daß alles so, wie von ihm vorausgesehen, gekommen war; eine große, übers Meer gekommene Kriegsflotte war insgeheim zusammengezogen und ein plötzlicher Schlag gegen die feindliche Nachhut geführt worden, der weiße

Pfeil spaltete das Ende des schwarzen. Bruchstücke triumphierender Phrasen behaupteten sich gegen den Lärm: „Großes strategisches Manöver – vollendete Zusammenarbeit – wilde Flucht des Feindes auf der ganzen Linie – eine halbe Million Gefangene – vollkommene Auflösung – Kontrolle über ganz Afrika – das Kriegsende in absehbare Nähe gerückt – größter Sieg in der menschlichen Geschichte – Sieg, Sieg, Sieg!“

Winstons Füße machten unter dem Tisch krampfhaft Bewegungen. Er hatte sich nicht von seinem Platz gerührt, aber in Gedanken rannte er, rannte rasch, war mit der Menge draußen und schrie sich mit Hochrufen heiser. Wieder blickte er zu dem Bildnis des Großen Bruders empor. Der Koloß, der seine Arme schützend über die ganze Welt breitete! Der Felsen, gegen den die asiatischen Horden vergeblich anrannten! Er überlegte, wie noch vor zehn Minuten – ja, nur vor zehn Minuten – ein Schwanken in seinem Herzen gewesen war, als er sich fragte, ob die Meldung von der Front Sieg oder Niederlage lau-

ten würde. Ach, mehr als ein eurasisches Heer war untergegangen! Viel hatte sich in ihm geändert seit jenem ersten Tag im Ministerium für Liebe, aber die endgültige, notwendige, heilende Wandlung war bis zu diesem Augenblick nicht erfolgt. (S. 272f)

He could hear just enough of what was issuing from the telescreen to realise that it had all happened as he had foreseen: a vast seaborne armada secretly assembled, a sudden blow in the enemy's rear, the white arrow tearing across the tail of the black. Fragments of triumphant phrases pushed themselves through the din: 'Vast strategic manoeuvre – perfect coordination – utter rout – half a million prisoners – complete demoralisation – control of the whole of Africa – bring the war within measurable distance of its end – victory – greatest victory in human history – victory, victory, victory!'

Under the table Winston's feet made convulsive movements. He had not stirred from his seat, but in his mind he

was running, swiftly running, he was with the crowds outside, cheering himself deaf. He looked up again at the portrait of Big Brother. The colossus that bestrode the world! The rock against which the hordes of Asia dashed themselves in vain! He thought how ten minutes ago – yes, only ten minutes – there had still been equivocation in his heart as he wondered whether the news from the front would be of victory or defeat. Ah, it was more than a Eurasian army that had perished! Much had changed in him since that first day in the Ministry of Love, but the final, indispensable, healing change had never happened, until this moment.

Winstons Bewunderung für den Großen Bruder ist schrankenlos.

Er blickte hinauf zu dem riesigen Gesicht. Vierzig Jahre hatte er gebraucht, um zu erfassen, was für ein Lächeln sich unter dem dunklen Schnurrbart verbarg. O grausames, unnötiges Mißverstehen! O eigensinniges, selbst auf-

erlegtes Verbanntsein von der liebenden Brust! Zwei nach Gin duftende Tränen rannen an den Seiten seiner Nase herab. Aber nun war es gut, war alles gut, der Kampf beendet. Er hatte den Sieg über sich selbst errungen. Er liebte den Großen Bruder. (S. 273)

He gazed up at the enormous face. Forty years it had taken him to learn what kind of smile was hidden beneath the dark moustache. O cruel, needless misunderstanding! O stubborn, self-willed exile from the loving breast! Two gin-scented tears trickled down the sides of his nose. But it was all right, everything was all right, the struggle was finished. He had won the victory over himself. He loved Big Brother.

Ende.

*Neunzehnhundertvierundachtzig* ist eine der berühmtesten, meistgelesenen und am öftesten zitierten Antiutopien. Sie wurde von George Orwell im Jahr 1948 verfasst – der Titel resultiert aus der Vertauschung



der letzten beiden Ziffern des Jahres – und erschien 1949.

*Neunzehnhundertvierundachtzig* ist auf der einen Seite ein Science-Fiction-Roman, der vom Zeitpunkt des Schreibens her gemessen sechsunddreißig Jahre in der Zukunft spielt und ein England zeigt, das sich in einen Staat verwandelt hat, der seine Bürger nicht nur im Tun, sondern sogar im Denken vollständig überwacht. Der Staat kontrolliert die Medien, die Vergangenheit, die Gegenwart, die Zukunft und löscht mit alledurchdringender Propaganda jede unerwünschte Gesinnungsäußerung oder Erinnerung aus. Widersetzt sich ein Individuum, dann wird es mit Folter und Gehirnwäsche so lange behandelt, bis es sich von Grund auf gewandelt hat.

Auf der anderen Seite ist der Roman eine radikale Abrechnung mit allen totalitären Regimen, insbesondere mit dem Kommunismus der Sowjetunion. Man muss dazu bedenken, dass die englischen Sozialisten nach der Gründung der Sowjetunion das dortige Regime bewunderten; Josef Stalin (1878–1953) galt ihnen nach Wladimir I. Lenins (1870–1924) Tod als gütiger Vater

aller Werktätigen. Beispielsweise besuchte kein Geringerer als H. G. Wells im Jahr 1934, dem Höhepunkt der von der KPdSU zur Vernichtung der freien Bauern erzwungenen Hungersnot in der Ukraine, Moskau und interviewte dort Josef Stalin, wobei beide über ihre unterschiedlichen Ansichten, auf welchem Weg der Kommunismus am besten zu verwirklichen sei, diskutierten.

Bei einigen englischen Sozialisten wurde die positive Haltung zum Sowjetregime bereits nach dem Bekanntwerden des Hitler-Stalinpaktes erschüttert; andere änderten ihre Meinung erst nach Stalins Tod und Nikita S. Chruschtschows (1894–1971) Aufdeckung der Verbrechen seines Vorgängers.

Auf diese Leserschaft zielt George Orwell ab, sie will er bekehren. Das erklärt, weshalb sich der Roman einerseits so sehr der Beschreibung der erbärmlichen Lebensumstände in dem fiktiven England widmet und andererseits der Folter und der Belehrung des letzten Widerspenstigen über die politischen Verhältnisse so breiten Raum gibt. Dass sich der Autor derart in die Beschreibung einer von ihm erdachten Folter hin-

einsteigert, mag manchen Leser irritieren, wird aber durch die Intensität der Bemühungen Orwells, die abgrundtiefe Grausamkeit des Stalinistischen Regimes darzustellen, erklärt.

*Neunzehnhundertvierundachtzig* mag kein literarisches Meisterwerk sein, aber es ist ein Roman von unglaublicher Eindrücklichkeit und einer Wirksamkeit, die bis heute anhält.

Laut Orwell Prognose aus dem Jahr 1948 soll sich Kontinentaleuropa 1984 in ein Kalifat verwandelt haben. Nun, 2048 könnte es tatsächlich so weit sein – aber zusammen mit England, was Orwell wohl nicht im Traum eingefallen wäre.



Max Brod (1884–1968)

# DAS FEUER, DAS NICHT BRANNT Erzählung

---

Christian Knieps

## Satz 1

Es war vielleicht – und in diesem *vielleicht* lag bereits das ganze Dilemma eines Mannes, der mit der gleichen Hartnäckigkeit, mit der er an den Rändern seines Daseins nagte, auch an der Substanz seiner Werke nagte, als wolle er die Idee, ein Buch zu sein, schon vor der ersten Drucklegung zu Staub zermalmen – eine jener Begegnungen, die weniger aus dem Zufall geboren werden, wie es bei anderen, ungleich weniger verhängnisvollen Freundschaften der Fall ist, als vielmehr aus einer Art heim-

licher Notwendigkeit, die im Leben beider Beteiligten schon lange vor dem ersten Handschlag anwesend gewesen sein musste, und so stand Max Brod, dessen unerschütterlicher Glaube an das Wort, an die Form, aber auch an die Möglichkeit, der Welt einen Sinn zu geben, ihn fast so sehr definierte wie sein feines Gespür für Menschen, an jenem Abend in Prag dem schmalen, fast scheuen Franz Kafka gegenüber, in dessen Augen sich das Licht der Gaslaterne brach, als wolle es sich in die labyrinthischen Gänge seines Denkens zurückziehen, und während sie sprachen – über Literatur, wie man es eben tut, wenn man jung ist und noch glaubt, dass das Wort nicht nur eine Waffe, sondern auch eine Rettung sein könne –, legte sich, ohne dass einer von beiden es ahnte, ein unsichtbares Netz aus gegenseitiger Faszination, aus ungleichen Erwartungen und stiller, beinahe asketischer Bewunderung über sie, ein Netz, das in den kommenden Jahren enger und enger gezogen werden sollte, nicht zuletzt durch die Briefe, die Gespräche, die einsamen Spaziergänge an der Moldau, bei denen Kafka, geplagt von seiner Krankheit,

seinen Ängsten, seinem lähmenden Perfektionismus, in Brod einen Zuhörer fand, der nicht nur zuhörte, sondern sammelte, ordnete und bewahrte – mit einer Beharrlichkeit, die Kafka wohl einerseits beruhigte, weil sie ihm das Gefühl gab, dass wenigstens einer die Fragmente seines Denkens ernst nahm, und die ihn andererseits bedrückte, weil er ahnte, dass eben diese Bewahrung einmal gegen seinen ausdrücklichen Willen stehen könnte, so wie ein Testament gegen seinen Erblasser stehen kann, wenn der Erbe es nach eigenem Gewissen, nicht nach den Buchstaben der Anordnung liest, und als dann die Jahre vergingen, das Gewicht der unveröffentlichten Manuskripte wuchs wie eine unheilvolle Lawine in Brods Schubladen, während Kafka selbst in der Enge seiner letzten Lebensmonate nur noch den Wunsch kannte, dass das Feuer, das er nicht in sich selbst hatte entfachen können, wenigstens an seinen Papieren verzehrend, reinigend, endgültig werde, war es Brod, der in der Stunde der Entscheidung – allein, zwischen Loyalität zu einem Freund und Loyalität zu dem, was er als Wahrheit der Literatur

verstand, zerrissen – nicht die Flamme wählte, sondern den Druck, nicht die Vernichtung, sondern die Offenbarung, und so geschah es, dass die Welt, die niemals hätte lesen dürfen, was sie nun liest, den Namen Kafka als den eines Autors lernte, nicht als den eines Unbekannten, den nur wenige in den Straßen Prags gekannt hätten, und dass in diesem einen, unwiderruflichen Akt ein ganzes Geflecht aus Freundschaft, Verrat, Pflichtgefühl und literarischer Mission in sich zusammenfiel, um sich zugleich, wie ein Buchdeckel, der schließt, doch neu zu öffnen.

## **Satz 2**

Es war vielleicht – und in diesem *vielleicht*, das weniger eine beiläufige Floskel als vielmehr ein aus tiefstem Zweifel geformtes Prisma war, durch das sich alles, was Kafka sagte, dachte oder auch nur andeutete, in vielfach gebrochene Bedeutungen zerlegte, die so schwer zu greifen waren wie die Schatten einer Kerzenflamme an einer ungleich verputzten Wand –, eine jener Begegnungen, die, anders als jene zufälligen, belanglosen Kollisionen der Bio-



graphien, die uns in Straßenbahnen, auf Bällen oder in verrauchten Cafés widerfahren und die, kaum geschehen, schon wieder im Strudel der Tage versinken, vielmehr aus einer im Voraus angelegten, vielleicht von jener geheimnisvollen Logik des Schicksals vorbereiteten, in den unsichtbaren Kammern der Möglichkeit gereiften Notwendigkeit hervorgingen, und so stand Max Brod, der in einer Mischung aus jugendlichem Überschwang und bereits damals erstaunlich gefestigtem Willen zur Bewahrung, zur Katalogisierung, ja zur Kanonisierung des von ihm als bedeutsam Erkannten – eine Haltung, die manchen als Anmaßung, anderen als beinahe priesterliche Pflicht erscheinen musste – lebte, an jenem Abend in Prag, unter den mattgelben Gaslichtern, deren Licht wie ein müder Gedanke über die feinen Wasseradern der Moldau glitt, dem schmalen, hochgewachsenen Franz Kafka gegenüber, in dessen Blick sich nicht nur ein unbestimmtes, beinahe peinigendes Staunen über die Welt zeigte, sondern auch ein fortwährendes Zurückweichen vor ihr, als trüge er in seinen Augenhöhlen das Abbild eines Labyrinths, dessen Zentrum nicht

zu finden, sondern nur zu erahnen war, und während sie, in der Weise junger Männer, die noch glauben, dass die Sprache eine Art Brücke sein könne zwischen dem, was ist, und dem, was sein sollte, über Literatur sprachen – über deren rettende, formende, vielleicht sogar erlösende Kraft, wobei Brod mit jener offenen, fast missionarischen Geste argumentierte, die ihn sein Leben lang begleiten sollte, und Kafka, den Rücken ein wenig gekrümmt, in vorsichtigen, selbst relativierenden Halbsätzen antwortete, als wolle er jedes Wort gleich wieder zurücknehmen –, legte sich unmerklich, ja unsichtbar, ein Netz aus Faszination, ungleichen Erwartungen, stiller Bewunderung und jener eigentümlichen Mischung aus Nähe und Fremdheit zwischen sie, ein Netz, das sich, wie es bei unsichtbaren Netzen nun einmal der Fall ist, in den kommenden Jahren enger und enger zog, genährt von Briefen, Spaziergängen und Gesprächen, in denen Kafka, geplagt von einer Krankheit, die nicht nur seinen Körper, sondern auch seinen Willen zur Veröffentlichung zersetzte, immer wieder auf den geduldigen, sammelnden, ordnenden Brod traf, der, mit

der Beharrlichkeit eines Archivars, Fragmente, Notate, Entwürfe und ganze Manuskripte nicht nur entgegennahm, sondern gleichsam in einem mentalen Tresor verwahrte, aus dem sie – und hier lag der Keim des späteren Konflikts – im entscheidenden Augenblick nicht herausgenommen und dem Feuer übergeben, sondern in die andere Richtung geführt werden sollten, nämlich zu Druck und Bindung, zu jenen festen Buchdeckeln, die Kafka, als die letzten Monate seines Lebens sich wie ein immer engerer Korridor um ihn schlossen, ausdrücklich nicht sehen wollte, weil er in ihnen weniger ein Denkmal seiner Arbeit als vielmehr eine Art Verriegelung sah, die ihn auf ewig an ein Werk band, das er selbst für unzulänglich hielt, und so kam, was vielleicht kommen musste: dass Brod, allein, die schwersten Manuskriptstapel seines Lebens vor sich, zwischen der Freundestreue zu dem, was Kafka als seinen letzten Willen aussprach, und der literarischen Treue zu dem, was er, Brod, als Wahrheit und Auftrag verstand, schwankte, um schließlich – und in diesem „schließlich“ lagen Jahre von Überlegung, Selbst-

rechtfertigung und innerem Ringen – die Flamme nicht an das Papier zu lassen, sondern die Lettern an die Öffentlichkeit, und dass dadurch die Welt, die nach Kafkas Wunsch nie hätte lesen dürfen, was sie nun liest, seinen Namen nicht als den eines unbekannten Prager Versicherungsangestellten erfuhr, sondern als den eines Autors, dessen Werk, in einem einzigen, unwideruflichen Akt des Ungehorsams und der Loyalität zugleich, für immer in jenes schillernde, widersprüchliche Zwischenreich gestellt wurde, in dem Freundschaft und Verrat ununterscheidbar sind.





# MYSTISCHES BODENMAIS

## Erzählung

---

Andreas Müller

**17.07.1984 – Landkreis  
Regen/Niederbayern**

Im Gang läutet das Telefon. Gerhard Fuchs dreht sich im Bett herum und schaut auf den Radiowecker. Die roten Digitalziffern zeigen 5:33 Uhr. Fuchs' Frau stöhnt, hebt den Kopf und lässt ihn wieder ins Kissen fallen. „Wer ruft denn um diese Zeit an?“

Gerhard richtet sich auf, reibt sich die Augen, schlüpft in seine Pantoffeln, geht hinaus in den Gang und nimmt den Hörer ab. Entgegen seiner Gewohnheit meldet er sich nicht mit seinem Namen, sondern flüs-

tert lediglich ein verschlafenes *Hallo* in die Sprechmuschel.

„Ja, ich bin's, Fuchs, der Greiner. Du musst schnell kommen, da liegt eine Frauenleiche in einem geparkten Auto.“

„Eine Leiche?“

„Ja, du musst kommen und den Platz abriegeln, bevor die Schaulustigen kommen. So etwas spricht sich ja schnell herum.“

„Jetzt mal der Reihe nach, Greiner. Wo bist du und wo ist die Leiche?“

„Also, die Leiche ... Ich meine, ich bin jetzt zu Hause. Ich war laufen, weißt ja, joggen, wie jeden Morgen, und die Leiche, die befindet sich auf dem Parkplatz beim Großen Arbersee.“

„Du warst also laufen und hast auf dem Parkplatz das Auto mit der Leiche entdeckt?“

„Ja, genauso war es. Und mit der Leiche, mit der stimmt was nicht.“

„War da sonst noch jemand?“, will Fuchs wissen.

„Gesehen habe ich niemanden. Aber `s kann schon sein, dass da noch einer war. Ich hatte so ein komisches Gefühl. Hab dann geschaut, dass ich wegkomme.“



„In Ordnung, Greiner. Ich sehe mir die Sache an und schaue anschließend bei dir in der Pension vorbei.“

Fuchs legt den Hörer auf und betrachtet in dem ovalen Spiegel mit dem Silberrahmen die Abdrücke, die sein Kissen auf seiner rechten Wange hinterlassen hat, dann geht er ins Badezimmer.

Zehn Minuten später ruft er seinen jungen Kollegen Wolfgang Stuber an, doch der nimmt nicht ab. Das bedeutet nichts Gutes. Fuchs spricht ihm auf den Anrufbeantworter, kündigt sein Kommen innerhalb der nächsten zwanzig Minuten an und droht, ihm Beine zu machen, falls er dann noch im Bett läge.

Die dreihundert Meter zur Regener Polizeistation legt Fuchs zu Fuß zurück. Die Kirchturmuhre schlägt sechs. Auf den Straßen nimmt der Verkehr allmählich zu. Falls sich dort auf dem Parkplatz tatsächlich eine Leiche befindet und nicht einfach nur jemand in seinem PKW übernachtet hat, muss er sich wirklich beeilen, wenn er dort sein will, ehe Schaulustige den Tatort belagern. Fuchs beschleunigt seine Schritte. Vor dem Revier steigt er in den Dienstwagen

und fährt zum Haus seines Kollegen. Von Stuber keine Spur.

„Ja, leckt mich doch!“, sagt Fuchs, geht zur Haustür und drückt mehrmals auf den goldenen Klingelknopf.

„Ich komme gleich!“, ruft Stuber aus einem Fenster im zweiten Stock.

„Mach hin, verdammt noch mal!“

Während Stuber durch den Garten läuft, steckt er sein Hemd in die Hose. Schon als er einsteigt, kann Fuchs die Alkoholfahne riechen.

„Hast du wieder gesoffen?“

„Wir haben Karten gespielt.“

„Karten gespielt“, wiederholt Fuchs, schüttelt den Kopf und lässt den Motor an.

Fuchs macht sich Sorgen um seinen Kollegen. Seine Frau versucht immer wieder, seine Bedenken zu zerstreuen. Stuber sei eben noch jung und fange sich schon wieder. Aber als sein Kollege nun mit zitterigen Fingern eine HB aus der Schachtel zieht, kommt Fuchs seine Sorge alles andere als grundlos vor.

Zehn Minuten später verlassen die beiden Polizisten die Landstraße, biegen in den Parkplatz beim Arbersee ein und stei-

gen aus. Obwohl der grüne R4 weiter hinten am Waldrand steht, kann Fuchs bereits erkennen, dass Joachim Greiners Angaben zwar nicht falsch, aber auch nicht ganz korrekt waren: Die Leiche liegt nicht im Wagen, sondern auf der Motorhaube.

Wenige Meter vor dem Fahrzeug bleiben sie stehen. In Stubers verquollenem Gesicht weiten sich die geröteten Augen. Sein Mund steht offen und seine Unterlippe wölbt sich schlaff nach vorn. Fuchs befürchtet, dass sich sein Kollege übergeben muss. Doch Stuber bleibt standhaft, räuspert sich und sagt: „Heilige Mutter Gottes! Die ist nicht erst seit gestern hinüber.“

## **07.09.2021 – Berlin**

Der Himmel ist nahezu wolkenlos. Die Sonnenstrahlen fallen durch die Ritzen der beigen Lamellenvorhänge in das schmucklose Wartezimmer im dritten Stock des Ärztehauses am Springpfuhl. Frau Dr. Samaras ist eine strukturierte Frau. Sie plant die Behandlung ihrer Patienten so vorausschauend, dass praktisch keine Wartezeiten entstehen. Heute kam jedoch ein Notfall da-

zwischen, bevor Silvia Engels an der Reihe gewesen wäre.

Silvia war vor zwei Wochen schon einmal hier, aber das mit dem Wasser in ihren Beinen wird und wird nicht besser. Frau Doktor Samaras muss unbedingt noch einmal einen Blick darauf werfen und ihr ein neues Medikament verschreiben; etwas, das hilft.

Außer ihr sitzt nur ein beleibter Mann im Wartezimmer. Seinen Hinterkopf hat er an die Wand gelehnt; seine Augen sind geschlossen. Silvia nimmt sich eine Zeitschrift von dem kleinen Tisch in der Mitte des Raumes. Samaras ist passionierte Wanderin und sie hat die Angewohnheit, ihre Fachzeitschriften im Wartezimmer auszulegen. Diese Wanderjournale sind eigentlich nicht so ganz Silvias Sache, aber da es nun etwas länger dauern wird ...

Der massige Mann räuspert sich und öffnet die Augen. Silvia nickt ihm zu, doch der Mann nimmt keine Notiz von ihr.

In weißen Buchstaben steht unten auf dem Titelblatt der Zeitschrift: *Mystisches Bodenmais – schaurige Sagen und gruselige Geschichten ab S. 66*. Silvia stockt der Atem.

Einen Moment lang überlegt sie, ob sie die Zeitschrift zurücklegen soll, tut es jedoch nicht, sondern blättert darin. Eichhörnchen, Rehe, lachende Menschen in professioneller Wanderausrüstung, Wälder, Wiesen und Seen. Die üblichen Motive in Samaras' Magazinen. Doch auf Seite einundsechzig ist der Arbersee abgebildet und darunter befindet sich der Artikel, der sich den schaurigen Legenden dieser Gegend widmet. Silvias Herz rast; ihr wird schwindlig. Der dicke Mann mustert sie jetzt und reibt seine Handflächen über die Schenkel. Silvia spürt einen Knoten in ihrer Brust. Sie fürchtet, die Besinnung zu verlieren.

Endlich ruft die Sprechstundenhilfe ihren Namen. Mechanisch steht sie auf und läuft in das Behandlungszimmer.

„Meine Güte, Frau Engels“, sagt Frau Doktor Samaras, „Sie sind ja kreidebleich!“

Vierunddreißig Minuten später sitzt Silvia in der S75 und beobachtet den Zug, der auf dem Nachbargleis einfährt. Sie fragt sich, wie sie in diese Bahn gekommen ist. Was geschah in der Praxis? Was hat die Frau Doktor zu dem Wasser in ihren Beinen ge-

sagt? Es ist unmöglich, einen klaren Gedanken zu fassen. Das Grauen, das damals an diesem See über sie hereinbrach, ergreift wieder Besitz von ihr. Wie in einem experimentellen Film spulen sich einzelne Szenen bar jeder chronologischen Ordnung in ihrem Kopf ab. *Der Wald, ihre blutenden Füße, der Mann im Audi, das aufblasbare Kanu, Purple Rain, die schwimmenden Inseln, Zacharias, das Dorffest in Drachselsried, dunkles Bier, Schwinggrasen, die Kreatur, der Weg zum See.*

An der Warschauer Brücke wechselt sie die Bahn. Im Fenster der U1 betrachtet sie ihr Spiegelbild. Kein Wunder, dass sich Samaras Sorgen machte.

Am Görlitzer Bahnhof steigt ein Mann mit Gitarre ein und spielt *Hey Jude*. Sie schließt die Augen und erinnert sich, wie sie vor fast vierzig Jahren über die Transitstrecke nach Bayern trampelte. Schlank, lange rote Haare, abgeschnittene Jeans, ärmelloses Top.

Ein älteres Ehepaar in einem Kombi hält an. Sie nimmt auf der Rückbank Platz. Es ist sehr heiß. Die Scheiben sind herabgelassen. Die Haare flattern ihr ins Gesicht.

Am Kottbusser Tor verlässt Silvia die Bahn. Auf dem Oranienplatz findet eine Kundgebung statt. Ein paar Leute halten Transparente in die Höhe. *Bezahlbarer Wohnraum für alle*. Ein hagerer Mann mit Vollbart ruft Slogans in ein Megafon. Die Menge antwortet grölend und zieht vor das Boutique-Hotel Orania. Im obersten Stock dieses Gebäudes hatte sie Ruth kennengelernt. Damals war das Haus völlig heruntergekommen und dort oben befand sich das *Trash*. Im *Trash* hatte Silvia mit Ruth die Nächte durchgemacht. Manchmal wurde ihr die unglaublich laute, hämmernde Musik zu viel und sie wollte nur noch raus aus dem Laden. Doch die nicht totzukriegende Ruth brüllte ihr ins Ohr: „Reiß dich zusammen – weiter geht’s!“

Bevor sie in Morgengrauen heimgingen, besorgten sie sich zum Ausklang Büchsenbier im Vierundzwanzig-Stunden-Laden und tranken es auf dem Oranienplatz.

Ihr Magen zieht sich zusammen, Schweiß sammelt sich auf ihrer Stirn; sie bekommt Panik. Es sind nur noch hundert

Meter bis zu ihrer Wohnung am Erkelenzdamm.

*Reiß dich zusammen!*

Eine Frau mit Strohhut läuft vorüber und unterhält sich lautstark mit sich selbst. Auch Silvia verspürt plötzlich den Drang zu sprechen, zu erzählen, was sie jahrzehntelang unter Verschluss gehalten hat.

Als sie den Schlüssel aus ihrer Handtasche kramt, stellt sie fest, dass sie das Bodenmais-Journal aus der Praxis mitgenommen hat. Es liegt zusammengerollt unter der blauen Briefftasche. Die Eingangstür klemmt wieder. Sie dreht den Schlüssel hin und her und drückt gegen den Kauf. Durch den Glasausschnitt sieht sie Herrn Zeltens, der mit seiner an den Knien ausgebeulten Jogginghose im Hauseingang steht und seinen Briefkasten leert. Silvia klopft an die Scheibe, während sich in ihrem Herzen ein stechender Schmerz ausbreitet.

Endlich öffnet Zeltens die Tür. „Geht es Ihnen nicht gut, Frau Engels?“

Sie schüttelt den Kopf, schwankt durch den Gang in den Hinterhof und schleppt sich im Seitenflügel mit letzter Kraft hoch



in den dritten Stock. In ihrer Wohnung wirft sie ihre Tasche auf den Tisch und lässt sich auf das Sofa fallen. Im Raum ist es viel zu warm. Ihre Kehle schnürt sich zu; sie hat Todesangst. Soll sie Frau Doktor Samaras anrufen?

Draußen schreit ein Kind. Unten in der Wohnung bellt Dünyas Schäferhund. Die Decke verschwimmt. Sie wendet den Blick ab und schaut durchs Fenster hinaus auf das gegenüberliegende Gebäude. Auf dem Dachfirst sitzen zwei Tauben.

Sie schließt die Augen und befindet sich kurz darauf abermals im Juli des Jahres 1984 an der Autobahn vor dem Grenzübergang zur DDR, direkt neben der Avus.

In jenem Sommer trampfte sie nach Bodenmais, um Ruth zu besuchen, die sich aus heiterem Himmel heraus entschieden hatte, dort in der Provinz eine Schreinerlehre zu machen. Silvias Freund Jörn hatte wenige Tage zuvor Schluss gemacht und war jetzt mit ihrer besten Freundin zusammen. Sie stand kurz vor einem Nervenzusammenbruch.

Ruth hatte ihr mehrmals angeboten, sie könne jederzeit vorbeikommen. Der Kontakt war zwar schon eine ganze Weile abgebrochen, aber nun entschloss sich Silvia, Ruth mit einem unangekündigten Besuch zu überraschen. Es war dringend nötig, Berlin für eine gewisse Zeit den Rücken zu kehren.

Das Ehepaar nahm sie über den Transit mit bis nach Hof. Von dort aus kam sie auf der Strecke entlang der tschechoslowakischen Grenze nur etappenweise voran. Am frühen Abend stand sie in Drachselsried. Überall im Dorf warben Plakate für das Sommerfest. Silvia hatte seit dem frühen Morgen nichts mehr gegessen und der Hunger trieb sie auf den Marktplatz, auf dem Menschen mit geröteten Gesichtern auf Holzbänken saßen. Bedienungen im Dirndl schleppten Bierkrüge und Teller durch die engen Sitzreihen. Man hatte Stände aufgebaut, hinter denen gekocht, gebraten oder Bier gezapft wurde. Es gab auch eine kleine Bühne, auf der aber niemand stand. Die Volksmusik, die aus den Boxen dröhnte, kam vom Band.

Bei den Festbesuchern schien es sich um eine eingeschworene Gemeinschaft zu handeln. Immer wieder heftete jemand seinen Blick auf Silvia. Offensichtlich konnte man sie unschwer als Fremde ausmachen. Es lag keine Feindseligkeit in diesen Blicken, aber sie gaben Silvia das dumpfe Gefühl, deplatziert zu sein. Ein Mann mit einem viel zu kleinen Hut musterte sie ganz besonders keck und nickte ihr mehrmals zu.

Bodenmais konnte nicht weit von Drachselsried entfernt sein. Es musste eine Buslinie geben. Sie könnte ja auch bei Ruth etwas essen. Als sie den Dorfplatz verlassen wollte, fiel ihr auf, wie viele Menschen inzwischen hinzugekommen waren. Die Leute standen nun dicht gedrängt beieinander. Ein Kerl in Lederhosen stieß sie an, entschuldigte sich sogleich und wollte Silvia zu einem Bier einladen. Silvia sagte nichts, sondern entfernte sich rückwärtsgehend und prallte gegen eine Frau, die den Kopf schüttelte. Der Mann mit der Lederhose streckte die Arme von sich und machte ein trauriges Gesicht, ehe er laut lachte. Drei weitere Männer, die rechts von ihm standen, lachten ebenfalls. Verzweifelt versuch-

te Silvia sich weiter durch die Menge hindurchzuquetschen, als plötzlich dieser Junge vor ihr stand. Er zuckte mit der Schulter, beugte sich nach vorn und sagte ihr ins Ohr: „Die Leute hier sind nicht verkehrt, nur ein wenig eigenartig.“

Er musste die vorangegangene Szene beobachtet haben. Silvia versuchte zu lächeln, aber das wollte ihr nicht so richtig gelingen. Der Junge nahm sie dennoch sanft am Ellenbogen und führte sie aus der Menge hinaus in eine Seitengasse. Auch hier standen ein paar Bierbänke und wenn gleich dieser Ort nur wenige Meter von dem Trubel entfernt lag, wirkte er friedlich und sicher. Ihr Begleiter wies ihr mit der Handfläche einen Platz auf einer Bank, rief eine Bedienung herbei und bestellte zwei Bodenmaiser Dunkelbier. Dann setzte er sich neben sie, streckte die Hand aus und sagte: „Ich bin der Zacharias.“

Nur kurze Zeit später fühlte sich Silvia wie ausgewechselt. Ihre neue Bekanntschaft erwies sich als kultiviert und humorvoll. Sie erzählte ihm von ihrer Flucht aus Berlin und ihrem Vorhaben, Ruth mit ihrem Besuch zu überraschen.

Erst jetzt auf dem Sofa – auf dem sie noch immer mit geschlossenen Augen liegt – fällt ihr auf, wie Zacharias damals die Stirn in Falten legte, als sie den Namen ihrer Freundin erwähnte. Sie kann sich genau daran erinnern, wie sie ihn fragte, ob er Ruth kenne. Es dauerte einen Augenblick, ehe der verwirrt dreinschauende Junge ihre Frage verneinte.

Zacharias saß eine Zeit lang in Gedanken versunken da, bevor er ihr versprach, sie später mit seinem Wagen nach Bodenmais zu bringen. Dann sprang er auf und rief: „Ich hole uns etwas zu essen.“

Mit zwei Tellern in der Hand kehrte er kurz darauf zurück. Das gebackenes Zanderfilet mit Remouladensoße harmonierte fantastisch mit dem malzig schmeckenden Dunkelbier, von dem Zacharias immer wieder zwei neue Krüge bestellte.

Drei Männer und eine Frau betraten die Bühne. Die Band spielte alte Hits wie *Bad Moon Rising* oder *Hey Joe*. Das Ganze klang schrecklich amateurhaft und es gab laufend Rückkopplungen, doch Silvia befand sich nun in einer derart euphorischen Stimmung, dass sie aufstand und tanzte. Auch

Zacharias erhob sich und schlingerte um sie herum. Doch als sie ihn in die Menge, die sich auf dem Dorfplatz tummelte, hinein-führen wollte, schüttelte er den Kopf.

„Komm mit, ich möchte dir etwa zeigen!“, rief er.

Er führte sie einer von Fachwerkhäusern gesäumten Gasse entlang. Vor einem mit Aufklebern zugestrichenen grünen R4 blieb er stehen und sagte: „Das ist meine Luxuskarosse.“

Der altersschwache Wagen gab in den Kurven quietschende Geräusche von sich und die mit Filzstift beschriebenen Kassettenhüllen auf dem Armaturenbrett rutschen von einer Seite zur anderen. Seine langen dunklen Haare fielen Zacharias ins Gesicht und er streifte sie immer wieder mit einer routinierten Handbewegung hinter sein Ohr. Die Handschaltung des R4 bediente dieser zarte, feingliedrige Mensch wie ein Bauarbeiter. Dieser Kontrast amüsierte Silvia. Sie lächelte, klappte den Sitz nach hinten, schloss die Augen und genoss ihr neues Glück. Wo würde diese Reise hinführen? Was für eine Überraschung hielt er für sie bereit?

Als Zacharias den Motor abstellte, hatte sie ihre Augen noch immer geschlossen. Er tippte auf ihre Schulter und sagte: „Da sind wir!“

Vom Dunkelbier benommen, öffnete sie langsam die Augen, schaute sich um und musste feststellen, dass sie sich auf einem Waldparkplatz befanden.

„Wirklich *romantisch* hier!“, sagte sie entgeistert.

„Stimmte nicht ganz, was ich sagte: Es sind nämlich noch ein paar Meter, die müssen wir aber zu Fuß gehen. Komm, raus aus der Kutsche, husch, husch!“

Die Schottersteine stachen in Silvias Fußsohlen. Sie nahm ihre Espadrilles aus dem Wagen und zog sie an. Zacharias hatte die Heckklappe geöffnet und war damit beschäftigt, Decken, Mineralwasser und einen großen Beutel, in dem sich allen Anschein nach ein aufblasbares Boot befand, zusammenzupacken. Kein Zweifel: Zacharias war ein toller Typ, aber gleich mit ihm zu campen, fand sie trotzdem etwas befremdlich. Doch sie sagte nichts, sondern folgte ihm. Nur wenige Minuten später bot sich ihr ein Anblick, der all ihre Bedenken schlagartig

zerstreute. Sie blickte auf ein märchenhaftes Gewässer, in dem sich das Licht der untergehenden Sonne spiegelte.

Zacharias breitete die Arme aus und rief: „Ta-taa, ta-taa, der Arbersee!“

Es war sehr still an diesem Abend und die Umgebung besaß eine geheimnisvolle, majestätische Anmut.

„Komm“, sagte Zacharias und führte sie querfeldein zu einer bemoosten Lichtung direkt am Ufer.

Dort entledigte sich Silvia sogleich ihrer Kleider und rief Zacharias zu: „Komm schnell ins Wasser!“

Doch Zacharias blieb regungslos stehen. Sie zog ihn am T-Shirt, aber er stieß ihre Hand weg. Seine Augen glänzten, als hätte er Fieber. Fassungslos starrte Silvia ihn an. Dann zuckte sie mit der Schulter und sagte: „Gut, dann gehe ich eben allein.“

Das herrlich kalte Wasser belebte ihre benebelten Sinne. Sie tauchte unter, kraulte ein paar Meter, nur um sich gleich wieder auf den Rücken zu legen und wild mit den Armen zu rudern. Auf dem See lagen kleine Inseln, auf denen Büsche und Bäume wuchsen. Zacharias hatte ihr auf dem Weg zur



Lichtung erklärt, dass es sich um schwimmende Inseln handle, auf denen man zwar stehen, aber auch leicht einbrechen könne, denn der Schwinggrasen – wie man den Boden dieser Inseln nannte – sei stellenweise sehr dünn. Sie schaute ans Ufer und konnte trotz der hereinbrechenden Dunkelheit erkennen, wie Zacharias das Boot mit einem Blasebalg aufpumpte. Vielleicht würde er ja später eine Runde mit ihr drehen, dachte sie und fragte sich, warum er sich so harsch geweigert hatte, mit ihr schwimmen zu gehen. Sie schob den Gedanken beiseite und widmete sich wieder der unglaublichen Landschaft, die so zauberhaft anmutete, dass sie beinahe künstlich erschien. Vor der bergigen, sich allmählich verdunkelnden Silhouette, bildet eine Schar Vögel über den Gipfeln der Fichten ständig neue Formationen. Beseelt von dieser Pracht, drehte sie sich auf der Stelle im Kreis und strich mit dem Kinn über die Wasseroberfläche. Plötzlich spürte sie, wie etwas an ihren Waden vorüberzog. Es musste sich um einen Fisch handeln, und zwar um einen sehr großen Fisch. Mit einem Mal wurde ihr kalt und sie wollte zurück ans Ufer. Da war er wieder,

dieser Fisch, oder was immer es auch sein mochte. Direkt vor ihr bildeten sich Luftblasen. Dann tauchte ein Kopf auf. Silvia erstarrte. Die zarte violette Haut dieses Wesens erinnerte an die eines Neugeborenen. Die Schnauze stand hervor und die spitzen Zähne in dem offenen Maul bildeten einen keramikweißen Knochenkamm. Silvia wollte schreien, brachte aber nur ein leises Krächzen hervor. Sie drehte sich um und kraulte ans Ufer, so schnell sie konnte. Folgte ihr dieses Untier? Sie keuchte, schluckte Wasser, hustete.

Als sie endlich Grund unter den Füßen spürte und aus dem See hastete, stolperte sie einige Male. Zacharias stand neben dem Plastikkanu.

„Was ist denn los?“, sagte er.

„Da ist etwas im Wasser, ein Monster! Erst strich es um meine Beine und dann habe ich es gesehen.“

„Beruhige dich! Das war ein Fisch.“

„Mann, das war kein Fisch, das war ein Monster! Ich sagte doch, ich habe es gesehen. Lass uns die Sachen zusammenpacken und hier abhauen!“, schrie sie und schlüpfte in ihre Sachen, ohne sich abzutrocknen.

Zacharias kam langsam auf sie zu. „Schau mal“, sagte er, „ich habe hier eine Taschenlampe.“

Sie bemerkte erst jetzt, wie rasch sich das Tageslicht verabschiedet hatte und ihre Augen folgten dem Lichtstrahl, den er über die Wasseroberfläche gleiten ließ. Spiegelglatt lag er vor ihnen, der Arbersee. An keiner Stelle bewegte sich irgendetwas. Doch das beruhigte Silvia nicht, sondern verunsicherte sie noch mehr. Zacharias stellte die Lampe ab und streichelte ihre Wange. Dann bückte er sich und holte eine Petroleumlampe aus der Segeltuchtasche hervor, riss ein Streichholz an und hielt es an den Docht.

„Ein uraltes Ding. Gehörte meinem Großvater“, meinte er und setzte sich vor die Lampe.

Sie wollte nichts von dieser verdammten Lampe hören, sie wollte wegrennen, sie wollte diesen Ort sofort verlassen. Nur die Angst, jetzt allein durch den Wald streifen zu müssen, hielt sie davon ab, das Weite zu suchen. Langsam ließ sie sich neben ihm nieder und er küsste sie auf die Stirn. Ganz in der Nähe rief eine Eule. Bald glitten ihre

Körper auf die Wolldecke, die Zacharias auf dem Boden ausgebreitet hatte. Plötzlich nahm Zacharias seine Hände von Silvias Körper und richtete sich auf. Die flackernde Flamme der Petroleumlampe beleuchtete sein Gesicht. Sein Antlitz wirkte wie erstarrt.

„Was ist los?“, fragte Silvia, doch Zacharias antwortete nicht, sondern fixierte sie mit weit aufgerissenen Augen.

In diesem Moment kam vom Ufer her dieses Geräusch: ein leises Plätschern, als käme jemand aus dem Wasser. Silvia neigte den Kopf zur Seite und sah, wie die etwa anderthalb Meter große Kreatur auf sie zukam. Der Kopf mit der spitzen Schnauze korrespondierte in seiner Proportion nicht mit dem gedrungenen Körper. Die Kreatur drehte den Kopf hin und her und öffnete und schloss währenddessen abwechselnd die kurzen Arme.

„Was ist denn das?“, raunte Zacharias, stand auf und trat einige Schritte zurück, während Silvia – unfähig sich zu bewegen – am Boden kauerte.

Zacharias hielt plötzlich einen Zimmermannshammer in der Hand und sie fragte

sich, wie er auf einmal zu diesem Hammer kam. Mit wackligen Beinen erhob sie sich. Das Tier riss die Schnauze auf und fauchte. Unter den ovalen Nasenlöchern klebte Sekret. Es öffnete den Mund, ließ eine gelbe Zunge hervorschnellen und fauchte. Obwohl das Fauchen eher wie ein Schnarchen klang, erschauerte Silvia. Unwillkürlich hob sie den Gegenstand auf, der sich am nächsten befand und das war die Fußpumpe, mit der Zacharias das Kanu aufgepumpt hatte. Sie hielt das Gerät am Schlauch fest und als das Wesen näherkam, schlug sie mit dem Balg zu. Die Kreatur zuckte zusammen und wich ein Stück zurück und sah Silvia auf eine fast schon zutrauliche Art und Weise an. Plötzlich stürmte sie mit einer ungemeinen Geschwindigkeit an ihr vorbei und stürzte sich auf Zacharias, der sich seinen Weg durch das Gebüsch bahnte. Ungeachtet seiner plumpen Erscheinung verfügte die Kreatur über eine unglaubliche Souplesse. Es hatte Zacharias sogleich eingeholt und biss zu, immer wieder. Die Schreie des Jungen hallten durch das Tal. Silvia trat von hinten an das Untier heran und ließ den Blasebalg unablässig auf sei-

nen Körper niedersausen. Zacharias nutzte diesen Augenblick, rannte zum Gepäck und schnappte sich seinen Autoschlüssel, doch noch bevor er seinen Weg fortsetzen konnte, war es wieder bei ihm. Er flüchtete zum Uferrand, doch das Ding stürzte sich auf ihn und beide fielen ins Wasser.

Silvia stand am Ufer und zitterte. Sie nahm die Taschenlampe und leuchtete auf den See. Im Lichtkegel tauchte Zacharias kurze Zeit später vor einer der schwimmenden Insel auf. Es gelang ihm, sich auf den Schwinggrasen zu ziehen und sich aufzurichten. Die Absurdität dessen, was sich vor ihren Augen abspielte, lähmte Silvia, bis sein Schrei sie aus ihrer Apathie riss. „Lauf ins Dorf und hol Hilfe!“

Dann brach der Oberkörper dieses Wesens durch die dünne Bodendecke und packte Zacharias. Im nächsten Augenblick waren beide verschwunden.

Eine vollendete Stille legte sich über die Szenerie. Wie ein verängstigtes Tier blickte Silvia aufgeregt umher. Die Zeit schien stillzustehen, eingefroren in diesem grauenhaften Moment.

Erst ein weiterer Ruf der Eule befreite sie aus ihrer Starre. Der Zimmermannshammer lag im Moos. Das orange Licht der Petroleumlampe spiegelte sich auf dem Stahlkopf. Blut klebte auf den Tüten, auf der Decke und auf der Seitenwand des Kanus.

Silvia schnappte sich ihren kleinen Rucksack und rannte in den Wald. Büsche und Äste zerkratzten ihre nackten Arme und Beine. Ihr war, als laufe sie auf der Stelle, während die Schatten der Bäume um sie herumhuschten. Wo war der Weg? Hatte sie ihn bereits überquert?

Jegliche Orientierung war ihr abhandengekommen. Schließlich aber zog sich eine Landstraße durch den dichten Fichtenbestand. Auf dem Bankett ging sie in die Hocke und weinte.

Irgendwann nähert sich ein Fahrzeug. Die Scheinwerfer tauchten den Nadelwald in ein gespenstisches Licht. Silvia stand auf und wedelte mit den Armen. Der Pkw bremste und kam etwa fünfzig Meter hinter ihr zum Stehen. Aus den geöffneten Fenstern des Wagens dröhnte *Purple Rain* von Prince. Der Fahrer legte den Rückwärtsgang

ein und als der Audi neben Silvia stand, bückte sie sich, um ins Wageninnere zu schauen. Ein braungebrannter Mann mittleren Alters stellte die Musik leiser und sagte: „Was machen Sie denn um diese Zeit allein im Wald, junge Frau?“

Als er endlich begriffen hatte, dass sie außerstande war zu sprechen, meinte er: „Na, kommen Sie schon, steigen Sie ein!“

Silvia öffnete die Tür und ließ sich auf den Beifahrersitz fallen. Der Mann musterte ihre ramponierten Espadrilles und ihre blutigen Füße.

„Ist etwas passiert? Sollen wir die Polizei verständigen?“

Was sollte sie diesem Mann sagen? Was sollte sie der Polizei sagen? Mein Bekannter wurde von einem Monster im Arbersee ertränkt? Silvia hatte auf einmal entsetzliche Angst, man könnte sie für verrückt erklären. Sie schüttelte energisch den Kopf und brachte es fertig, ihren Mund zu öffnen und ihm zu sagen, er solle sie einfach in die nächste Stadt bringen. Das tat er dann auch, ohne weitere Fragen zu stellen.

Von ihrer Heimreise blieben ihr keine Bilder erhalten; sie konnte sich anschlie-



ßend lediglich daran erinnern, wie sie irgendwann in Berlin am Bahnhof Zoo aus einem Zug stieg und die Leute sie anstarrten wie eine Aussätzige.

Zwei Tage danach las sie in der Berliner Morgenpost folgenden Bericht:

Am Mittwochmorgen wurde die Polizei über den Fund einer Leiche auf einem Parkplatz in unmittelbarer Nähe zum Großen Arbersee informiert. Den beiden Beamten bot sich ein entsetzliches Bild: Eine Frauenleiche lag auf der Motorhaube eines R4. Wie sich herausstellte, handelte es sich bei der Toten um die Berliner Ruth B., die in Bodenmais eine Schreinerlehre absolvierte und bereits seit zwei Wochen als vermisst galt. Offensichtlich wurde sie Opfer einer Gewalttat, bevor der Täter ihre Leiche im Arbersee versenkte. Dringend tatverdächtig ist der Fahrzeughalter des R4, Zacharias O. Er wohnt mit seiner Schwester auf einem Aussiedlerhof, nicht weit vom Arbersee entfernt. Wo sich der Verdächtige derzeit aufhält, ist unklar. Nach ihm wird gefahndet.

Obwohl man die Schleifspur vom See zum Parkplatz deutlich erkennen konnte, bleibt die Frage offen, wer Ruth B.s Leiche aus dem See

*geholt und auf das Auto gelegt hat. Die Polizei steht vor einem Rätsel.*

Später wurde Zacharias Ott im See und drei weitere Frauenleichen im Keller des Bauernhofs gefunden. Die Obduktion ergab, dass diese Frauen – sowie auch Ruth – mit einem Hammer erschlagen wurden. Zacharias Leiche war von Bisswunden übersät, für die man keine Erklärung hatte. Die Sache wurde anschließend immer wieder von der Boulevard-Presse als die *Bodenmais-Morde* ausgeschlachtet.

Silvia nimmt die Handtasche vom Tisch und holt das Wanderjournal hervor. Der kurze Artikel auf Seite sechsundsechzig lautet:

### *Tor zur Unterwelt*

*Der Arbersee hat den Ruf, ein Tor zur Unterwelt zu sein. Durch seine schwarze Färbung hielt man den See für einen Zugang zur Hölle. Man glaubte, dass durch solche Zugänge die Teufelsbrut auf die Erde kam. So war der See zu meiden, denn wer wollte gerne in der Nähe sein, wenn ein Dämon aus dem See aufsteigt?*

Silvia steht auf, geht in die Küche und brüht sich einen Vanille-Tee auf. Im Hinterhof krächzen die Krähen auf den Ästen der alten Kastanie. Sie hat auf eine *Teufelsbrut* eingeschlagen! Sie hat mit einem Blasebalg auf ihren *dämonischen Retter* aus der *Unterwelt* eingeschlagen! Dieser Gedanke amüsiert sie ungemein. Sie öffnet das Küchenfenster und schaut hinunter in den Hof. Herr Zeltès jätet das Gras, das auf dem Weg zu den Mülltonnen zwischen den Steinplatten hervorsprießt. Lachend hebt sie die Hand zum Gruß und nickt mehrmals mit dem Kopf. Herr Zeltès blickt mit zusammengekniffenen Augen zu ihr hinauf. Es dauert eine ganze Zeit, ehe er ihren Gruß erwidert.



Helena Petrovna Blavatsky (1831–1891)

# UNSICHTBARE MACHT

## Einstein 145

### Artikel

---

**Gerd Maximovič**

Zitiert wird:

Blavatsky, Helena Petrowna: Geheimlehre I. Verlag Esoterische Philosophie, Hannover 1999. Zitiert als „Blavatsky 1“.

Gehen wir – in Erkenntnis der Welt – davon ist, etwas ist. Also war etwas immer. Und etwas wird immer sein. Entsprechend die Esoteriker, der Stoff ist ewig:

„Der Stoff ist ewig.“ (Blavatsky 1, S. 301)

Und:

„Alles, was ist, war und sein wird, IST  
ewig...“ (Blavatsky 1, S. 303)

Wir entnehmen, der Stoff ist ewig. Da etwas ist, wird es sich wohl verändern, aber verschwinden wird das Sein nicht. Nun erwägen wir des weiteren den schlichten Gedanken, von Nichts kommt nichts. Das Sein aber ist vorhanden. Worauf begründet oder bezieht es sich folglich? Demnach auf etwas, das immer und zunächst ohne nähere Begründung ist, welches also immer und ewig ist, welches wir also Gott zu nennen pflegen. Denn von Nichts kommt nichts, von Gott aber alles.

Vor diesem Hintergrund müssen wir uns einmal mehr die heute gängige oder doch zumindest gerne erörterte Theorie vom Anbeginn alles Seins vor Augen halten. Danach explodierte (streng dem linearen Denken verpflichtet) zu Anfang aller Zeiten das Nichts, wodurch also die Welt (in dieser simplen und vor allem falschen Betrachtung) geschaffen wurde.

Ich möchte die Herren (und Frauen) Wissenschaftler inständig ersuchen, uns einmal zu erklären, wie das Nichts es wohl

fertig bringen würde, zu „explodieren“. Das Nichts ist nichts, es explodiert nicht (es furzt nicht einmal, mangels Arschloch). Indes, auch hierzu (zu der offiziell anerkannten oder zumindest verbreiteten geläufigen Wissenschaft) eine Bemerkung von Frau Blavatsky, die zu ihrer wie zu unserer Zeit paßt, nämlich:

„Was immer jedoch die Wissenschaft denken mag – und die exakte Wissenschaft ist eine wankelmütige Dame, wie wir alle aus Erfahrung wissen... (Blavatsky 1, S. 301)

Wollen wir also auf die „wankelmütige Dame“ hören, oder wollen wir nicht doch vielleicht lieber selber denken – und gar unsere eigenen Erfahrungen in Bezug auf Gott machen? Was denken Leserin und Leser hierüber? Sind wir wirklich vollständig am Verblöden, oder gibt es auch in dieser Hinsicht nicht einen einfachen, von jeder und von jedem überprüfbaren praktischen Ausweg? Insbesondere hinsichtlich der Tatsache, weil Gott gut ist („Gott“ = „gut“ – das ist ein und dasselbe Wort!). Und weil

wir – jede einzelne und jeder einzelne von uns – dies überprüfen können, ja müssen.

Und dann, mit der auch für uns gewonnenen Erfahrung, welche unsere Altvorden schon kannten (darum verwendeten sie ja für „God“ und „good“ nur dieses eine Wort). Sollte man dann nicht meinen, daß uns die Gott ignorierende oder verleugnende Wissenschaft infolge ihrer Unzulänglichkeit nicht mehr so stichhaltig erscheinen möchte (läßt sie betrachtungshalber doch das wichtigste Vorstellbare schlicht und einfach außer Acht)?

Auch hierzu nochmals ein Hinweis. Früher, als sie noch seelisch vernünftig waren, wußten sie – auch aus Erfahrung – von Gott. Darum: „Gott = gut“ und „God = good“, es genügte also, in diesem Gesamtzusammenhang ein einziges Wort zu verwenden (damals wie heute). Dann kam die rationalistische (die sich auf die reine Vernunft stützende) Zeit auf, welche sich selbst „Aufklärung“ nennt, um sich etwa gegen den Hexen-Glauben des Mittelalters abzuheben. Womit sie aber etliches Rätselhafte über Bord warf, worüber wir sehr wohl



weiterhin nachdenken sollten, sofern wir die Welt wirklich verstehen wollen.

Es galt – mit Beginn der „Aufklärung“ – nur noch, was handfest nachgeprüft werden konnte. Nun kann man auch Gott „überprüfen“, indes nicht auf Knopfdruck, nicht so, wie man den Lichtschalter anknipst. Doch die moderne Technologie läßt nur noch die Bedienung des Lichtschalters gelten. Alles andere (wesentlich aus früheren Zeiten und aus wesentlicher Erkenntnis stammend) wurden also über Bord geworfen. Dabei gewiß auch mancher Unfug, indes aber auch grundlegend triftige Gedanken, welche nicht ins heutige Weltbild passen.

Und da stehen wir nun, der Wissenschaftsbetrieb wurde gewissermaßen von der (göttlichen) Seele gesäubert und gereinigt. Und die Wissenschaft, sofern ehrlich, fragt sich nun verzweifelt, indes vergebens: was steht denn HINTER der über alles gelobten Mechanik? So fragt die zitierte „wankelmütige Dame“, und sie sieht nicht ein, daß sie vordergründig wohl manchen Erfolg aufweist.

Indes, den Grundlagen kehrt sich die „wankelmütige Dame“ nicht zu. Wie aber will man etwas erklären, wenn man das entscheidende Moment (den auch uns bewegenden oder beflügelnden Geist) außer Acht läßt? Man hat das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, das ist geschehen. Und es wird Zeit, sich zu besinnen und wieder aufzuwachen.

Gehen wir nun einen Schritt weiter. Die „Aufklärung“ hat also den gesamten Geisterglauben zusammen eigentlich mit Gott ausgeräumt oder über Bord geworfen. Sie, die Aufklärung, verläßt sich nur noch auf greifbare, materielle Dinge. Übrigens also mit großem Erfolg, wie wir aus der seitdem erfolgenden Entwicklung von Wissenschaft und Technik entnehmen. Nur freilich, unser Verständnis der Welt (und selbst unser innerliches, an Beweisen orientiertes Empfinden) leidet darunter.

Jede einzelne und jeder einzelne weiß schon, die Welt – äußerlich, oberflächlich, materiell betrachtet – das ist nicht alles. Da steckt mehr dahinter. Das ist das sichere Empfinden, welches einem die rein materiell ausgerichteten Wissenschaftler – man

kann sagen: in ihrer Einfalt – nicht wegnehmen werden. Hier sind wir auch wieder bei der Esoterik, welche wohlgemut und munter gerne andere Wege einschlägt, die zuverlässige, indes allemal rätselhafte Welt zu begründen oder zu erklären. Oder doch wenigstens einen geringen Aufschluß über sie und über die sich in ihr vollziehenden eigentümlichen Dinge zu vermitteln. Insofern wieder Frau Blavatsky:

„... daß das ganze Weltall von intelligenten und halbintelligenten Kräften und Mächten beherrscht wird...“ (Blavatsky 1, S. 307)

Nicht wahr, man fragt sich, kann das sein, was Frau Blavatsky hier vorstellt? Gibt es, kurz gesagt, weil nachprüfbar, Kräfte für uns und in uns, welche zu allermindest den Teil des Universums, den wir selbst darstellen, regieren oder mit regieren? Erstaunliche Antwort darauf: selbstverständlich gibt es solche Kräfte, wie seit Urzeiten bekannt ist.

Früher nannte man diese Mächte etwa über uns wachende „Schutzengel“, heute –

uns modern dünkend – reden wir vom persönlichen Unterbewußtsein, einer aktiven, unabhängigen Instanz, welche uns behütet. Indes, Worte, auch wie Daimon oder Genius für dieselbe Sache, sind egal. Sicher ist, es gibt solche „Kräfte und Mächte“, und zwar, selbst nachprüfbar, zunächst einmal in uns drinnen. Wir entnehmen also, daß die von der Esoterik gelegte oder aufgespürte Spur der Welterklärung sehr wohl ernst genommen werden muß (auch wenn nicht alle von der Esoterik erklärungs halber vorgebrachten Vorschläge unbedingt stimmen müssen).

Was wir sehen, rein physikalisch vor uns haben, das ist das gegenwärtige materielle Sein. Also Stein, Baum, Haus und dergleichen. Die Frage aber stellt sich, ist da nicht doch noch etwas mehr dahinter? Alleine den Baum – und zwar rein materiell – betrachtet, er stand doch nicht ewig da, sondern er entspringt einem winzigen Samen, aus welchem er sproßte und welchem man den späteren mächtigen Baum nicht anzusehen vermochte. Es steckt also – rein schon auf der physikalischen Ebene – mehr dahinter, als uns der öde vordergründige

Anblick je verrät. In diesem Sinne Frau Blavatsky:

„Der Okkultismus sieht in allen diesen Kräften und Offenbarungen [Ton, Licht, Schwingungen] eine Leiter, deren niedere Sprossen der exoterischen [äußerlichen] Physik angehören und deren höhere auf eine lebendige, intelligente unsichtbare Macht zurückgeführt werden...“ (Blavatsky 1, S. 605)

Wie das Beispiel des Baums und seiner Samen (längst auch in der asiatischen Philosophie und Religion erörtert) schon zeigt, da steckt – selbst auf der vordergründig-physikalischen Ebene – mehr dahinter, als wir denken. Wenn wir dann auch noch erleben, wie sich eine „höhere Macht“ bei uns oder in uns meldet, dann schwinden alle Zweifel, daß dem so wäre.

Den vordergründig-materialistisch orientierten Skeptikern dieser Auffassung sei gesagt, es entscheidet hier und überall die nachprüfbare Praxis und nicht das, was wir uns materiell leichthin einzubilden pflegen. Nicht wahr, arm ist jemand, der sich bloß

an den vordergründigen Erscheinungen orientiert. Unterstützt wird er freilich in unseren Tagen durch die öffentlichen Medien wie Fernsehen und Presse, so fühlt er sich ermuntert (weil ja angeblich alle das, was er eng materialistisch vorträgt und vertritt, vermeintlich sagen).

Sie, die Vertreter dieser Gattung, versuchen noch jede und jeden selbständig Denkenden in ihren armen, dünnen Kreis hineinzuziehen. Dabei entscheidet – selbst auch vordergründig – doch die Praxis! Man sehe sich nur einmal an, was Emile Coué in Sachen Gesundheit ermitteln konnte, und wie da unsere höchst unsichtbaren unterbewußten Mechanismen zu wirken pflegen. Und noch einmal: sie wußten das auch ansatzweise früher schon, und wir, die wir heute so stolz auf unsere fortschrittliche Erkenntnis sind, haben all dies (die Seele betreffend) vergessen. Aber so ist das nun einmal, wer heute lautstark den Ton angibt, glaubt am Ende selber, daß die Früheren viel weniger als wir Heutigen wußten.

Dabei schlägt sich die Wahrheit doch selbst in den Worten unserer Sprachen nie-

der, etwa: Gott ist gut (God is good). Das sagt doch einiges, wenn nicht alles.

Steht also eine intelligente unsichtbare Macht hinter allem? Selbstverständlich! Und zwar eine Macht, sie ist uns nicht nur zugänglich, sondern sie ist bis zu gewissen Graden sogar gefügig. Wie erstaunlich, indes, sie macht (etwa per Gesundheit) das, was wir wollen, sofern den Umständen nach möglich. Nicht wahr, auch dies ist eine wichtige Erkenntnis: wir sind vom Universum nicht ausgeschlossen, sondern wir sind in ihm enthalten, in es eingeschlossen, und mehr noch – aufgerufen! Und wozu? Uns persönlich wie allgemein zu verhalten.

Es ist nämlich kein Zufall, daß wir da sind. Sondern dies entspricht der Notwendigkeit, wie die „höhere Macht“ (Gott also) dies in letzter Instanz verfügte. Und zwar, wohlgemerkt, wir sind aufgerufen, unseren Beitrag zu leisten, wie ausgesprochen gering er auch sein mag. Doch in dem großen Plane sind des weiteren etliche und viele vorgesehen, so daß sich die beträchtliche Last des großen Beginns auf sehr, sehr viele Schultern verteile (demnach auch auf

unsere, mit dem uns gebührenden winzigen Beitrag).

Erneut und immer wieder die Frage: steckt jemand oder etwas hinter den seismäischen Dingen? Und wenn ja, wird man davon ausgehen können, daß dieser Hintergrund-Mechaniker oder -Ingenieur nicht nur einmal (bei Schaffung des Universums) eingriff, sondern daß er stets und immer wieder eingreift, auf diese Weise das große Rad überhaupt am Laufen haltend?

„Die allen kosmischen und und irdischen Elementen innewohnende Fähigkeit, in sich selbst eine regelmäßige und harmonische Reihe von Resultaten zu erzeugen, eine Verkettung von Ursachen und Wirkungen, ist ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß sie entweder von einer Intelligenz beseelt sind, von außen oder von innen, oder daß sie eine solche innerhalb und hinter dem ‚geoffenbarten Schleier‘ verbergen. Der Okkultismus leugnet nicht die Gewißheit des mechanischen Ursprunges des Weltalls; er behauptet nur die unbedingte Notwendigkeit von Mechanikern



irgendwelcher Art hinter oder innerhalb jener Elemente..." (Blavatsky 1, 650)

Nun, wir entnehmen, hinter all diesem steht ein Architekt oder Mechaniker. Wir überlegen indes weiter, dies wäre ein schlechter, stümperhafter Mechaniker, der sein Werk oder seine Reparatur nicht vollendet (damit die Sache aus sich selber wirke). Sondern der nicht nur ständig dabei sein muß, sondern der stets auch (demnach bei jedem Atom) darauf einwirken muß, damit ein gewisser Prozeß sich vollziehe.

Auf der anderen Seite aber ist dieses schlüssig: das Ganze ist von einer Intelligenz beseelt, wie im Zitat richtig ausgedrückt, will sagen: Architekt oder Monteur (die Hauptverantwortlichen in Sachen Universum), sie sind stets zur Stelle, und bereit einzugreifen. Wie aber greift man in den großen kosmischen Prozeß ein? Mit lautem Getöse, Getobe, Gepolter, Geschrei, damit nur auch jede und jeder höre: ich bin der Größte?

Oder sollte man Gott (um ihn handelt es sich ja dabei) nicht unterstellen, daß er fein, subtil mit den von ihm verantwor-

ten Stoffen operiere – so daß wir eine Einwirkung seinerseits nur schwerlich zu erkennen vermögen. Ich erinnere an das Wetter (siehe mein Buch „Die wahre Geschichte“), Gott wirkt in Einzelfällen sehr wohl auf das Wetter ein, doch versteht man zumindest heutzutage seine (Gottes) Handschrift nicht. Das Wetter, so sagt man heute, hängt unter anderem von der Bewegung der Erde sowie von der Neigung der Erdachse ab; gewiß ja, aber eben nicht nur!

Und was den „geoffenbarten Schleier“ betrifft, eine solche Enthüllung ist jeder und jedem bis zu gewissen Graden möglich. Wie das? Nun, da ist einerseits die Gesundheit. Man wünsche sich im konkreten Falle (rein technokratisch) gesund zu sein (durch Anwendung der Coué'schen kurzen positiven Sprüche), und man wird in der überwiegenden Zahl der Fälle gesund sein. Das hängt auch von verschiedenen weiteren zugehörigen Umständen ab.

Und gleich aber noch, weil Gott ja immer und stets aufmerksam zuhört: man kann besagten Vorgang auch per Gebet (mithin per Gottes-Anrufung) bewirken. Beides, Sprüche und Gebete, wirken in die-

selbe göttlich-unterbewußte Richtung. Aber mehr noch, hierzu: man denke oder wünsche sich ein geeignetes Wetter. Wie bei der Heilung braucht das Zeit. Was aber wird geschehen? Man lese also mein Buch „Die wahre Geschichte“, und darin die historisch nachgewiesene Überlegung und Erwägung, daß selbst das Wetter bis zu gewissen Graden in unserer Hand liegt (indem wir Gott um dasselbe bitten).

Was ist das für eine merkwürdige Welt? Antwort: wir sind unausweichlich (glücklicherweise) unentrinnbar mit Gott verbunden. Warum ist das gut? Weil der neutrale Gott gut ist, denn das ist ja, wie oftmals angemahnt, ein Wort: „Gott“ und „gut“, „God“ und „good“, wie unsere sprachschöpferischen Altvordenen längst erkannten. Darum haben sie das in diesen beiden Sprachen (Deutsch und Englisch) festgeschrieben, damit wir es nie vergessen.

Und was machen wir heute daraus? Es ist jämmerlich, was wir insofern gewärtigen, doch in der materialistischen Zeit (also heute) gilt es wohl, Gott und die Gottesvorstellung mit allen Mitteln zu tilgen und auszulöschen.

Übrigens wirkt Gott auch in jenen, die ihn mißachten oder gar leugnen. So großzügig ist er. Erleiden die Gottes-Leugner demnach gar keinen Nachteil infolge ihres irrigen Denkens? Antwort: doch, selbstverständlich. Man hat eindeutig Vorteile, wenn man sich an Gott wendet. Siehe, wie in meinem Buch „Die wahre Geschichte“ erwähnt, die Völker Japans und Englands in der Geschichte (um hier nur einmal diese beiden einzelnen Beispiele unter so vielen anderen zu nennen), welche mit Gottes Hilfe über das Wetter Schlimmeres von ihren Ländern abwenden konnten.

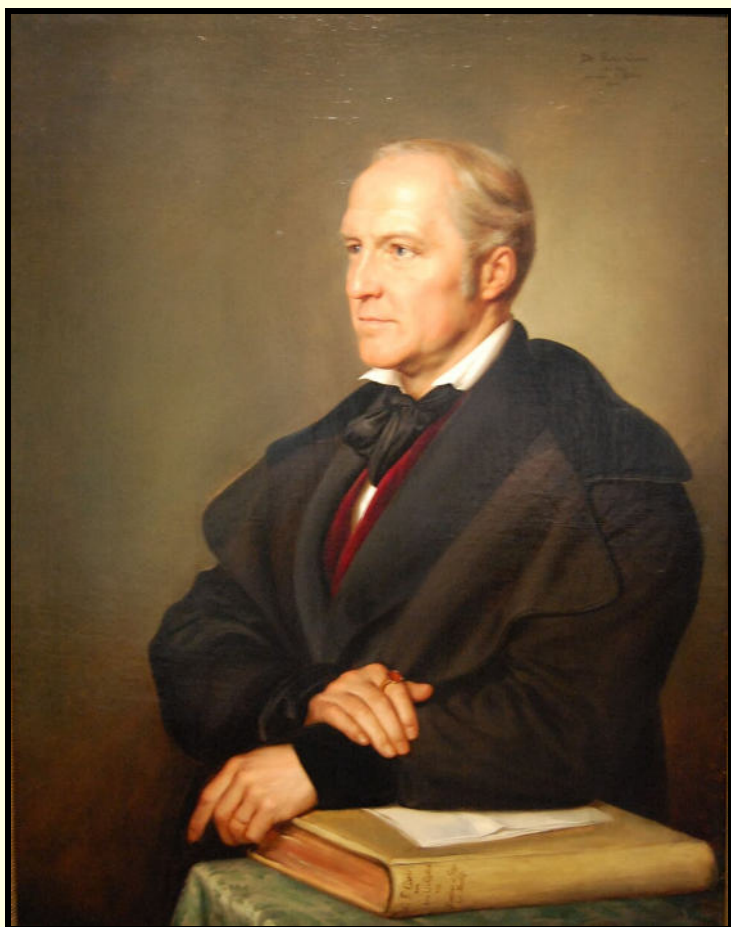
Wer sich also, wissentlich oder unwissentlich, von Gott abwendet oder ihn leugnet, der kann sich selbstverständlich der durch Gott gewährten Vorteile nicht erfreuen. Dies gilt also auf allen Gebieten, wo die „unsichtbare Macht“ tätig wäre. Insbesondere selbstverständlich auch auf dem der Gesundheit, mithin einer von den zeitlichen Geschichts-Verläufen nicht vollständig, doch einigermaßen unabhängigen persönlichen Entwicklung.

Man bedenke erneut und des weiteren, Gott, soll er wirken, will angerufen werden

(per Coué'scher Sprüche oder per Gebete). Nicht wahr, diese Vorstellung erscheint seltsam, doch es ist so. Anrufen, das heißt ja auch: Anerkennen. Gott will anerkannt werden. Glaubt das jemand? Ja, jedenfalls, es ist so (man sehe die Praxis, die Praxis beweist es).

Wer ihn nicht anruft, wie die sich wissenschaftlich aufspielenden Gottes-Leugner, der erhält auch keine Hilfe in als alltäglich zu bezeichnenden Dingen, obwohl dies sehr wohl möglich wäre. Gott will angerufen werden. Dies ist, wie bei Emile Coué, auch rein technokratisch, also durch Sprüche oder selbst durch bloßes intensives Wünschen möglich. Man muß demnach nicht beten. Man muß aber voll der Gottes-Gewißheit sein.

Also nochmals: Gott (die unterbewußte Präsenz auch in uns) eilt hilfreich, indes für gewöhnlich stillschweigend, herbei, und wirkt über natürliche Dinge (wie das Wetter) oder über allgemein unverstandene Dinge (welche wir dann törichterweise den Zufall zu nennen belieben).



Carl Gustav Carus (1789–1869)  
Gemälde von Julius Hübner, 1844

# TIERE (CARUS 12) Artikel

---

**Gerd Maximovič**

Zitiert wird: Carl Gustav Carus (1789 – 1869): Über Lebensmagnetismus und über die magischen Wirkungen überhaupt. Edition Argo. Dingfelder Verlag, 8138 Andechs. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von Benno Schwabe & Co. (Basel 1925). Erstveröffentlichung dieses Buches: 1857.

Woraus beziehen wir unsere Kraft? Was ist heilsam? Offensichtlich muß man aktiv sein, geistig und körperlich, das ist das Beste. Daneben gibt es Orte, welche schlicht und einfach und selbst ohne genauere Er-

klärung „gut tun“, so die Wälder mit ihren Bäumen:

„Endlich will ich denn auch noch des mesmerischen Einflusses gedenken, welcher Bäumen und Tieren zugeschrieben worden ist und in mancher Beziehung nicht geleugnet werden darf. – Wie namentlich aber gewissen, auf der Höhe des Pflanzenlebens erscheinenden Produkten es merkwürdig eigen ist, das bewußte Seelenleben herabzustimmen und das unbewußte zu heben, so liegt allerdings auch eine besondere unmittelbare Einwirkung dieser Art in der Atmosphäre der Bäume. Alte Bäume mit ihren mächtigen Stämmen und weithin schattenden Gipfeln spielen eine Hauptrolle in den Mythen und Legenden aller Völker, und die eigene Ruhe und Stille, die uns in unsern Wäldern empfängt, ist sicher nicht bloß der Wirkung vermehrter Kühlung und verminderten Lichts (wie ganz anders wirken Kühle und Schatten eines alten Gemäuers auf uns), sondern es liegt hier etwas Unmittelbares, worüber man abermals



nur von sehr sensitiven Personen bestimmtere Auskunft einsammeln kann.“  
(Carus, S. 107 f)

Und wie ist das mit den Tieren? „Hauchen“ diese uns auf ihre Weise auch neues Leben ein, so wie die sauerstoffhaltigen Wälder dies zweifellos unbedingt tun?

„Anders verhält es sich in dieser Beziehung mit den Einwirkungen tierischen Lebens, allwo unzweifelhafte Facta wohl jedem erfahrenen Arzte vorliegen. – Ich will hier nämlich nicht sowohl auf die Einwirkung einzelner lebender Tiere eingehen, obwohl dieselbe jedenfalls in vielen Fällen entschieden mesmerisch ist, dergestalt, daß Individuen vorkommen, welchen z. B. die Anwesenheit einer Katze im selben Zimmer geradezu unerträglich ist, während andere bei chronisch-rheumatischen Zufällen sich entschieden dadurch erleichtert finden, daß sie sich Meerschweinchen (*Cavia porcellus*) im Zimmer halten...“ (Carus, S. 108 f)

Wie steht es mit dem Dunst von frischem Tierblut und seiner Wirkung auf den Menschen?

„Daß der Dunst des frischen Tierblutes, daß der Dampf und die Wärme, welche die geöffnete Bauchhöhle eines frischgeschlachteten Tieres entwickelt... so außerordentliche Wirkungen hervorbringt, ist nur aus der mesmerischen Einwirkung des verrauchten Tierlebens auf das Unbewußte unseres Organismus zu erklären, denn die direkte Nahrungsabgabe dieser Dinge ist ja so gering, daß in dem Trinken einer halben Tasse Bouillon uns offenbar mehr Eistoff zugeführt wird, als durch ein ganzes Tierbad gegeben werden könnte. Daß die Menschen, welche das Fleischerhandwerk treiben, nie von Schwindelsucht heimgesucht werden und in der Regel so stark genährt sind, wird ebenfalls nur von hier aus ganz verständlich.“ (Carus, S. 109)

Tiere haben also einen Einfluß auf uns, nach dem Motto „Leben auf Leben“, so Carus:

„'Leben auf Leben', heißt demnach der große Wahlspruch aller höhern organischen Erhaltung, und somit begreift man auch, wie nicht bloß alle höhern organischen Geschöpfe nur aus den lebendigen Reichen ihre Nahrung entnehmen, und wie der lebendige Mensch dem lebendigen Menschen neue Lebenskraft einzuhauchen vermag, sondern auch wie in gewissem Grade selbst das Tier, ja sogar noch das verendete Tier mesmerisch auf uns wirken kann.“  
(Carus, S. 109 f)

Hier weiter Carl Gustav Carus, der uns unsere in der Regel „unverdautes“ Vorstellungsvermögen Tieren gegenüber vermittelt. Also, Carus und die Tiere und deren Einfluß auf uns:

„Noch näher als das Pflanzenleben tritt das des Tieres an den Menschen heran, und der erste Beleg hierfür wird da-

durch gegeben, daß keine Pflanze auf die lebhafteste Weise unsere Zuneigung rege machen, oder unsere Abneigung und Grausen hervorrufen kann, als dies von Tieren bekannt ist. Nach beiden Seiten tritt das Individuelle, d.h. die Geltung des tiefsten Unbewußten im Menschen mit außerordentlicher Lebhaftigkeit hervor. Es ist merkwürdig zu sehen, wie in einzelnen Kindern die Liebe zu kleinen Tieren, Vögeln, Hunden, Katzen usw. zu wahrer Leidenschaft werden kann, so daß ein Verlust dieser Art ein vollkommenes Unglück erscheint, wie ganze Volksstämme ihre Existenz an die gewisser Tiere knüpfen, wie die Araber an das Pferd und das Kamel, und diese Geschöpfe in ihr Familienleben mit hineinziehen, ja wie die im allgemeinen widerwärtigsten und gefährlichsten Tiere, wie Schlangen, von einzelnen Individuen so herangezogen sich finden, daß diese letztern (man denke an das, was wir von den ägyptischen Schlangenbeschwörern lesen) sich fortwährend mit ihnen umgeben und eine eigene Herrschaft über sie ausüben; ja

es gehen diese sonderbaren Anziehungen und Abstoßungen so weit, daß gewisse Individuen von blutsaugenden Insekten im höchsten Grade verfolgt werden, während andere sind, die sich kaum von dergleichen belästigt finden.“  
(Carus, S. 140 f)

Wir sehen auch hier, in diesem Zitat, wie das „tiefste Unbewußte“ nach Carus offensichtlich eine ganz wesentliche Rolle spielt. Und selbiges ist ja bekanntlich ein Faktor, über welchen wir uns gewöhnlich keine Rechenschaft abzulegen pflegen. Wie kommt diese unbewußte Verbindung (hier: Mensch-Tier) zustande? Spielen dabei etwa magnetische oder elektrische Strömungen oder Erscheinungen eine Rolle? Carus:

„Am seltsamsten endlich pflegt sich eine entschiedene Abneigung, ja ein gewisses Grausen, welche einzelne Menschen gegen manche, oft an sich ganz unschädliche Tiere empfinden, herauszustellen. Es gibt deren, welchen eine Maus, ein Frosch, eine Raupe, eine Spinne eine solche Nervenaufregung

hervorruft, daß diese bis zur Ohnmacht sich steigert, wenn dergleichen Geschöpfe in ihre nächste Nähe geraten. Dem Grunde solcher Erscheinungen auf die Spur zu kommen, wird man in der Regel ganz vergeblich versuchen, eben weil er in den tiefsten Regionen des unbewußten Lebens sich verbirgt. Am ersten wird noch bei stark elektrischen Geschöpfen, wie Katzen, es begreiflich, wenn sie gewissen Personen, deren Nervenleben für magnetische und also auch für elektrische Einwirkungen sehr empfindlich ist, einen heftigen und wichtigen Eindruck machen, einen Eindruck, welcher oft schon in der Atmosphäre eines Zimmers gefühlt wird, wo das Tier ungesehen verweilt, sowie es dagegen sicher nur damit zusammenhängt, daß eben dasselbe Geschöpf altern, abgelebten und reizlosen Personen oft im höchsten Grade lieb und angenehm wird.“ (Carus, S. 141)

Man vermerke, auch hier wieder der deutliche Hinweis auf die „tiefsten Regionen des unbewußten Lebens“. In welchen sich be-

kanntlich viel mehr abspielt, als wir – vor-  
dergründig – auch nur erahnen. Ja, man se-  
he, selbst Heilwirkungen können von sol-  
chen Tier-Mensch-Beziehungen ausgehen,  
nach Carus:

„Wenn endlich aus solchen Beziehun-  
gen nun auch heilkräftige Einwirkungen  
gewisser Tiere auf Menschen sich erge-  
ben (von denen ebenfalls bereits bei Ge-  
legenheit des Lebensmagnetismus die  
Rede war und wohin das Umsichhaben  
von Meerschweinchen und dergleichen  
gehört)...“ (Carus, S. 141)

Auch die aus toten Tieren gewonnenen  
Produkte können einen ganz wesentlichen  
Einfluß auf unser Wohlbefinden, mehr  
noch, sogar auf unsere Gesundheit aus-  
üben.

„Welche Wohltat gewähren Stoffe wie  
Leder und Pelzwaren allein unserer  
Existenz, wie angenehm sind nicht Wol-  
le, Horn, Schildkrot, Elfenbein, Knochen,  
Federn für unsere Fühlung, und wie  
sehr wird alles dies eben durch deren

animalische und deshalb uns näher stehende Natur bedingt!“ (Carus, S. 142)

Auch andere Substanzen der Tiere haben heilende, arzneiliche Wirkung, und wiederum läuft das Ganze über unterbewußte Prozesse ab (welche man letztlich nur als „magisch“ bezeichnen kann), Carus:

„Ähnlich verhält es sich jedenfalls mit den medikamentösen Substanzen, welche unmittelbar als solche dem Tierkörper entnommen sind, als von denen namentlich die ältere Medizin noch eine Menge gebrauchte, welche gegenwärtig (ich will nicht sagen ob immer mit Recht), als gänzlich unbrauchbar und wirkungslos betrachtet werden, wohin denn namentlich die Bezoarsteine aus dem Darmkanal von Wiederkäuern, ja gewisse Arten von Darmkot selbst gehörten. Daß dagegen die Absonderung aus Drüsen, in der Nähe der Geschlechtsorgane einiger Tiere gelegen, wie der Moschus und das Kastoreum, ebenso wie das Ambra (ein Darmgehalt des Pottfisches) wirklich eine starke



arzneiliche Wirkung haben und namentlich auf die Nerven der Sexualorgane (in deren Nähe sie im Moschustier, Biber und Pottfisch entstanden) eigentümlich einwirken, ist jedem erfahrenen Arzte bekannt und hängt ebenfalls von Einflüssen des Unbewußten ab, die wir in unserem Sinne nur als magisch bezeichnen können.“ (Carus, S. 143)